Dr. Max Kemmerich

Dinge die man nicht sagt

Verlag Albert Langen / München







Dinge, die man nicht sagt

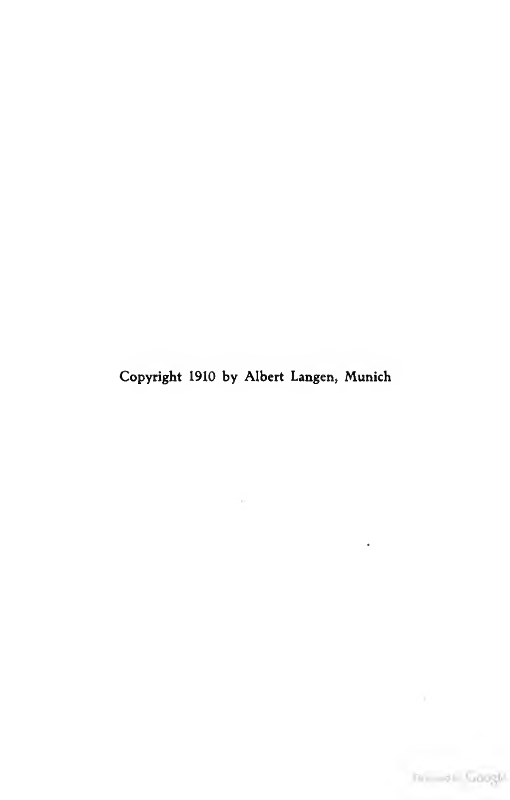
von

Dr. Max Kemmerich

Sechstes und siebentes Tausend



Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München



Inhaltsverzeichnis

Dinge, die man nicht sagt

Bildungsideale

Das Mannesideal kriegerischer, in den Anfängen der Kultur stehender Völker war überall und zu allen Zeiten der starke und kühne Kriegsheld. Gesellten sich List und Verschlagenheit zu diesem Bilde, so war das, wie das Beispiel des Odysseus lehrt, kein Fehler. Ein Jäger muß ja listig sein, um das schnellere mit besseren Sinnen ausgerüstete Wild zu erlegen. Und Jagd und Krieg sind Geschwister. Allerdings stand das Volksempfinden stets mehr auf Seite der offenen, starken Recken. Wir begeistern uns für Siegfried und wenden uns vom grimmen Hagen trotz seines Heldenmutes ab, weil er durch List den lichtumstrahlten Feind überwand. Andererseits liebt das Volk den kleinen und klugen David und freut sich über die Niederlage des ungeschlachten Goliath; es schenkt den Zwergen seine Sympathie im Kampfe gegen übermenschliche Riesen. Vielleicht kommt hier bereits ein demokratischer, gleichmachender Zug zum Ausdruck. Man will — da ja nicht jeder von Natur groß und stark sein kann — auch dem Kleinen Mittel im Kampf ums Dasein konzedieren, auch ihm eine Überlegenheit einräumen und findet diese in der Intelligenz, die in primitiven Zeiten in der Form der

List in die Erscheinung tritt. Aber der Pfiffikus ist doch nur mehr oder weniger geduldet. Man begeistert sich nicht an ihm, man freut sich vielleicht über seine gelungenen Streiche. Nur der strahlende, offne, große, starke, mutige Kriegsheld genießt allseitige liebende Verehrung.

Von einem eigentlichen Bildungsideal kann auf dieser Stufe noch kaum gesprochen werden. Dazu fehlt zu sehr die Kultur, das Gegenteil von Natur. Erst wenn die Natur zurücktritt hinter der bewußten Pflege angeborner oder erworbner Eigenschaften, erst dann sind wir berechtigt von einem Bildungsideal zu sprechen.

Während das *Kriegerideal* mit nicht allzu großen Variationen zu allen Zeiten dasselbe blieb — allerdings ließen die Feuerwaffen die Schätzung der körperlichen Kraft und Gewandtheit zurücktreten hinter Disziplin und überlegendem Mute —, finden wir schon in grauester Vorzeit, in Ägypten und Babylonien, den Wiegen unserer Kultur, etwas Neues. Das ist der gelehrte Priester, der den überkommenen Wissensschatz zu hüten und zu bereichern hat. Daneben spielen die alten und weisen, lebensklugen und erfahrenen Männer eine Rolle.

Zum ersten Male, soviel wir wissen, wurden die beiden Forderungen der gleichzeitigen Ausbildung von Körper und Geist von den Griechen gestellt und erfüllt. Die *Kalokagathia* umfaßt den ganzen Menschen. Neben sorgfältiger gymnastischer Durchbildung des Körpers und Schulung im Waffengebrauch nimmt die Pflege des Geistes einen hervorragenden Platz ein. Dazu tritt aber auch die Gemüts- und Charakterbildung.

Nicht nur durch gute Lehren und Beispiel, auch durch Ausübung der Musik wird auf Milderung der Sitten, Eindämmung des Egoismus und Empfänglichkeit für das Schöne neben dem Nützlichen hingewirkt. Das glänzende Resultat dieses Ideales war der harmonische Grieche. Nie wieder gab es eine Zeit oder ein Volk, wo die Zahl der ebenmäßig gestalteten Körper so groß war als im alten Hellas. Nie wieder auch eine solche allgemeine Empfänglichkeit für alle Fragen der Kultur. Der Mann war mit Lanze und Schwert so gut Meister wie im Ringkampf und Wettlauf, seine Liebe und sein Verständnis für die unsterblichen Schöpfungen der bildenden Künstler wichen nicht dem für Dichtung und Wissenschaft. Dabei war der Ausgleich zwischen Egoismus und Altruismus so völlig hergestellt, daß die Ethik eines Sokrates und Plato von der der folgenden Jahrtausende kaum in einem einzigen Punkte verbessert werden konnte.

Das Ideal edler, freier Menschlichkeit, das köstlichen Inhalt in vollkommen schönem Gefäß umschließt, hat zuerst Athen der Menschheit geschenkt. Allerdings setzte dieses aristokratischste Ideal, das je existierte, das Vorhandensein von Sklaven voraus, die für die täglichen materiellen Bedürfnisse sorgen mußten, um den Herren die Muße zu gewähren, sich und ihre Anlagen zu höchster Vollendung auszubilden.

Während das römische Mannesideal mehr auf eine praktische Geistesrichtung und auf eiserne Disziplin des Willens hinauslief, in der Ewigen Stadt nicht der Mensch sondern der Staatsbürger das Ziel der Bildung war, hat das ritterliche Ideal der Stauferzeit eine gewisse äußere Ähnlichkeit mit der Kalo-

kagathia. Zu Heldenmut und körperlicher Kraft gesellt sich die Sangesfreude. Das wilde Draufgängertum wird gebändigt durch die Mâzze, uns von den Griechen als *σωφροσύνη*, von den Römern als temperantia bekannt. Dazu gesellen sich die bekannten christlichen Tugenden der Demut, Milde, auch der Askese.

Allerdings besteht zwischen dem Ritterideal und dem hellenischen ein bedeutender Unterschied, selbst wenn wir von der verschiedenen Betonung gewisser Forderungen und der noch verschiedeneren Verwirklichung absehen. Au fond blieben die Ritter eben doch gepanzerte Barbaren, und ihre Minnelieder können über ihre wissenschaftliche Unbildung so wenig hinwegtäuschen, wie ihre Moral der weitherzigen der Griechen ebenbürtig ist. Sie waren in erster Linie, ja ausschließlich Christen, oder vielmehr Kirchengläubige, oder wollten es doch sein. Daraus folgt von selbst Ablehnung der Welt und ihrer Güter. Wenigstens als Forderung. Die Griechen aber, mit beiden Füßen im Diesseits stehend, ohne dem Materialismus zu frönen, sind eine der edelsten, wenn nicht überhaupt die edelste Blüte am Baume der Menschheit.

Allmählich verblaßten Scholastik und mittelalterliche Halbkultur vor der strahlenden Sonne klassischer Künste und Wissenschaften. Die kirchliche Welt wurde zu eng; die Berührung mit dem heidnischen Auslande lehrte, daß es auch dort viel des Guten gab, der Mensch wurde auch außerhalb des Christentums entdeckt. Die Zeiten der Weltentsagung waren vorbei. Höher als auf irdische Güter zu verzichten, schätzte man es, sie weise zu genießen.

Wo hätte es da bessere Lehrmeister gegeben als die alten Schriftsteller? Mit Leidenschaft wurden sie studiert und desto besser verstanden, je mehr sich das Kulturniveau der Zeit hob und damit dem der Antike näherte. So entstand das Humanistenideal, das seine Befriedigung suchte in möglichst vollständiger Erfassung der klassischen Bildungsmasse, in harmonischer Ausbildung von Gemüt und Geist. Daneben galt die allgemeine Menschenliebe als erstrebenswertes Ziel. Vergessen wurde allerdings der Körper. Die volle Harmonie der Kalokagathia war bereits abgebröckelt und sollte nie wieder erstehen.

Die Erweiterung des Horizontes durch Entdeckungen und Erfindungen zwangen den bisher vernachlässigten Realien mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Immer hatte es ja auch in den Tagen des Humanismus Männer gegeben, die klassische formale Bildung mit Versenkung in die Wunder der Natur zu verbinden gewußt hatten. Man denke an Dürer, Leon Battista Alberti oder Lionardo. Aber das waren immerhin Ausnahmen, nicht nur als gewaltige Genies, sondern auch in ihren Tendenzen. Ein großer Teil der Gebildeten begnügte sich mit möglichst eindringender Kenntnis der Antike und verschloß die Augen vor der sich entfaltenden Welt der Naturwissenschaften. Die Spannung zwischen beiden Richtungen, von denen jede gut, keine vollkommen war, wuchs immer mehr. Während die Naturwissenschaften den glänzendsten Aufschwung nahmen, erstarrten die humanistischen Studien in geistlosem und pedantischem Formalismus.

Da erwuchs im 17. und 18. Jahrhundert aus dem Bestreben die unvergänglichen Schätze der Antike zu

erhalten, gleichzeitig aber auch dem aus den Naturwissenschaften erblühenden neuen Leben gerecht zu werden, ein neues Bildungsideal: das enzyklopädische, polyhistorische.

Großen Geistern wie Descartes, Leibniz, Newton, Haller, Goethe u. a. m. genügte die Vertrautheit mit der Antike nicht mehr, sie wollten auch im weiten Reiche der Natur zu Hause sein. Und so finden wir denn eine bedeutende Zahl von Männern, die nicht nur ihre Klassiker lesen, die in lateinischer und griechischer Sprache schreiben, ja dichten können, die umfassende historische, philosophische und mathematische Kenntnisse besitzen, sondern auch Mechanik, Physik, Astronomie und so und so viele andre Disziplinen beherrschen. Ja, mehr als das, sie bereichern alle diese Gebiete durch eigne Arbeit! Damals war man in der gebildeten Gesellschaft sicher, mit seinen Gedanken von jedermann verstanden zu werden. Denn die Erziehung war auf der breiten Basis der Humaniora und Realien zugleich aufgebaut, und im späteren Leben suchte man seine Ehre darein zu setzen, möglichst gleichmäßig im Reiche der Geistes- wie der Naturwissenschaften beschlagen zu sein. Und zwar fordern Männer wie Herder und Pestalozzi nicht etwa mechanische Gedächtnisdressur, sondern harmonische Ausbildung aller Anlagen und Kräfte. Einzelne Vertreter dieser hochstehenden Bildungsstufe — auf der allerdings im Gegensatz zur Antike die Pflege des Körpers und teilweise wohl auch die des Gemütes litt — haben sich in Männern wie Thomas Young, Comte und Spencer bis fast auf unsere Zeit gerettet.

Die außerordentlichen Fortschritte des mensch-

lichen Wissens auf fast allen Gebieten, die Zerlegung der Wissenschaft in immer mehr und mehr Teildisziplinen machte es der breiten Masse der Intelligenz unmöglich sie alle gleichmäßig zu beherrschen, geschweige denn auf mehreren produktiv tätig zu sein. Denn daß die Summe des Wissens ganz ungeheuer gewachsen ist, unterliegt gar keinem Zweifel. Es fragt sich nur, ob die individuelle Bildung damit Schritt hielt.

Statt nun zu versuchen Methoden zu erfinden, die es jedem danach Strebenden ermöglichen sollen, sich mit dem Wesen und den wichtigsten Resultaten der verschiedenen Disziplinen vertraut zu machen, statt also der Differenzierung der Wissenschaften, wie sie zum Zweck der Forschung nötig war, eine Integrierung der Lehre entgegenzusetzen, schlug man einen andern Weg ein: Man erklärte, daß jedermann nur in seinem Fach zu Hause sein müsse, da aber desto gründlicher. Der Spezialist wurde anerkannter Bildungstypus. Da nun aber manche Hilfs- oder Zweigwissenschaft doch zu winzig schien, um sich mit ihrer ausschließlichen Kenntnis zu begnügen, man aber aus prinzipiellen Gründen einem Übergreifen in andere Gebiete abgeneigt war, fand man einen höchst genialen und einfachen Ausweg: Man muß in seinem Fach einfach alles wissen, der Jurist jeden Paragraphen, der Historiker jede Aktennummer, der Theologe jedes Bibelwort, der Germanist jede Variante usf. Man muß also ein wandelndes Fachlexikon sein, aber auch nur das. Über den Wert des Lebens, Fragen, die über das Alltägliche hinaus gehen, über das Gute und Schöne, Weltall und

Menschheit braucht niemand sich mehr Gedanken zu machen: Im Gegenteil. Durch solchen Dilettantismus schadet er sich in den Augen der Kollegen.

Der eine gibt jahraus jahrein Akten heraus oder seziert Muskeln, der andre macht jahraus jahrein Stiefel. Beide sind Spezialisten, ihr Bildungsbereich an Umfang nicht wesentlich verschieden. Nur daß die Menschheit es schmerzlich vermissen würde, wenn der Schuster seine Tätigkeit einstellen würde, während das nicht immer in gleicher Weise bei der des Wissenschaftlers der Fall wäre.

Unstreitig ist jener Arbeiter, der sein ganzes Leben lang nur die Köpfe von Hufnägeln macht, jenem überlegen, der die ganze Eisentechnik zu beherrschen versucht. Er produziert mehr und daher billiger; aber er ist ein ganz beschränkter Banause, als Mensch ein Bruchstück. Dasselbe gilt vom sogenannten Gebildeten.

So richtig und notwendig eine Differenzierung der Wissenschaften zum Zwecke der Forschung ist, so betrübend sind ihre Folgen für den Einzelnen. Jeder Berufszweig lebt in einer ganz andern Ideenwelt, so völlig von der des Nebenmenschen getrennt, daß sich die Vertreter verschiedner Disziplinen untereinander gar nicht mehr verstehen. Die gemeinsame Basis fehlt. Statt alle schlummernden Kräfte tunlichst zu entfalten, läßt man sie sämtlich verkümmern bis auf die wenigen, die das Berufsleben erfordert. Diese werden hypertrophisch gemästet, die andern sterben ab, wie die Augen der Höhlentiere durch Nichtgebrauch. Statt lebendige Kenntnisse zu erwerben, die zu einem Verständnis des Welt- und Lebensganzen

führen, werden tote Tatsachenmassen aufgespeichert, aus denen der Geist immer mehr herausdestilliert wird. Die Gemüts- und Willensbildung steht — wo sie überhaupt vorhanden — in keinem harmonischen Verhältnis zu der des in spanische Stiefel eingezwängten Geistes. Die Gebildeten sind unter sich durch unsichtbare chinesische Mauern geschieden. Das Schlimmste aber ist, daß man diesen Zustand nicht als mit allen Mitteln zu bekämpfendes Übel betrachtet, manchmal hervorgegangen aus dem grausamen Zwang durch auf kleinem Gebiete erworbene Routine die Konkurrenz zu schlagen und mehr zu verdienen, sondern daß man ihn gut heißt!

Das liegt ganz und gar nicht in der innern Notwendigkeit. Es wird noch einmal eine Zeit kommen, in der man zwar Respekt haben wird vor der Wissensmasse der Gegenwart und ihren Fortschritten auf fast allen Gebieten Bewunderung nicht versagt, aber sich voller Geringschätzung von ihren individuellen Bildungstendenzen abwendet. Sie lassen jeden Zug ins Große vermissen. Dahin ist das harmonischste Bildungsideal der Kalokagathia, die schöne Seele im schönen Körper, dahin das des Humanismus, dahin auch das umfassendste des Polyhistorismus, das heute geradezu als Schande gilt. Der Horizont des einzelnen hat sich mehr und mehr verengt. Das Bildungsideal der Gegenwart ist der beschränkte Fachsimpel.

Die Schule

Die Schulzeit ist die schönste Zeit im Leben. Die liebenden Eltern sorgen für unsern Unterhalt, während wir uns allein der Ausbildung unseres Geistes widmen dürfen. Dazu die frische Jugendlust, die uns beseelt, der Frohsinn unserer Spiele mit den Kameraden! Es ist eine herrliche Zeit, ohne materielle Sorgen, ohne Kampf ums Dasein. O, könnte ich wieder Schulbub sein!

So oder ähnlich hört man oft reden. Besonders gibt es viele Eltern, die ihren eignen Kindern gegenüber so tun, als glaubten sie, was sie sagen. Ich muß gestehen, daß die Schulzeit die häßlichste im Leben ist. Nie wieder, auch nicht vor ernsten oder gefährlichen Dingen, vor Rennen, Examen, Mensuren, Gerichtsverhandlungen, selbst nicht vor der eignen Hochzeit, wohl dem folgenreichsten Schritt des Lebens, hatte ich je wieder das Gefühl des Unbehagens, wie es mich und wohl jeden Schüler — denn ich war kein schlechter — jeden Sonntag abend beschlich. Morgen mußt du wieder in die Schule! Ich glaube vor der eignen Hinrichtung ist einem nicht viel übler zumute. Dabei hatte ich es im allgemeinen während der wenigen Jahre meines Schulbesuches mit Kameraden und Lehrern gut getroffen, ja, die Bekanntschaft mit manchem

dieser Männer muß ich als Gewinn für mein Leben betrachten. Es lag also nicht daran, sondern an der Schule als solcher, als Institution.

Jedes kleine Kind von normaler Veranlagung hat einen unstillbaren Wissenstrieb, der auch von verständigen Eltern nach Tunlichkeit befriedigt wird. „Sag Papa, ist der liebe Gott auch sparsam?" „Warum denn, mein Herzchen?" „Weil er den Mond nur andreht, wenn es not tut, wenn die Sonne ausgegangen ist." „Hat der liebe Gott den ganzen Bauch voll Menschen?" „Wie kommst du auf die Frage?" „Ja, wo nimmt denn der liebe Gott die vielen Menschen her, die er macht?" So geht es den ganzen Tag fort, und die Eltern freuen sich darüber.

Mit dem Besuch der Schule erlischt der Fragetrieb. Nicht daß die Kinder nunmehr über alles sich selbst Auskunft geben könnten. Beileibe nicht! Aus einem sehr betrübenden Grunde: Weil künstlich das Interesse an der Umwelt ertötet wird. Gibt es dazu ein besseres Mittel, als die kleinen Köpfe mit Dingen vollzupfropfen, die ihnen völlig gleichgültig, ja zuwider sind? Als sie stundenlang in unbequemer Haltung in schlechtventiliertem Raume zu halten, ohne Erlaubnis sich zu rühren oder ihren Neigungen nachzugehen? So wird allmählich Schule und Zwang, Langeweile und Ermüdung für sie synonym. Es sei zugegeben, daß der Anschauungsunterricht in unseren Volksschulen, speziell in München, in vortrefflicher Weise gehandhabt zu werden beginnt. In der Regel aber wird nur mit Begriffen und Worten operiert, vor allem geantwortet, bevor das Kind fragt. Diese Methode ist mit Raffinement darauf angelegt, Dumm-

köpfe zu erziehen, selbst wenn wir vom Religionsunterricht absehen.

Dazu kommt, daß Individualisierung bei der Größe der Klassen kaum möglich ist. Daher muß das aufgeweckte Kind immer warten, bis das unbegabte etwas kapiert hat und die Lehrpläne, darauf Rücksicht nehmend, setzen drei- bis viermal soviel Zeit an, als erforderlich wäre, alles gründlich zu lernen. Daß damit Unaufmerksamkeit systematisch erzogen wird, liegt auf der Hand. Statt aufzupassen, treiben die geistig regen Kinder Unfug. Wenn aber etwas fürs Leben zu lernen wichtig ist, dann ist es die Kunst sich zu konzentrieren. Jeder wird ja nicht Subalternbeamter und hat Dienststunden abzusitzen, es gibt doch auch Leute, die später etwas leisten müssen. Für Staatshämorrhoidarii ist unsere Schulerziehung vortrefflich, für aktive Menschen, die Werte schaffen wollen, ein Unglück.

Es kann ja nicht bestritten werden, daß überall das Tempo des Marsches durch die Langsamsten bestimmt wird. Die Mittelmäßigkeit triumphiert immer. Das läßt sich eben im Staatswesen nicht ändern. Aber diesem Übelstande wird beim Militär durch scharfe Auslese der Geeigneten begegnet. Infolgedessen ist das Tempo immer noch schnell genug. In der Schule sitzen Krethi und Plethi beisammen. Solange man nicht die Unbegabten von den andern trennt, wird man die letzteren nicht nur außerordentlich in der Entwicklung aufhalten, man wird auch ihren Charakter schädigen.

Die Erfahrung lehrt ja, daß die Letzten in der Klasse keineswegs immer die Letzten im Leben wurden. Sie blieben zurück wegen der Einseitigkeit ihrer Be-

gabung und Neigungen, aber auch weil das schleppende Tempo sie anwiderte und ihr Interesse lähmte. Die Primi aber haben es wohl nur im Ausnahmefalle zu etwas Tüchtigem gebracht. Sie sind guter Durchschnitt; nicht intelligent genug, um über das Pensum herauszustreben, — der Geweckte kann die stundenlange Wiederkäuerei bekannter Dinge einfach nicht aushalten — vielleicht auch zu Privatneigungen zu gewissenhaft, andererseits hinlänglich begabt, um den Lehrstoff in sich aufzunehmen. Dazu kommt eine nicht zu unterschätzende Willenskraft im Unterricht aufzupassen. Da aber der Primus sich daran gewöhnt, die ihm entgegentretenden, allerdings nicht übergroßen Schwierigkeiten spielend zu überwinden, hat er es nicht gelernt, seine Kräfte zu stählen, und unterliegt in ernsten Kämpfen.

Doch unsere Volksschulen sind gut, wenn auch natürlich besserungsfähig, deshalb wenden wir uns den Mittelschulen zu, durch die unser Volkstum täglich den schwersten Schaden erleidet.

Werfen wir zunächst einen Blick auf den Lehrstoff, so finden wir sehr viel Überflüssiges, neben mehr Notwendigem, das wir vermissen. Unsre Erziehung hat idealistischen Charakter. Dagegen ließe sich manches einwenden, viel aber auch zur Verteidigung vorbringen. Bestreiten wird sich kaum lassen, daß ideale Güter länger vorhalten als materielle, daß ohne einen gewissen Idealismus der einzelne in ernster Lage nicht glücklich sein kann. Daß wir den Geist unsrer Kinder aber lediglich nach der formalen Seite ausbilden, ist nicht zu verantworten.

Gewiß ist die Fähigkeit logisch zu denken von

allerhöchstem Werte und die Mittel, sie durch Sprachen und Mathematik zu fördern, an sich nicht zu verurteilen. Aber leider ist die Ausbildung des Denkvermögens recht problematisch, trotz der darauf verwendeten und in Sprachstunden verschwendeten Zeit. Zunächst will man absolut keine hervorragende Talente erzielen, sondern lediglich mehr oder minder guten Durchschnitt, Dutzendmenschen. Danach ist ja der ganze Lehrplan eingerichtet. Solange man noch glaubt, daß der Staatsbürger der beste ist, der am meisten in der Masse untergeht, der mit allem, was eine hohe Obrigkeit ersinnt, hochzufrieden ist, der Ruhe und Stagnation als seine erste Pflicht anerkennt, solange wird man sich hüten, für die Ausbildung besondrer Kapazitäten etwas zu tun. Das Dogma von den Schafen, die ja bekanntlich ihre Hauptvorzüge nicht auf dem Gebiete der Intelligenz besitzen, und der Aufgabe, diese Herde zu weiden, liegt der hohen Obrigkeit eben immer noch im Blut. Das Ideal der Erziehung ist das Stimmvieh, das unbedingt der klerikal-konservativen Parole Gefolgschaft leistet. Es ist der Bureaukrat, der möglichst gewissenhaft und geistlos Paragraphen anwendet. Für diese Leute ist unsre Erziehung natürlich noch lange gut genug. Aber in ihnen erblicken wir nicht die Zukunft unsres Volkes, wenn ihr Wert als Ballast besonders in stürmischen Zeiten auch durchaus nicht verkannt werden soll.

Den Nutzen der klassischen Sprachen für das Denkvermögen zu leugnen wäre töricht. Wohl aber genügt das Lateinische zu diesem Zwecke völlig; dann aber ist vor allem die Methode der Sprachstudien geradezu kläglich. Ist es nicht ein Skandal, daß die

Schüler nach neunjährigem Gymnasialbesuch, trotz einer täglichen Lateinstunde, nicht nur weit entfernt sind von der Beherrschung der Sprache in Wort und Schrift, nein, daß sie in der Regel nicht imstande sind, einen einigermaßen schwierigeren Text ohne vorherige Präparation zu lesen? Ein Wunder ist es allerdings nicht. Denn selbst auf Fertigkeit im Übersetzen und Verstehen wird kaum Gewicht gelegt, desto mehr aber auf die grammatikalischen Formen, die Regeln, die Ausnahmen, die Syntax, die Etymologie und anderes, was ja für Philologen gewiß ganz interessant sein mag, für die produktive Menschheit aber — und das sollte doch die Mehrheit sein — wenig Reiz bietet. Jeder Kellner kann nach einigen Monaten Sprachunterricht einen französischen oder englischen Roman lesen, wenn er auch nicht alles verstehen wird. Nach. neun Gymnasialjahren kann man Griechisch überhaupt nicht und Latein höchstens so viel, um Cicero und Cäsar zur Not zusammenzubuchstabieren. Beim ersten besten Grabstein, bei der nächsten klassischen oder mittelalterlichen Inschrift aber ist Matthäus am Ende.

Und was nun gar den Inhalt des Gelesenen betrifft. Du lieber Gott! Nicht auszudenken kläglich. Ja, im griechischen Theater weiß man zur Not Bescheid, auch im Heerwesen und ähnlichem. Aber vom Geist, von der Denkweise, vom Leben der Antike nimmt man bestenfalls Scherben in sich auf. Unvergängliche Meisterwerke der Litteratur werden höchstens dem Worte nach übersetzt, nicht dem Inhalte nach verstanden und erlebt. Die ursprünglich leidenschaftliche Liebe zu dieser glänzenden Epoche

der Menschheitsgeschichte verwandelt sich langsam aber sicher unter dem Einfluß der Philologen in Abscheu. Vom Zauber antiker Lyrik bleiben ein paar Wortformen, von antiker Kunst ein langweiliger Kanon.

Würde man den altsprachlichen Unterricht dazu benutzen, daß der Schüler etwas lernt, dann könnte er hingenommen werden. So aber ist er der furchtbarste Zeitverlust. Die Sprache wird so gut wie gar nicht erfaßt, Geist und Leben der Antike noch weniger und statt Liebe und Bewunderung zu hinterlassen, bleibt ein ewiges Mißbehagen gegen eine Zeit, die uns so viel Ärgernis verursachte und die überall in Ästheticis als Maßstab angelegt wird, ohne daß wir die Berechtigung dazu einsehen gelernt hätten.

Der Geschichtsunterricht besteht in der Anhäufung großer Zahlenmassen und einer Fülle politischer Daten. Das Gedächtnis wird hier noch mehr auf Kosten des Intellekts überanstrengt als im Sprachunterricht. Alles ist auf die Glorifizierung der Heroen, besonders des Herrscherhauses zugeschnitten vom Volk ist kaum die Rede. Das Jahr 1848, die Verfassungskämpfe und ihre Ursachen werden kaum berührt, wenn überhaupt, dann als „tolles Jahr". Man vergißt völlig, daß wir in einem Verfassungsstaate leben, und hört gar nichts von dieser Verfassung noch von den Parteien. Nichts von Rechten und Pflichten der Staatsbürger noch der Obrigkeit. Das ist die staatsbürgerliche Erziehung in einem Reiche, das jedermann das Wahlrecht einräumt! Ist es da ein Wunder, wenn die Absolventen der Volksschulen in hellen Haufen zur Sozialdemokratie übergehen, die in die Lücke einspringt? Wäre es nicht klüger, auf der Schule wahrheits-

gemäßen Unterricht zu erteilen und den Zögling auf die Aufgaben vorzubereiten, die ihm in der Zeit des allgemeinen Wahlrechtes bevorstehen? Etwas weniger Sprachunterricht, dafür aber Einführung in die treibenden Faktoren der Gegenwart wäre kein schlechter Tausch. Jeder Lehrling weiß von diesen Dingen mehr als der Gymnasialabsolvent. Daß die kläglichen Resultate dieser Vogel Straußpolitik, die sich im Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen doch laut genug zeigen, noch nicht Remedur bewirkt haben, spricht nicht für den erleuchteten Geist der Maßgebenden

Auf gleicher Höhe steht der Literaturunterricht! Klopstock, bei dessen Namen das Gähnen zu unterdrücken schon schwer fällt, wird nicht etwa nur in seiner historischen Bedeutung gewürdigt, was durchaus gerechtfertigt wäre, er wird als vorbildlicher Dichter gefeiert! Goethes Prosa, die — unbeschadet der Gedankentiefe des Inhalts — für uns von erschreckender Breite und Langeweile ist, gilt als Maßstab unseres Stils. Wehe dem, der wahrheitsgemäß bekennt, daß er der Redseligkeit des Olympiers keinen Geschmack abgewinnen kann! Die tönende Phrase, nicht das kleinste Übel unserer Zeit, wird so gefördert statt bekämpft.

Diese ganze Erziehung ist dazu angetan, Leute ohne jede Vorstellung von der realen Welt ins Leben zu schicken. Wie es in Rom oder Athen vor zwei Jahrtausenden und länger aussah, wissen sie zur Not; wie es bei uns aussieht, davon haben sie gar keine Ahnung. Wenn auch nicht bestritten werden soll, daß gewisse Vermächtnisse des Altertums unvergäng-

lichen Wert besitzen, so muß doch energisch betont werden, daß sie allein zur Erziehung des modernen deutschen Staatsbürgers nicht ausreichen. Mag auch Seele und Geist gebildet werden — doch selbst dies geschieht nur in einseitiger Weise —, die positiven, praktischen Kenntnisse sind gleich Null. Erst vor wenigen Jahren hat man die Notwendigkeit eingesehen, den Naturwissenschaften gewisse Zugeständnisse zu machen. Vorher hatte der Gymnasiast gar keine Ahnung davon, daß es außer der Welt der Griechen und Römer noch eine andere gibt, in der Völker und Staaten nichts sind als Ameisenhaufen im Walde. Seitdem werden die Realien gepflegt, d. h. man hört etwas von Optik, Akustik und Mechanik, macht einige chemische Experimente und berechnet Fallgesetz, Pendelschwingung und einige astronomische Aufgaben. Vom Geist, der das Weltall beseelt, soweit wir ihn erkannt, von der Entwicklungslehre und Biologie, von Soziologie und Geologie lernt man nicht nur nichts, man erfährt noch nicht einmal etwas von der Existenz aller dieser Gebiete. Dadurch könnte ja vielleicht das Glaubensleben der Jugend gefährdet werden!

Unsere Schulerziehung bezweckt angeblich Idealismus, sie will den Schüler in eine utopische Welt versetzen, die aber mit dem Moment zusammenbricht, wo sich das Schultor hinter ihm schließt. Es sei eingeräumt, daß es recht gut ist, einen gewissen Idealismus der Jugend einzupflanzen; denn da der Egoismus, Hunger, Streben nach Erfolg und Macht ganz von selbst beginnen, sobald wir in diese Welt des Kampfes eintreten, so wirken die Erinnerungen der Schulzeit

vielleicht mildernd. Das ist ja der größte Segen aller Lehren und Vorschriften, daß sie nicht oder nur teilweise befolgt werden. So ist auch der Schaden der Schulerziehung, der Träumer statt Männer, Phantasten statt Kämpfer erzeugen würde, nicht so groß.

Und das auch noch aus einem andern Grunde! So sehr Idealismus gepredigt wird, so wenig wird er gehandhabt. Das Examenwesen ist daran Schuld, denn man studiert nicht, um etwas zu lernen, aus reiner Liebe zum Wissen und zur Wahrheit, sondern mit Rücksicht auf Versetzung oder Abgangszeugnis. Die idealistische Erziehung besteht nur auf dem Papier und in Lehrgegenständen und ist da unnütz; im Geiste aber gibt es sie nicht; so herrscht die Phrase oder Lüge.

Was nun die Hauptforderung der Schulbildung, das selbständige Denken, betrifft, so steht es mit ihrer Erfüllung nicht glänzend. Denn wehe dem der selbständige Urteile abzugeben wagt, sofern sie sich nicht mit den von den Oberen gewünschten decken! Die Selbständigkeit ist Fiktion, Wahrheit aber ist die Schablone, das Herdenmenschentum, das den Charakter unterdrückt.

Leider ist die Schulerziehung zwar nicht dazu angetan, den Geist besonders zu stärken, wenn auch natürlich eine gewisse günstige Wirkung neben der überwiegend schädlichen nicht zu leugnen ist, wohl aber den Körper zu schwächen. In keinem Stande sind die Militäruntauglichen so zahlreich als unter den Absolventen unserer Mittelschulen. Kurzsichtig, mit gekrümmten Rücken und blutarm verläßt eine Generation nach der andern die Schulbank, um den Kampf ums Leben, den um die Weltherrschaft an-

zutreten. So reicht die Erziehung zum Idealismus zwar nicht aus zur Vorbereitung auf den nun beginnenden Daseinskampf, wohl aber, um den Körper schwer, oft lebenslänglich zu schädigen, den Charakter aber nicht zu veredeln.

Was endlich die gesellschaftliche Erziehung betrifft, die so wichtig ist wie das Öl in der Maschine, um Friktionen zu vermeiden, so spielt der geschniegelte Höfling, der glatte Franzose die Rolle des Wauwau. Der Mann im Papierkragen, Jägerhemd und Schaftstiefeln, mit struppigem Bart ist das Ideal deutscher Männlichkeit. Statt hier vom Ausland zu lernen, werden die feineren Sitten Frankreichs und Englands verspottet. Die Folge sind dann die Italienreisenden, vor denen jeder ästhetisch empfindende Mensch reißaus nimmt, es sind jene Rauhbeine, die in unserm Vaterlande die Regel bilden, jene Typen, die Lackelhaftigkeit mit Überzeugungstreue und Mannesmut, die Taktlosigkeit und Rüpelei mit Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit verwechseln.

Erzogen wird gewiß, aber wie! Zunächst wird ein geistiger Hochmut, eine Verachtung des Gelderwerbes und damit des Kaufmannstandes angelernt, die doppelt lächerlich ist in einem Lande, das zum guten Teil von Handel und Industrie lebt und bei wachsender Bevölkerung immer mehr leben muß. Dann werden junge Leute bis zum 18., ja 20. Lebensjahre, deren Altersgenossen in anderen Berufen schon große Freiheit genießen, wie kleine Kinder behandelt, und zwar nicht nur in, sondern sogar außerhalb der Schule. Da wird ihnen verboten Spazierstöcke oder Zwicker zu tragen, die Parademusik zu besuchen, mit

den Eltern in Restaurants zu gehen oder auf ihre Erlaubnis hin ins Theater. Der Rektor, ein Tyrann im Kleinen, behält sich also das Recht vor, den Schülern zu untersagen, was die eignen Eltern erlauben! Das ist ein unwürdiger Zustand, der höchstens in einem Polizeistaate am Platze wäre. Und dann gar noch der Kirchenzwang! Aber diese Bevormundung auf allen Gebieten, die Heuchelei und Servilismus nach oben, Rücksichtslosigkeit nach unten und gegen Gleichgestellte groß zieht, verträgt sich mit dem Idealismus, dessen Pflanzstätten unsere Schulen zu sein behaupten! Und dann wundert sich alles, wenn die jungen Leute, eines unwürdigen Drilles endlich ledig, über die Stränge schlagen, sobald die Schule sich hinter ihnen schloß. Statt allmählich auf die relativen Freiheiten des Erwachsenen, auf seine Pflichten und Rechte vorzubereiten, an Selbstzucht zu gewöhnen, werden Jünglinge plötzlich ohne äußere und vor allem innere Zügel führerlos aufs Meer des Lebens ausgesetzt. Daß nicht mehr scheitern ist ein Wunder und spricht für die Güte des Materiales.

So ist denn unsere Mittelschule eine Uniformierungsanstalt zur Züchtung des Herdenmenschen, zur Beförderung der Mittelmäßigkeit. Schon im Kinde wird der Wissenstrieb vernichtet durch gedächtnismäßiges Einpauken von Massen toten Stoffs. Der Körper wird geschädigt durch eine Hypertrophie des Geistes mit unverdauten und unverdaulichen „idealen" Kenntnissen. Aber nicht um ihrer selbst willen soll der Schüler lernen, sondern mit Rücksicht auf das Examen! Erarbeiten braucht er gar nichts, wenn nur

sein Gedächtnis ihn nicht im Stich läßt. Statt den Schüler für den Kampf mit dem Leben auszurüsten, ihn zum wertvollen Gliede der Nation im Ringen der Völker um die wirtschaftliche Hegemonie zu erziehen, werden ihm künstlich Anschauungen beigebracht, die ebenso irrig wie lückenhaft sind. Zum Verständnis der idealen Wahrheit und Schönheit fehlt ihm die Kenntnis der Natur, zum Verständnis der realen Welt die der in ihr treibenden Kräfte. So bleibt er ein Zwitter. Wer vorwärts kommen und etwas leisten will, kann daher nicht früh genug sich bemühen, fast alles zu vergessen, was die Schule ihn lehrte, um zu lernen, was sie ihm vorenthielt.

Erziehung zur Überzeugungstreue

Deutsche Treue ist ein in Wort und Lied un-
zählige Male wiederholtes Lob unseres Volkes. Wenn
auch die deutsche Geschichte lehrt, daß Tücke und
Treubruch keineswegs selten waren, andererseits aus
der anderer Nationen, besonders Japans, erhellt, daß
Treue im Wesen des Lehnsverhältnisses gelegen, keines-
wegs ein Vorrecht der Deutschen ist, so steht doch
so viel fest, daß sie stets als Tugend galt. Ein Mann,
auf dessen Wort man nicht bauen kann, ist verächt-
lich. Wer mit seiner Überzeugung hausieren geht,
den Freund in der Not verläßt, nicht wert, daß die
Sonne ihn bescheint. Darin herrscht bei allen an-
ständigen Menschen, gleichviel welcher Nation, Über-
einstimmung. Um wieviel mehr, sollte man meinen,
würde bei uns die Treue, unsere angebliche National-
tugend, gepflegt!

Im Gymnasium wird mit Emphase die Römerode
des Horaz zitiert: Si fractus illabatur orbis, impavidum
ferient ruinae. Im Religionsunterricht kommt der
Treue gegen Gott, die Konfession, sich selbst eine
hervorragende Bedeutung zu. Der Staat baut auf
den Diensteid, die Verschwiegenheit, die Treue seiner
Beamten, vom Militär ganz zu schweigen, das selbst-

verständlich — mit und ohne Fahneneid — sein Leben auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern bereit sein muß.

Also die Treue nimmt theoretisch und praktisch einen großen Raum in unserm privaten und öffentlichen Leben ein.

Daß eine so wichtige Tugend systematisch gepflegt und von früher Kindheit an gefördert wird, ist selbstverständlich oder sollte es doch sein. Daß der Staat, der zum guten Teil auf dem Fundament der Treue errichtet ist, sie unbedingt hochhält und niemand zumutet, dagegen zu verstoßen, — wie wäre es auch möglich, gleichzeitig dasselbe zu fordern und zu verhindern, — ist evident, sollte man meinen.

Wie sieht es damit in Wahrheit aus?

Das Kind hat zu gehorchen, ohne Rücksicht darauf, ob es den Zweck des Befehles einsieht oder nicht. So wünschenswert es ist, auch Kindern klar zu machen, daß der Befehl der Eltern oder Lehrer auch vernünftig ist, immer wird das nicht möglich sein. In gewissen seltenen Fällen verlangt ja auch der Staat Gehorsam, ohne sich mit der Vernunft in Harmonie zu befinden. Es gibt manche dumme Gesetze, denen der Staatsbürger nur gehorchen muß, weil sie bestehen, nicht aus innerer Überzeugung. So erstrebenswert es also auch sein mag, Gehorsam gegen Gebote durch Überzeugung von deren Notwendigkeit oder Vernünftigkeit zu erleichtern, so wird doch diese ideale Forderung nicht immer realisierbar sein. Besonders das Kind muß gehorchen lernen, weil es befohlen ist, aus keinem andern Grunde. Auch dem Staatsbürger schadet es nichts, wenn er aus denselben Gründen

seinen Willen dem Gesamtwillen unterordnet. Beim Soldaten ist es vollends selbstverständlich. Und doch gibt es einen himmelweiten Unterschied zwischen der Forderung, seinen Körper, sein Gut und seinen Willen hinzugeben und der seine Überzeugung darzubringen. Ersteres ist oft berechtigt, letzteres immer eine unehrenhafte Zumutung.

Es gibt Väter, die sich nicht damit begnügen, ihren Kindern etwas, sagen wir ein Vergnügen oder einen Beruf, zu verbieten — wozu sie ja häufig juristisch und moralisch berechtigt sein mögen —, sondern die auch verlangen, daß die Kinder ihre Motive billigen, ja ihnen feierlich Recht geben. Sie glauben das ihrer „Autorität" schuldig zu sein. Das Kind, vor die Wahl zwischen Unterordnung und schwere Strafen gestellt, wird in der Regel auch seine Überzeugung opfern, der Vater aber sich brüsten, daß er wieder einmal Recht behielt. Wenn diese Väter wüßten, wie töricht sie handeln, indem sie für die äußere Scheinautorität die innere verlieren, ja, wie frevelhaft!, da sie ihre Kinder zur Heuchelei, zur Untreue gegen sich selbst zwingen, würden sie es unterlassen. Hier folgt auch stets die Strafe auf dem Fuß. Sind die Kinder erwachsen, dann werden sie Eltern unwillig den Rücken kehren, die um des unrühmlichen Triumphes über Wehrlose willen Unehrenhaftes forderten. Denn es ist unehrenhaft, mit Gewaltmitteln die Überzeugung zu knebeln, und ein Mann, der fähig ist, den andern zur Zustimmung wider besseres Wissen zu zwingen, wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch dem Stärkeren zuliebe seine eigne Überzeugung verleugnen.

Was dem törichten Vater, der sich in der Rolle

des Duodeztyrannen gefällt, im Hinblick darauf, daß seine Kinder ja sein eignes Fleisch und Blut sind und es eine gewisse, nicht jedem gegebene Seelengröße erfordert, zur rechten Zeit in ihnen Menschen mit eigenem Bestimmungsrecht zu sehen, so nachteilig es auf die Charakterbildung und den kindlichen Respekt einwirkt, noch hingehen mag, ist durchaus zu verwerfen und durch nichts zu entschuldigen, wenn es von seiten staatlicher Organe geschieht.

Wehe dem Schüler, der auf Befragen sein Mißfallen über Ciceros Gesalbader aussprechen würde! Gnade dem, der Goethes Prosa langweilig findet und lieber zu Heine als zu Vergil greift. Der nicht gute Miene dazu macht, wenn die Werke Cäsars, nach dem heute noch die höchste irdische Würde genannt wird, dazu benutzt werden, grammatikalische Regeln zu entwickeln, wenn die entzückenden Liebesliedchen des Horaz mit philologischer Beschränktheit und Trockenheit zerpflückt, ohne jegliches Verständnis für den Geist nur als Beispiele für langweilige Wortformen, Casus und Accusativi cum Infinitivo mißbraucht werden! Daß der Schüler sein Pensum lernt, ist selbstverständlich, daß er gegen seine Überzeugung auf Befragen ein unwahres Urteil abgibt, ist eine unerhörte Zumutung. Dabei handelt es sich natürlich keineswegs darum, ob heute Cicero von der gelehrten Zunft hoch oder tief gewertet wird, ob der Schüler recht hat oder nicht. Die Wahrheit, die gefordert werden muß, ist nicht die objektive, auf der Schule gelehrte, sondern die subjektive, selbst gefundene. Ob der Schüler irrt oder nicht ist gänzlich gleichgültig, wenn es gilt, ihn zu einem überzeugungstreuen Men-

schen zu erziehen. Maßgebend ist ganz allein, was er im Augenblicke denkt und meint. Man kann ihn ja vielleicht eines besseren belehren, sein Urteil gewaltsam zu modifizieren oder ihn irgendwie darunter leiden zu lassen, sollte der Respekt vor der Wahrheit verbieten.

Ist es schon schlimm genug, wie die Seele des Schülers in den humanistischen Fächern vergewaltigt wird, so spottet die Knechtung im Religionsunterricht jeder Beschreibung. Wenn ein hochwohlweiser Klerus es für nötig hält, ihm den Unterschied zwischen homousios und homoiusius, zwischen der calvinistischen und lutherischen Auffassung der Abendmahlslehre, zwischen der protestantischen Freiheit und dem katholischen Dogma klar zu machen, dann soll er es in Gottes Namen lernen. Begeisterung für diese Rabulistik und Sophistik, mit der man keinen Hund vom Ofen lockt, zu fordern, ist unbillig. Und nun soll der arme Mensch all das haarsträubende Zeug auch noch glauben! An den Stillstand der Sonne auf Josuas Befehl, an die leibliche Himmelfahrt Christi, an die Widerspruchslosigkeit der Evangelien, wo er doch aus dem Kopf für jede These die Antithese hersagen kann! Er soll womöglich in der Geschichte und im Leben den „Finger Gottes" suchen und künstlich auf einen seit Jahrhunderten überwundenen Stand der Intelligenz und Erkenntnis zurückgeschraubt werden. Gottlob sind die gebildeten Schichten (nur diese!!) unseres Volkes längst über das konfessionelle Gezänk der Vorzeit hinaus gewachsen. Man kümmert sich keinen Deut um pfäffische Haarspaltereien und hat längst gelernt, Menschen nach ihrem inneren Wert und ihren

Leistungen für die Gesellschaft zu beurteilen und nicht nach ihrer Religion. Der Schüler in höheren Klassen fühlt schon ganz genau, wie die Geistlichkeit verzweifelt um eine verlorene Position kämpft, wie sie widerstrebend und verklausuliert Binsenwahrheiten zu glauben erlaubt, die jedes Straßenkind und jeder Wilde mit der Mutterbrust eingesogen haben. Er fühlt schon, daß die Bibel, wenigstens das Alte Testament, als Fluch auf unserer Kultur lastet und kein Fortschritt sich seit Jahrhunderten vollzog, es sei denn in hartem Kampfe mit ihr. Und das alles soll er nicht zu wissen vorgeben! Soll Glauben heucheln an Dinge, von denen er entweder weiß, daß sie nicht so sind, oder die ihm völlig gleichgültig sind.

Gewiß gibt es eine Minderheit, die mit Leib und Seele an den Kirchen und ihren Vorschriften hängt, für die dann auch naturgemäß keine Heuchelei zu befürchten ist; die erdrückende Mehrheit aber muß Interesse vorspiegeln, wo es fehlt, muß Dinge zu glauben vorgeben, die sie nicht glaubt, und leidet dadurch Schaden an ihrer Seele. Ich verließ das Gymnasium als Atheist und Feind der Religion, deren ewige Wahrheiten unter dem Wust höchst irdischer Formen zu erkennen erst die tiefere Versenkung in das künstlich verleidete Thema in späteren Jahren einzelnen gewähren mag.

Junge Leute, die das Gymnasium als Mittel zum Zweck betrachten, nehmen die erzwungene Heuchelei nicht ernst. Sie schimpfen, murren oder spötteln, aber sie fühlen zumeist nicht das Ehrenrührige der an sie gestellten Forderung. Wie aber, wenn sie als Erwachsene in den Staatsdienst eintreten wollen?

Was sie früher dunkel ahnten, ist ihnen jetzt zur Gewißheit geworden, daß sie nämlich längst über die Formen unserer Kirchen innerlich hinaus gewachsen sind. Glücklich der religiös völlig Indifferente. Er betrachtet die vom Staat geforderte Zugehörigkeit zu einer anerkannten Religionsgemeinschaft nur als Formalität. Er würde sich ebenso als Feueranbeter oder Fetischgläubiger ausgeben, wenn es gefordert würde, weil ihm eben der Sinn für Religion fehlt. Wie er ohne Gewissensskrupel Frack mit weißer Binde trägt, so macht er auch die Formen der Kirche mit. Ein solcher heuchelt natürlich nicht, denn er hat nichts zu verbergen und vorzuspiegeln. Aber mit solchen Mitläufern ist den Konfessionen kaum gedient.

Wie aber muß sich der begeisterte Freidenker, der Monist, der Buddhist oder Mohammedaner — es besteht gar kein Grund zur Annahme, daß es nicht auch unter uns überzeugte Anhänger dieser Religionen gibt —, wie muß dieser sich täglich vor sich selbst schämen, wenn er nicht nur als reifer Mann daran verhindert ist, seine Überzeugung öffentlich zu bekennen, sondern sogar gezwungen wird, eine andere vorzutäuschen?! Mit welchen Gefühlen mag mancher an der Fronleichnamsprozession teilnehmen! Wie klein mag der vor sich selbst erscheinen, der dort eine große Rolle nach außen spielt!

Und wozu das alles? Weil der Staat noch dem längst widerlegten Glauben huldigt, daß Moral ohne Religion nicht bestehen könne. Tatsächlich sind beide völlig unabhängig voneinander, ja, die religiöse Vergeltungslehre steht turmtief unter der Moral, das Gute um des Guten willen zu tun. Die Religion zwingt

ungezählte Male zu unmoralischen Handlungen und, was noch schlimmer ist, auch der Staat erzwingt sie, indem er die Heuchelei fordert.

Welche Logik! Der Staat fußt auf der Treue; Treue gegen andere ist dem unmöglich, der die Treue gegen sich selbst, den Bekennermut der Wahrheit nicht kennt. Trotzdem wird von Staats wegen das Bekenntnis zu einer anerkannten Konfession bzw. zum Judentum als Vorbedingung zum Ergreifen der Beamtenlaufbahn erklärt.

Ebenso verhält es sich mit der Zugehörigkeit zu einer Partei. In Preußen darf nur der konservativ Wählende für sich das Prädikat des loyalen, staatserhaltenden Beamten beanspruchen. In Süddeutschland ist man auch darin fortgeschrittener, immerhin ist auch hier die Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei dem Staatsbeamten nicht gestattet. Nun ist ja begreiflich, daß der Staat nicht gern Sozialdemokraten anstellt, die er für seine Feinde hält. Aber die Sozialdemokratie — das darf man nie vergessen — ist eine im Reichstag und in den Landtagen vertretene, mit legalen Mitteln wirkende Partei wie die andern auch. Deshalb besteht entweder das allgemeine gleiche direkte und geheime Wahlrecht auch für den Staatsbeamten oder es wird ihm entzogen. Im ersteren Falle darf er dann aber auch seiner politischen Überzeugung gemäß seine Stimme abgeben. Wie es jetzt ist, d. h. bei der Geheimhaltung, und daher — von seltenen Ausnahmen abgesehen — Unkontrollierbarkeit der Stimmabgabe, kann der Beamte ja doch tatsächlich wählen wie er will. Was man von

ihm staatlicherseits fordert ist also nur, daß er im Alltagsleben seine politische Überzeugung verheimlicht. Am Tag der Entscheidung, am Wahltage, erscheint er — angenommen, die Sozialdemokraten seien Staatsfeinde, was aber nur cum grano salis richtig ist, — als Staatsfeind, während er sonst, wenn es auf seine politische Überzeugung überhaupt nicht ankommt, sich als Zentrumsmann oder Konservativer gerieren muß. Folglich auch hier Zwang zur Heuchelei.

Um es kurz zu sagen: Familie, Schule und Staat fordern zwar Überzeugungstreue und Wahrhaftigkeit von uns, erziehen uns aber systematisch zur Heuchelei.

Wissensdurst und Universität

Mein Freund Hugo zeichnete sich schon in früher Jugend durch ungewöhnliche Begabung aus. Er interessierte sich für alles, war trotzdem ein guter Schüler und daher der Stolz seiner Eltern. Als halbwüchsiger junger Mensch machte er recht hübsche Gedichte, die in den „Fliegenden Blättern" und andern großen Organen veröffentlicht und auch honoriert wurden. Mit achtzehn Jahren schrieb er bereits ein historisches Drama, das auf Provinzialbühnen zur Aufführung gelangte. Doch sein Streben ging weiter. Er wollte sich in die unergründlichen Tiefen der Poesie aller Völker versenken, wollte einen Überblick gewinnen über die ganze Entwicklung des menschlichen Geschlechts, die kulturellen Fortschritte seit der Eiszeit.

Er wurde nicht müde in den kärglichen Mußestunden, die unsere hochwohlweise Unterrichtsordnung Kindern und Jünglingen allergnädigst einräumt, sich im Geiste auszumalen, wie all sein heißes Sehnen nach Wissen auf der Universität endlich gestillt werden würde. Da sah er den Professor, umgeben von andächtigen Jünglingen, vom Katheder herab voll Begeisterung entwickeln, wie der Mensch sich vom höhlenbewohnenden, halbwilden Kannibalen zum

schönheitstrunkenen Griechen, zum organisatorischen Römer emporarbeitete. Er sah vor seinem Auge in den Märchen von Tausendundeine Nacht den Zauber des Orients sich entfalten, malte sich aus, wie er die ritterliche Romantik an der Quelle aus Walthers oder Wolframs gewaltigen Dichtungen trinken werde.

Endlich war der heiß ersehnte Tag gekommen. Hugo hatte nach glänzend bestandenem Examen das Gymnasium verlassen und die Universität bezogen. Er glaubte, seine vielseitigen Interessen am ehesten befriedigen zu können, indem er Kulturgeschichte und Literaturgeschichte belegte. Weitere Disziplinen, meinte er, würden sich organisch angliedern lassen.

Es hatte ihn etwas stutzig gemacht, daß auf der Universität Kulturgeschichte als Disziplin nicht ge- lehrt, auch kein zusammenfassendes Thema geschicht- licher Natur behandelt wurde. Er hatte auf eine Weltgeschichte in Grundzügen gerechnet oder etwa auf ein Kolleg, das die Gipfelpunkte der menschlichen Kultur, die Blüteperioden Ägyptens und Babyloniens, die perikleische Epoche, das augusteische Zeitalter, die arabischen Glanzzeiten in Bagdad und Cor- dova u. a. m. gleichsam kinematographisch vorführte. So, meinte er, sei es am ehesten möglich, einen Über- blick über die Großtaten des Menschengeschlechtes zu gewinnen. Er wollte aufgeklärt werden über die Gründe für die Blüte und den Verfall der Nationen, über Gesetzmäßigkeit in der Geschichte und ähnliches. Ja, noch mehr hatte er erwartet: eine enzyklopädische Vor- lesung, die, mit dem Menschen der Eiszeit und seinen Kenntnissen beginnend, vor Augen führt, wie aus Bäch-

lein und Rinnsalen allmählich der gewaltige Strom, Kultur genannt, sich bildete. Da, glaubte er, sei es nicht unmöglich, jeweils die Punkte zu markieren, wo dem Troglodyten die Kenntnis des Metalles, die des Ackerbaues und der Viehzucht aufdämmerte, wie sich langsam aus der Sippe die Familie entwickelte, die Sitte sich ins Gesetz verwandelt, wie die ersten religiösen Vorstellungen auftreten und anderes mehr. So würde dem Unkundigen ein Stammbaum der Wissenschaften, geordnet nach ihrer zeitlichen Entstehung, vorgeführt, etwa wie der Chemiker einen leicht überblickbaren Stammbaum aller aus dem Teer gewonnenen Produkte konstruiert. Der Student würde einen Überblick gewinnen über die Gebiete die überhaupt existieren bzw. gelehrt werden und damit die Kenntnis der Entwicklungsgeschichte der Wissenschaften mit einem sehr praktischen Zweck verbinden.

Tatsächlich kommt der junge Mann ganz ahnungslos an die Universität und entscheidet sich für einen Beruf, ohne alle andern zu kennen, also ohne eigentliche Wahl, ja, ohne auch nur über die Karriere klar zu sein, der er sich mit Haut und Haaren sein Leben lang verschreibt. Daß das Resultat fast stets innere Unbefriedigung ist, daß der Vater nur selten wünscht, daß der Sohn seinen Beruf ergreift, dafür aber einen, den beide nicht kennen, ist nur natürlich.

Doch was denkt und erhofft nicht alles ein Fuchs! Ist das Leben anders, wie er es erwartete, dann trifft seine Unerfahrenheit die Schuld, und wenn die Universität ihn anders aufnahm, als er es sich vorgestellt hatte, so war das natürlich nur Hugos Torheit zuzuschreiben.

In die Unmöglichkeit versetzt, eine umfassende Vorlesung zu belegen, war Hugo entschlossen, das universellste Thema, das sich ihm bot, zu wählen. Da gab es aber zwei: Die europäische Geschichte zur Zeit Kaiser Ferdinands I. und die Geschichte Lippes von den ältesten Zeiten bis zur Reformation. Was das erstere an zeitlicher Ausdehnung vermissen ließ, ermangelte dem letzteren an räumlicher. Hugo lernte daraus, daß sich beides nicht mit dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft vereinigen lasse. Entweder — oder. Tertium non datur. Doch, wissensdurstig wie er war, entschloß er sich, beide Vorlesungen zu belegen.

Die Methode der Vortragenden war die gleiche. Stundenlang erfuhr er von den Quellen bzw. Werken, die der Darstellung zugrunde liegen. Besonders eingehend wurden Streitfragen behandelt, etwa, ob Ferdinand innerlich der Reformation zuneigte oder nicht, ob die Schlacht im teutoburger Walde wirklich dort stattfand, wo das Denkmal steht. Vor allem aber schenkte der Professor seine ganze Liebe den politischen und diplomatischen Schachzügen der handelnden Personen. Auch jedes Projekt, vom Briefentwurf angefangen, fand liebevolle Behandlung. Von der Kultur der Zeit wurde, wenn überhaupt, nur indirekt gehandelt. Der Gewinn aus beiden vierstündigen Vorlesungen war eine sehr genaue Kenntnis der politischen Vorgänge in Deutschland innerhalb einiger Jahre und die Vertrautheit mit der Vergangenheit eines kleinen Landes.

Das war allerdings nicht das, was Hugo erstrebt hatte. Weit entfernt, auch nur eine bloße Vorstellung

von der Entwicklung der Menschheit zu gewinnen, oder auch nur einen Überblick über die Weltgeschichte in den paar Jahrtausenden, die wir historisch nennen in lächerlicher Überschätzung der Schrift, ja, ohne Kenntnis der Geschichte Europas, hatte er auch die Deutschlands nur in Bruchstücken in sich aufgenommen. Aber er hatte doch nicht ohne Erfolg das erste Semester absolviert. Er hatte gelernt, daß die wahre Wissenschaft sich mit Universalität, mit Synthese nicht verträgt. Er wußte nun, daß es krasser Dilettantismus ist, nach Dingen zu fragen, die außerhalb der heimischen Grenzpfähle liegen, und daß auch in diesem Bezirk den wahren Historiker nur Kriege und diplomatisches Ränkespiel fesseln. Wozu Wirtschaftsgeschichte? Daß die Menschen auch früher gegessen und getrunken hatten, weiß man auch ohne Studium. Rechtsgeschichte gehört zur Jurisprudenz, Sittengeschichte zur Folklore, Glaubensleben zur Theologie, Erfindungen und Entdeckungen zu den Naturwissenschaften, das Geistesleben zur Literaturgeschichte oder zur Philosophie, zur wahren, hohen Historie allein die Geschichte großer Männer und ihrer Taten, vom ersten Entwurf eines Aktes bis zu seinen Familienverhältnissen und seiner Verdauung. Das Volk? Lächerlich! Wir werden doch keine Sozialdemokraten an unsern Universitäten züchten! Da ihn aber Geschichte doch nicht so interessierte, wie er geglaubt hatte, verzichtete er auf Fortsetzung seiner historischen Studien, um sich ausschließlich der Literatur zu widmen. Einer Gefahr des Verlierens ins Uferlose hoffte er so begegnen zu können.

Noch aber hatte Hugo die Eierschalen des jugendlichen Dranges in die Ferne nicht ganz abgestreift. Mußte er auch wohl oder übel auf die Befriedigung seiner indiskreten Neugier verzichten, so lockte ihn doch immer noch der romantische Zauber des Orients. Orientalist wollte er in Anbetracht der vielen Zeit, die das sprachliche Studium erfordert, nicht werden, wohl aber die Literatur des Ostens kennen lernen. Dazu bot sich ihm im zweiten Semester eine äußerst günstige Gelegenheit.

Im Vorlesungsverzeichnis hatte er ein Kolleg über Tausendundeine Nacht angekündigt gefunden. Seine kühnsten Träume schienen in Erfüllung zu gehen. Die unerschöpfliche Märchenwelt des Morgenlandes sollte er hier, von kundigem Munde gedeutet, trunkenen Auges schauen dürfen. Wie freute er sich auf die Kenntnis der authentischen Geschichten, von denen manche ihm aus der Kinderzeit bekannt war. Wie hatte er damals mit glühenden Wangen der Mutter zugehört, wenn sie den Kindern von all den Wundern und Heldentaten, von den fernen Ländern und schönen Prinzessinnen erzählte. Und das war doch natürlich nur ein ganz verkürztes, verwässertes Kinderbuch gewesen! Wie sehnte er sich danach, an Hand der Märchen eingeführt zu werden in die großen Dichtungen des farbenprächtigen Morgenlandes, in die Sitten und Gebräuche fremder Völker, in ihren Ideenkreis, in das Milieu, in dem alles entstand. Er konnte den Beginn der Vorlesungen gar nicht erwarten. Nun sollten endlich Stunden, reinster Poesie gewidmet, ihn dem Alltagsleben, dem trockenen Tatsachen- und Zahlenkram entheben!

Der große Tag brach an. Der Professor, mit Getrampel begrüßt, bestieg das Katheder und begann: „Tausendundeine Nacht ist eine Märchensammlung, die bereits im neunten Jahrhundert den Arabern in ihren Grundzügen bekannt gewesen zu sein scheint und auf eine ältere persische Sammlung zurückgehen dürfte. In seiner jetzigen Gestalt stammt die Dichtung aus Ägypten und zwar aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Erhalten haben sich folgende Handschriften an folgenden Orten (folgt eine lange Aufzählung). In Europa wurden die Märchen erst durch die zwölfbändige Ausgabe, die Galland unter dem Titel „Les mille et une nuits" in Paris in den Jahren 1704—1717 erscheinen ließ, bekannt. Diese Ausgabe war nicht ohne Fehler. Am meisten interessiert uns, auf Grund welcher Handschriften sie veranstaltet wurde. Während Meier die Ansicht vertritt, der Kodex X habe ihr zugrunde gelegen, tritt Kollege Müller mit gewichtigen Gründen für den Kodex Y ein. Beide dürften jedoch irren. Nach meinen eignen Untersuchungen existiert eine Handschriftengruppe Z., die, wie wir im einzelnen später sehen werden, aus unverdächtigen Merkmalen den Schluß zuläßt, daß sie die ältere ist und Galland zur Grundlage diente. Die älteste ist sie jedoch nicht, vielmehr ist auch sie nur die spätere Redaktion eines Urtypus, der Galland unbekannt war, mir aber in Bruchstücken auf meinen Reisen im Orient, die von seltenem Entdeckerglück gekrönt wurden, in die Hände fiel. Eine dieser nahestehende Gruppe von Manuskripten legte Lehmann seiner Ausgabe zugrunde. Daß diese trotzdem nicht allen Anforderungen wissenschaftlicher

Kritik gewachsen ist, ergibt sich aus folgenden Merkmalen (folgen. Es klingelt). Meine Herren! Wir werden in den nächsten Stunden mit Aufzählung und Kritik der Ausgaben und Übersetzungen fortfahren. Daran soll sich bis Weihnachten die Angabe der Kommentare anschließen. Ich hoffe, im neuen Jahre soweit zu sein, daß ich mit Ihnen in die Textkritik der ersten Nacht eintreten kann. Die Lektüre der übrigen Dichtung muß ich aus Zeitmangel Ihrem Privatfleiß überlassen."

Hugo war niedergeschmettert Und doch dämmerte eine tiefe Wahrheit in seinem Hirne auf. Während er törichterweise bisher geglaubt hatte, die Kenntnis des Werkes wäre das Wichtigste, die Ausgaben und Kommentare nur Notbehelfe, Brücken, war es ihm jetzt klar geworden: sie sind das Wichtigste! Wie hatte er nur daran zweifeln können, daß die Erscheinungsjahre der Ausgaben, Erscheinungsorte, Formate, Druckfehler, Handschriften, Einbände, Kommentare, Glossare, Varianten usw. usw. viel bedeutungsvoller sind als der Inhalt? Er begann sich zum wissenschaftlich denkenden Menschen zu mausern.

Hugo hatte eingesehen, daß es unmöglich war, auf der Universität seinen Bildungsdrang trotz dessen beträchtlicher Reduktion zu befriedigen. Da aber die Universitäten als staatliche Institute schlechthin vollkommen sind, so zog er den einzig richtigen Schluß, daß seine Wünsche jugendlich und töricht seien. Er war entschlossen nach dieser Erkenntnis zu handeln und sich dadurch der hohen Ehre eines civis academicus würdig zu erweisen. Infolgedessen verzichtete er endgültig auf seine extravaganten Neigungen und

beschloß, sich hinfort ausschließlich in die Schön≠heiten der deutschen Poesie zu versenken.

Nichts schien ihm hierfür so geeignet, als das be≠rühmte vierstündige Kolleg des Professors Xhuber über Walther von der Vogelweide.

Die Person des Dichters stand im Mittelpunkt der Betrachtungen. Natürlich zunächst nicht, was Walther fühlte, wofür er litt und stritt, sondern wann und wo er geboren war. Das war ein unerschöpf≠liches Thema, da es ziemlich viele Vogelweiden gibt, von denen natürlich jede Geburtsstätte des großen Mannes sein möchte. So ist auch die Literatur zur Freude jedes wahrhaft Gebildeten und Bildungsbedürf≠tigen sehr reichhaltig. Für jeden Ort gibt es Eides≠helfer. Jeder beweist, daß sein Gegner ein halber Trottel ist, weil er die seiner Hypothese entgegen≠stehenden Bedenken nicht selbst erkannte, um dann bescheiden damit zu schließen, daß er allein hinfort auf den Ehrennamen eines gediegenen Literaturkenners Anspruch erheben kann. Nur ihm selbst gelang es ja, den richtigen Geburtsort definitiv festzustellen.

Endlich, endlich war der Herr Professor nach Absolvierung der wichtigen Fragen nach der Über≠lieferung, den Handschriften, ihrem Aufbewahrungs≠ort, Alter und Erhaltungszustand und andern Er≠örterungen zum Werke des Sängers übergegangen. Es hatte Monate gedauert, aber endlich war man doch so weit.

Er wählte das entzückende Liedchen:

„Unter der Linden,
Bei der Heide,
Da unser beider Bette was,
Da könnt ihr finden,
Wie wir beide

Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald in einem Tal,
Tandaradei!
Sang so süß die Nachtigall."

Nach der Erklärung der Wortformen, Grammatik, Etymologie usw. usw., die Wochen in Anspruch nahm und die fleißigen Hände der Studenten rastlos über das Papier gleiten ließ, um alle goldenen Worte des Lehrers schwarz auf weiß nach Hause tragen zu können, begann die Erklärung des Gedichtes.

Zunächst über die Bedeutung der Linde in Religion und Sitte unserer Altvordern. Über ihre geographische Verbreitung, die Form ihres Stammes und der Blätter, die Bedingungen ihres Wachstums und andere für das Verständnis der Dichtung hochwichtige Fragen. Wie fein vom Dichter, gerade eine Linde zu wählen! Kein Baum hätte so den Zweck erfüllt, den Walther im Auge hatte. Zunächst, weil von der Heide im nächsten Verse die Rede ist, die Linde aber vereinzelt steht und nicht in dichten Wäldern. Dann, weil sie mehr Schatten spendet als andere Bäume, weil ihre Blätter herzförmig sind und darum ein Symbol der Liebe, so daß der Dichter durch die Wahl des Baumes bereits den Inhalt des folgenden leise andeutet, endlich weil sie urdeutsch ist und unser nationales Herz höher schlagen läßt.

Was nun die Heide betrifft, so hat sie eine eigne Flora und Fauna. Es gibt riesige Heiden in Deutschland. Am bekanntesten ist die Lüneburger. Und doch ist es nicht wahrscheinlich, daß Walther gerade an sie als Schauplatz des Vorganges dachte. Unmöglich ist es ja nicht. Kollege Hinterbauer hat so-

gar gewichtige Gründe dafür anführen können, immerhin tun wir als echte Gelehrte besser, ein Non liquet auszusprechen. Es gibt ja leider noch eine Reihe Fragen von ähnlich fundamentaler Bedeutung, deren endgültige Lösung uns trotz jahrelanger Forschung nicht gelingen will. Die wahre Wissenschaft hat eben unergründliche Tiefen.

Wir übergehen die weiteren Ausführungen des Herrn Professors über die Gründe, weshalb Walther den Vorgang nicht in den Wald verlegt, sondern (cf. Vers 7) vor den Wald in ein Tal u. a. m., um uns der Erklärung des dritten Verses zuzuwenden.

„Da unser beider Bette was" ist natürlich nicht wörtlich zu verstehen, weil der Transport eines Doppelbettes in diese ziemlich entlegene Gegend sicher Schwierigkeiten bereitet haben müßte. Ein einfaches wäre ja entschieden leichter gewesen, hätte aber den Zwecken nicht entsprochen. Der Dichter würde bei seiner anerkannten Gründlichkeit auch nicht unterlassen haben, die Tatsache zu erwähnen, daß er ein Bett auf die Heide geschafft hatte, wenn dies der Fall gewesen wäre. Statt dessen unterläßt er nicht nur diesen Hinweis, sondern aus dem folgenden geht klar hervor, daß Bett hier nur metaphorische Bedeutung hat. Es steht für Liegestatt oder Lager und soll eine Vorrichtung zum Ruhen bezeichnen. Denn aus Blumen und Gras läßt sich zwar eine Matratze, aber kein richtiges Bett herstellen. Immerhin können wir diesen Anlaß ergreifen, um uns Rechenschaft zu geben über die Einrichtungsgegenstände eines romanischen Hauses.

Wir dürfen uns das Mobiliar nicht so reich vorstellen, wie in der Gegenwart. Der damalige Luxus hat

zwar einzelne Gegenstände von hohem materiellen und künstlerischen Werte ins Dasein gerufen, das häusliche Leben war aber doch nach unsern Begriffen recht primitiv. Allerdings ist von kostbaren Decken häufig bei mittelalterlichen Schriftstellern und Dichtern die Rede, und zahlreich sind die überlieferten Namen für solche Gewebe. Da gibt es Pfeller (pfellel, altfranzösisch paile von Pallium abgeleitet), Samît, Triblât, Ciclât, Baldekîn, Zendâl, Pôfûz... (es klingelt). „Meine Herren, wir werden in den nächsten Stunden in der Betrachtung romanischer Gewandnamen und deren Etymologie fortfahren."

Anfänglich hatte Hugo diesen Vorlesungen nicht viel Geschmack abgewinnen können. Allmählich lebte er sich in sie ein, ja, er begeisterte sich. Wozu das törichte Forschen über Dinge, deren letzte Gründe wir ja doch nicht enträtseln werden? Wozu ein Schweifen in die Ferne, nach dem Osten oder in graueste Vorzeit? Wichtiger ist es, sich die nötigen Kenntnisse für das Examen zu erwerben. Das einzig positive Wissen gibt es doch nur in der Philologie. Deshalb wurde Hugo Philologe, im speziellen Germanist, studierte nur mehr auf sein Lehrerexamen und bestand es glänzend.

Heute unterrichtet er seine Schüler nach der bewährten Methode des Professors Xhuber und bewahrt sie vor unpraktischer, ja extravaganter Himmelstürmerei. Seine Klasse hat immer die allerbesten Noten, und zwei Amtsrichter, ein Bezirksamtassessor, ja sogar ein wirklicher Privatdozent sind im Laufe der Jahre aus ihr hervorgegangen. Das selbständige Dichten und Denken gab Hugo natürlich ganz auf. Dafür

kommentiert er die Werke anderer, aber selbstredend erst, nachdem sie hundert Jahre tot sind. Das gefällt den Vorgesetzten.

Lieber Leser! Nimm dir ein Beispiel an meinem Freunde Hugo. Beziehe nicht die Universität in der Hoffnung, dort etwas über die letzten Dinge zu hören, über die Anfänge oder Höhepunkte des Menschengeschlechtes oder seine Ziele, erwarte nicht erhöhtes Verständnis, gesteigerten Genuß für die Werke unserer Dichter mit nach Hause zu tragen. Das ist alles dummes Zeug. Was dir nicht dein gesunder Menschenverstand von selbst sagt, das lernst du auch nicht auf der Universität. Das Wichtige, Wissenswerte bleibt doch deinem Privatfleiß überlassen, dafür lernst du Kommentare und Ballast, den du nur fürs Examen brauchen kannst. Vergiß nie dein Examen! Ihm zuliebe bist du ja auf der Hochschule. Lerne nur, was du dafür brauchst, damit du in einer Staatsstellung dein Geld verdienen kannst. Bleib mir vor allem vom Leibe mit deinen Idealen. Die sind gut für höhere Töchterschulen. Im Leben braucht man gute Noten und Qualifikationen.

Der deutsche Universitätslehrer

Auf einer gelehrten Tagung, der ich anwohnte, hatte sich folgendes zugetragen: Ein Professor hatte über frühmittelalterliche Zustände in Deutschland referiert und dabei — nach Art jener, denen es nicht gegeben ist, große Zusammenhänge zu überblicken, — einen Karl den Großen, eine Eroberungspolitik wie die der Franken, das siegreiche Vordringen der Kirche hingestellt als Ereignisse, deren einzigartiger Bedeutung nichts in der Weltgeschichte zu vergleichen sei. Einer der wenigen anwesenden Gelehrten, der über gewissenhafter Erfüllung der Pflichten im Kleinen die großen Zusammenhänge zu überblicken nicht verlernt hatte, ja, dessen Ziel es war, sie in erster Linie aufzudecken, machte auf die erstaunlichen Parallelen im Ablauf der deutschen Geschichte mit der Japans aufmerksam.

Nun sei gerne zugegeben, daß die hierbei genannten Namen fremdartiger klangen wie etwa Hinz und Kunz, auch daß das, was er sagte, durch seine Neuheit wenigstens auf dies Auditorium fremdartig wirkte; das Fremde aber hat häufig die Wirkung, naive Gemüter zum Lachen zu reizen. Man denke an die Freude, die uns die Hottentotten in der Kind-

heit machten, allein durch ihren Namen, man vergegenwärtige sich auch die komische Wirkung, die die Chinesen und ihre Produkte auf die elegante Welt des französischen achtzehnten Jahrhunderts ausübten, so wird der Vorfall weniger an sich befremden, als dadurch, daß gerade dieser Kreis, den der Laie für eine geistige Elite hält, so reagierte. Kurzum: man lachte den großen Forscher einfach aus.

Anderwärts gehört der Gelehrte zu den Ständen, die durch gute Formen auf das übrige Volk veredelnd wirken. Der Deutsche, in der Regel ein Mann ohne Kinderstube, hat entweder eine servile und übertriebene Art der Höflichkeit, bei der man wohl merkt, wie äußerlich und unbequem die Maske ihm sitzt, oder aber er verfällt, wenn er sich unbeobachtet glaubt, wenn er im geringsten gereizt wird, oder auch nur guten Bekannten gegenüber sofort ins andere Extrem.

Das häufige Fehlen der guten Formen, die keineswegs so äußerlich sind, wie man glaubt, sondern stets mit Selbstbeherrschung, ja bisweilen Selbstverleugnung Hand in Hand gehen müssen, mag eine Folge sein der tiefen sozialen Schätzung des Gelehrten in früheren Zeiten, es erklärt sich vielleicht auch aus den Ständen, aus denen mancher stammt. Nichts ist häßlicher und unwürdiger als einen Mann zu sehen, der das hehre Amt der Jugenderziehung verwaltet, aber trotzdem an Selbstbeherrschung und Maß viel, wenn nicht alles zu wünschen übrig läßt. Der zwar die schöne Form der Antike unermüdlich lobt, aber meilenweit sich von guter Lebensart fern hält. Der poltert und tobt, wenn jemand nicht seiner Ansicht ist, und vor

Invektiven nicht zurückscheut dem gegenüber, der sachlich Kritik an seinen Werken übt. Etwas weniger Wissen und dafür etwas mehr gesellschaftliche Erziehung würde unserem Gelehrtenstande nichts schaden. Doch es hat sich schon manches gegen früher gebessert, und darum ist die Hoffnung nicht eitel, daß bei uns auch guten Formen einmal jener Wert beigelegt wird, den sie in Frankreich und England schon längst besitzen.

Allein nicht von der Unart, die darin liegt, einen bedeutenden Mann, weil er anders denkt als die Mehrheit, auszulachen, wollen wir reden, sondern von dem Geist, der dieses Symptom hervorrief. Er ist charakteristisch und herrscht in Lehrbetrieb und Arbeitsweise an unsern Universitäten.

Man hatte den Gelehrten nicht ernst genommen, sondern seine Äußerungen für dilettantisch gehalten, weil — ja weil er — nicht japanisch konnte!

Nun ist es ja richtig, daß die Beherrschung der Sprache einem zutreffenden Urteil über ihre Grammatik, Wortschatz oder sogar über gewisse Fragen der Literatur vorangehen muß, nicht aber, daß sie unerläßliche Voraussetzung für das Verständnis des Tatsächlichen wäre. Wo würde denn das hinführen, wenn nur der über die Schlacht bei Mukden reden könnte, der russisch oder japanisch, nur der über die französische Revolution, der Französisch könnte! Das ist eine maßlose Überschätzung der Form gegenüber dem Inhalt, fast so, als dürfte man Verständnis eines Telegrammes nur bei dem voraussetzen, der die technische Schulung des Telegraphenbeamten besitzt! Die Überschätzung des Spezialistentums, der Dünkel derer,

die in einem winzigen, womöglich gar nicht wissens=werten Fache mehr wissen als andere und sich gern ein Monopol sichern wollen, kommt im gekennzeichneten Vorgange klar zum Ausdruck.

Was übrigens die Philologie betrifft, so macht sie, trotz der haarspalterischsten Detailuntersuchungen auf dem einzigen Gebiet, dessen Bestellung einiges Schweißvergießen wert ist, dem der Übersetzung, kläglich bankrott. Behaupten doch die größten Rufer im Streit ein wirkliches Verständnis sei nur in der Ursprache möglich und ein Homerübersetzer schreibt einmal: Lieber Leser, wirf meine Übersetzung ins Feuer und lerne Griechisch! Was will man dazu sagen, daß unsere Orientalisten zwar die obskursten Dichter herausgeben und dickleibige Bände über Wortformen produzieren, daß aber keine einzige Kulturgeschichte der arabischen Welt aus ihrer Mitte hervorging. Die einzig existierende erschien vor 40 Jahren und hat natürlich keinen Fachmann, sondern einen Outsider zum Verfasser.

Daß die Wissenschaft an Tatsachenmassen ständig wächst, ist klar, und deshalb ist es längst ein Ding der Unmöglichkeit geworden, daß der einzelne alles im Detail beherrscht. Wer einen alten Autor heraus=geben will, muß natürlich alle Handschriften kennen, wer die Kunstdenkmale einer Provinz bearbeitet, Vollständigkeit erstreben, wer irgendeine historische Spezialfrage prüfen will, eine möglichst umfassende Kenntnis der Akten besitzen. Das ist selbstverständ=lich, und eine Unterlassung würde nicht nur die Ge=fahr bergen, daß Wichtiges, das Urteil entscheidend Beeinflussendes übersehen würde, sie würde auch

vielleicht dazu führen, eine Erkenntnis als neue Entdeckung in die Welt zu posaunen, ohne daß sie für einen andern neu wäre, als für den betreffenden Verfasser. So würde viele Arbeit doppelt getan werden müssen, und dadurch ginge kostbare Kraft verloren. Zudem sind aber derartige nach Vollständigkeit trachtende Zusammenstellungen und Einzeluntersuchungen für die Wissenschaft, auch wenn sie auf Großes zielt, ganz unentbehrlich.

Ohne gute Kataloge ist auch die beste Bibliothek ziemlich wertlos. Ohne Klostergeschichte, Genealogien, Abt- und Bischofsverzeichnisse, Aktenpublikationen, Materialsammlungen jedweder Art, ja, ohne Dissertationen über die scheinbar entlegendsten Gebiete wären der Forschung auf Schritt und Tritt Hemmnisse bereitet. Streiten ließe sich nur darüber, ob solchen Handlangerdiensten der Ehrentitel wissenschaftlicher Arbeiten zukomme.

Diese Spezialforschungen sind Sandkörnchen oder auch Bausteine zum Dome der Wissenschaft; sie sind die Zellen, die ihren Körper zusammensetzen, die Farben, deren der Maler bedarf. Taugen sie nichts, dann wird auch das Gemälde nichts taugen. Aber flechten wir Farbenreibern und Ziegelstreichern Kränze?

Daß man mit Hochachtung Männern begegnet, die in oft jahrzehntelanger entsagungsvoller, mühsamer und oft viel Scharfsinn erfordernder Arbeit Materialsammlungen anlegen, Texte edieren und Spezialgebiete bestellen, ist nur gerecht. Zumal man gern die Produkte ihres Schaffens als etwas Selbstverständliches hinnimmt und ihnen materieller wie ideeller Erfolg nicht selten versagt bleibt. Wer den Spezialisten

geringschätzt, der beweist wenig Dankbarkeit für die ihm täglich erwiesenen großen Dienste, er läßt aber auch erkennen, daß ihm ein tieferer Einblick in das Wesen des Forschens versagt blieb. Denn in letzter Linie ist es, von kühnen und furchtbaren Hypothesen und Theorien abgesehen, eben immer wieder gewissenhaftes und tief bohrendes Fachstudium, das unser Wissen bereichert und dem wir Deutsche es zu danken haben, daß wir auf fast allen geistigen Gebieten die Führer der anderen Nationen wurden. Dazu kommt, daß die Hingabe an eine Sache, möge sie auch klein sein und durch ein sacrificium intellectus erkauft, nicht ohne sittliche Kraft möglich ist.

Die genannten Aufgaben sind gewiß wertvoll, und Anerkennung verdienen der Archivbeamte, der Bibliothekar oder Lehrer, der Pfarrer oder pensionierte Offizier, die sich ihnen widmen. Aber es gibt Höheres, Wichtigeres; Zweck und letztes Ziel der Wissenschaft kann es nicht sein, Ziegelsteine zu brennen, sondern Gebäude daraus zu errichten. Jede Einzeluntersuchung aber hat nur Wert, wenn sie in einem Ganzen ihren Platz findet. Wir wollen Belehrung über große, umfassende Fragen auf allen Gebieten, über die Gesetze, die die Natur beherrschen, so gut wie über das Woher und Wohin der Menschheit. Dazu, sollte man meinen, ist der Forscher großen Stils, der Dozent an unseren Universitäten berufen.

Weit gefehlt! Nicht etwa, daß solche Aufgaben nur höchst mangelhaft gelöst würden, sie werden nicht einmal in Angriff genommen, ja, die Notwendigkeit ihrer Lösung bestritten.

Dafür wird mit Leidenschaft dem Sport gehuldigt,

neue Größen zu entdecken. Bald ist Rembrandt Erzieher, bald Rubens, bald Corot oder ein anderer. Das ist noch harmloser, denn ehe mans gedacht, sind fast alle solche Sterne, sofern sie nicht schon längst bekannt waren, wieder im Orkus versunken. Sehr beliebt ist auch der Nachweis, daß dieser oder jener Stil allein Existenzberechtigung hat, daß dieses oder jenes Ereignis kommen mußte, und zwar ganz genau so. Es ist ein schönes Vorrecht der Historiker zwar historische Gesetze zu leugnen, was sie aber nicht hindert, lange nachdem ein Ereignis eingetreten ist ad hoc eines zu konstruieren bzw. seine Existenz durch solche Argumentation stillschweigend vorauszusetzen.

Der Universitätslehrer ist so gut Spezialist wie jeder Lokalhistoriograph. Er aber hat das Gewicht seiner Stellung in die Wagschale zu werfen, und deshalb hemmt und schädigt er jeden Universalismus, jedes Streben zum Ganzen. Er legt an große Bauten denselben Maßstab an wie an die Untersuchung einer Detailfrage. So wenig der Architekt seine Ziegelsteine selbst brennt, so wenig kann der Verfasser einer Weltgeschichte jedem Akt nachlaufen. Was für jenen Selbstzweck sein mag, ist für diesen nur ein Mittel.

Nun sei zugegeben, daß große Intelligenzen nur selten — Ausnahmen bestätigen die Regel — die Dozentenlaufbahn einschlagen. In der Verwaltung, in der Diplomatie winkt ihnen Macht, im Bankfach, der Technik, dem Handel aber Reichtum. Deshalb nimmt es vielleicht nicht Wunder, wenn große Aufgaben so selten aus den Kreisen unserer Universitätsgelehrten in Angriff genommen werden. Dafür sollte man aber

fordern, daß man sie unterstützt, keinesfalls hindert. Aber was geschieht?

Hier fällt mir ein persönliches Erlebnis ein: Ich hatte einst mit einem Hochschullehrer ein langes Gespräch über große Fragen. Er erzählte mir, daß er fleißig arbeite, den Umgang mit Menschen fast ganz eingestellt habe, da sie es nicht wert seien und die Sommerfrische auf ein Minimum reduziere. Voller Spannung wartete ich drei Jahre lang auf die neue Offenbarung, da erschien — eine Ausgabe eines Patristen.

Wir sagten, daß fast jeder Professor Spezialist, nur Spezialist ist. Großen, genialen Leistungen tritt er deshalb mit folgenden Erwägungen gegenüber: Ich bin ein gelehrter und kluger Mann. Denn daß ich das bin, sagt mir nicht nur objektiv mein Amt, es sagt mir auch die unfehlbare Stimme in meinem Innern. Und doch brauchte ich, um den Einhard herauszugeben, drei Jahre, um den Katalog der Karolingischen Handschriften zusammenzustellen, fünf Jahre, um die Urkunden der Karolinger zu publizieren, ein Jahrzehnt; zu einer zusammenfassenden Darstellung bin ich überhaupt vor lauter Vorarbeiten nicht gekommen, wiewohl ich zugeben will, daß eine solche für ein eng begrenztes Gebiet möglich ist: Dieser Meier hat eine deutsche Geschichte in Angriff genommen, die doch viel mehr Vorarbeiten erfordert als meine projektierte Geschichte der Karolinger; ergo ist es eine flüchtige Dilettantenarbeit!

Zu einer Ablehnung trägt aber nicht diese Erwägung allein bei, sondern noch ein anderer Umstand von hoher Bedeutung. Weil der Professor Spezialist

ist, darum verteidigt er sein Gebiet mit Löwenmut gegen jeden, der sich ihm naht. Wer es nur streift, ist schon ein frecher Eindringling, der gar nicht hart genug gezüchtigt werden kann. Ja, wenn er voller Bescheidenheit und Hochachtung der unsterblichen Verdienste gedenkt, die sich die Autorität erwarb, indem sie ein Datum korrigierte oder nachwies, daß der Feldherr vor der Schlacht nicht nur das Vaterunser, sondern auch — was bisher unbekannt war — den englischen Gruß gebetet hatte, dann mag es noch hingehen. Aber wehe ihm, wenn er das unterließ, oder gar sein Werk — und sei es der winzigste Aufsatz in der Zeitschrift für Ortskunde von Kyritz an der Jägelitz — nicht erwähnte. Fluch ihm und seinen Enkeln.

Ja, das Zitieren! Genannt muß alles werden, was jemals über ein Thema geschrieben wurde. Ob es gut oder schlecht ist, spielt gar keine Rolle. Der Bibliograph liest ja nur die Titel und hat keine Ahnung vom Inhalt. Die Hauptsache ist die Vollständigkeit. Bibliographien werden ja nicht angelegt, um ein brauchbares Handbuch zu haben, das über das Gute oder Schlechte orientiert, sondern um ihrer selbst willen. Nur keinen Geist! Vollständigkeit hat ja auch den hohen Wert, vom beschränktesten Kopfe kontrolliert werden zu können, darum ist sie das Ideal aller Ignoranten und Dummköpfe. Ist es doch das konträre Gegenteil des Ideales des Gebildeten, das nur in der Fähigkeit Wichtiges vom Unwichtigen möglichst schnell und sicher zu scheiden bestehen kann. Die Kritik des Spezialisten setzt beim gefälschten Siegel ein, macht aber halt vor dem Ganzen

seiner sogenannten Wissenschaft. Denn sonst müßte er meistens feststellen, daß die ganze Herrlichkeit keinen Pfifferling wert ist.

Doch die Literatur, die sich wie eine ewige Krankheit durch unsere gelehrten Werke fortschleppt, die jeden eignen, freien Gedanken im Keime erstickt, die die nichtigste Untersuchung zum stattlichen Folianten anschwellen läßt, hat auch hohe sittliche Bedeutung. Wer würde von den glorreichen Leistungen des Meisters etwas erfahren, wenn nicht seine Kollegen mit Argusaugen darüber wachten, daß sie auch zitiert werden? Ohne diesen Rückversicherungsvertrag auf Unsterblichkeit würde sich ja die ganze Schreiberei nicht lohnen! Und dann erst die Schüler. Sie sind ja in erster Linie dazu da, des Lehrers Ruhm der staunenden Mitwelt zu verkünden. Er, er allein war es, der zuerst aussprach, daß es hier nicht et, sondern ac heißen muß, daß in der weltbewegenden Schlacht bei Adorf nicht neunundzwanzig, sondern einunddreißig Helden fochten. Dafür gebührt ihm die Unsterblichkeit der — Fliege im Bernstein.

Aber angenommen, der Universalist habe den Spezialisten zitiert und sogar gelobt, selbst das genügt nicht. Denn er hätte das Gebiet selbständig bearbeiten müssen. Natürlich aus den Quellen! Hat er aber gar die Arbeiten eines Gegners seiner Darstellung zugrunde gelegt, dann ist seine Unfähigkeit schlagend erwiesen. Das ist nämlich das Sonderbare, daß trotz Verbohrung in die verzwicktesten Fragen unter den Fachmännern keineswegs Einigkeit herrscht. Am wenigsten in bedeutenderen Dingen. War Wallenstein schuldig? War der Gang nach

Kanossa ein diplomatischer Sieg Heinrichs IV.? Wer trägt die Schuld am Rastatter Gesandtenmord?

Statt sich an große Fragen zu wagen, zu integrieren, wird bei uns immer mehr differenziert. Eine nichtige Forschung wird durch eine noch nichtigere abgelöst. Das nennt man dann Fortschritt der Wissenschaft! Was dem Gelehrten völlig abhanden gekommen ist, das sind hoher Gedankenflug, Schwung, geniales Erfassen großer Aufgaben.

Auf keinem Gebiete ist der Zünftler so erfinderisch wie auf dem, neue Themata auszugraben. Da folgt auf die Geschichte der großen Meister die der kleinen und kleinsten, auf die der Maler die der Farbenreiber, und so fort. Es erweckt oft den Anschein, als sei es ein Unrecht an der Zunft der Zukunft, wollte man etwa gute Werke über heute noch lebende Maler oder Staatsmänner schreiben: man nimmt den späteren Generationen damit eine — vielleicht die einzige — Gelegenheit sich im akademischen Sinne auszuzeichnen. Man muß nur wissen, mit welcher Triumphatorenpose die größten Bagatellen, die Entdeckung irgendeines hinterwäldlerischen Künstlers, der schon zu seiner Zeit nichts galt, die Herauszerrung eines Aktes, über den die Geschichte längst ihr Urteil durch Vergessenheit gefällt hat, kurz von Dingen, die die Jahrhunderte gesiebt und minderwertig gefunden hatten, in die Welt posaunt werden. Man sollte meinen, nicht eher werde die Inangriffnahme einer deutschen Geschichte von der Zunft gutgeheißen werden, bevor nicht jeder Deutsche, der jemals gelebt, seine Biographie hat, jeder Ort seine Monographie, jedes Gebiet seine Bibliographie, und so fort. Herrliche Zukunftsmöglichkeiten!

Was wir wollen, ist das genaue Gegenteil. Selbst die vollkommenste Geschichte Deutschlands ist in unseren Augen ein Bruchstück. Wir wollen eine ebenso gute — natürlich nicht ebenso detaillierte, wie der Fachbanause glauben wird — Europas, mehr noch der Erde und zwar nicht nur seit Erfindung der Schrift, sondern seit den ersten nachweisbaren menschlichen Spuren, also seit Jahrhunderttausenden. Die Fehden und Kriege unserer Vergangenheit interessieren uns gar nicht, wohl aber etwa die Tatsache, daß Deutschlands Geschichte zentrifugal, die Frankreichs zentripetal verläuft. Wir suchen überall den roten Faden, der uns nicht nur nach rückwärts durch das Labyrinth leiten soll, sondern auch nach vorwärts in die Zukunft. Überall sahen wir mit wachsendem Reichtum Einschränkung der Kinderzahl, wie einst im alten Rom, so heute in Frankreich. Führt das zu gleich tragischem Ende? Muß unsere Kultur einmal zugrunde gehen? Da die Menschheit noch ungezählte Jahrhunderttausende oder Millionen bestehen wird, haben wir nicht die Verpflichtung nach biologischen Gesichtspunkten Gesetze und Politik zu machen, um statt der Degeneration den Aufschwung zu befördern?

Solche und zahllose verwandte Fragen sind es, die den Universalisten beschäftigen, und zwar sie ganz allein, weil jegliche Fachuntersuchung ihm nur Rohmaterial zu sein scheint, dessen Wert sich bestimmt nach dem Nutzen, den es der universalistischen Betrachtung liefert.

Die jetzige Methode führt auf einen toten Strang. Sie ist eine Schraube ohne Ende. Statt sich dem Adler gleich immer höher zu schwingen, um von

oben die weitesten Strecken zu überblicken, wühlt sich der Spezialist maulwurfsartig immer tiefer in seinen Erdhaufen. Aus Angst vor dem Dilettantismus. Und doch ist er ein bemitleidenswerter Dilettant, gegenüber dem kritisch geschulten Blick, vor dem sich die Geschichte der Menschheit ausbreitet, wie eine Landkarte in großem Maßstabe mit Flüssen und Seen, Bergen und Bahnen und Städten. Der alles sieht, was wichtig ist, aber keiner Beachtung würdigt, dem als bedeutungslos Erkannten. Und sei es im kleinsten Dorf der größte Dunghaufen, den nach Umfang, Inhalt und Geruch zu bestimmen die misera plebs der Zünftler als idealste Lebensaufgabe ansieht.

Dieses Wühlen in Nichtigkeiten, dieses Sich-denkopfzerbrechen über Dinge, die jedem andern vollkommen gleichzeitig sind, dieses Aufstellen von Fragen, nicht etwa um die Wissenschaft zu fördern, sondern um eine Dissertation, eine Habilitations-schrift in die Welt setzen zu können, alles das, typisch für den deutschen Gelehrten, hat die verhängnisvollen Folgen, den Horizont zu verengen, den gesunden Menschenverstand einzubüßen, geistigen Hochmut zu züchten.

Ein kleines Gebiet kann relativ leicht überblickt werden Größter Kenner des Klosters Soundso, der Paläographie dieses oder jenes Jahrhunderts, der Verfassung eines Dörfchens zu werden, ist keine große Kunst. Der Zünftler kümmert sich nur um sein Gebiet, um drei Jahre im Leben eines Mannes, alles andere ist ihm ganz gleichgültig, und seine Kenntnis davon genügt nur, um es geringschätzig abzulehnen. Durch diese unbeschränkte Herrschaft, wenn auch

über ein Reich, gegen das Montenegro gigantisch genannt werden müßte, wird ein Hochmut in diesen Herren erweckt, der genau im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Wissen und Können steht.

Man trifft fast so selten einen Gelehrten, der den Universalismus gelten läßt, wie einen Theologen, der sich seinen gesunden Menschenverstand gerettet hat. Sagt man von letzterem: „ein Geistlicher, aber ein ganz verständiger Mensch", so muß es von ersterem heißen: „ein Gelehrter, aber doch ganz gebildet".

Je größere Ziele der allgemeine Forscher hat, desto mehr wird er sich der Grenzen seines Könnens bewußt werden, desto bescheidener wird er. Der Spezialforscher gibt vielleicht zu, daß sein Bereich nicht umfangreich ist, niemals aber, daß es an Wichtigkeit nicht alles andere menschliche Wissen weit übertrifft, — und er ist hier Meister!

Dieser Hochmut, diese Arroganz, mit der alles abgelehnt wird, wovon man nichts versteht, — und das ist erschreckend viel! — züchtet ein Pharisäertum, wie es neben dem Mucker und Hetzkaplan nur die Zunft ziert. Statt die Kreise immer weiter zu ziehen, statt zu versuchen, Geschichte mit Kunstgeschichte, diese mit Rechtsgeschichte, Philosophie, Geographie, Anthropologie, Naturwissenschaften und so fort zu verbinden und auch in seinem Geiste die Einheit zu suchen, die die Dinge in Wahrheit bilden, geht der Zünftler immer rückwärts. Er mag Kunsthistoriker seines Zeichens sein. Das Gebiet hält er für viel zu groß, was es ja auch zum selbständigen Erforschen, nicht aber zum Kennen ist. Er beschränkt sich auf Deutschland, auf Bayern, auf die Malerei, auf die

bayerische Malerei der Gotik. Und dann entdeckt er womöglich noch irgendeinen ganz bedeutungslosen Maler — d. h. Bedeutung für Pasing und Gauting mag er ja immerhin besessen haben, nur für die gesamte Kunstentwicklung hatte er sie nicht —, und er tut sich, die Brust geschwellt von Entdeckerstolz, als größten Kenner dieses Mannes auf. Mag es Forscher geben, die ihr ganzes Leben einem Genie wie Goethe widmen, so kann das noch hingehen, wiewohl es meines Erachtens schon ein Unfug ist und ein Beginnen, das bei der Bedeutung seines Waschzettels für die deutsche Literatur endet; Spezialisten für irgendeinen Malermeister können nur Leute werden, die sonst nirgends ihren Platz ausfüllen können.

Den Maulwurfshügel vor den Augen sehen und durchforschen unsere Professoren, die Alpenkette im Hintergrund bemerken sie gar nicht. Daß es außer unserer Geschichte, außer der Europas noch anderwärts so etwas ähnliches gab und gibt, kümmert sie nicht. Dafür werden zu den Aktenbergen neue hinzu getragen, der Geist aber, die Gärungsstoffe werden ängstlich fern gehalten. Je begrenzter, je beschränkter, desto besser, je detaillierter, desto wissenschaftlicher. Je dicker der Band, desto höher der Respekt vor dem Verfasser! Daß die Wissenschaft eine Einheit bildet, die nur aus Zweckmäßigkeitsgründen in zahlreiche Disziplinen zerlegt wird, das hat man völlig vergessen. Das Spezialistentum als Übel, wenn auch als notwendiges Übel, zu betrachten, fällt keinem Universitätslehrer ein. So machen die kleinen Geister, die kaum ihr winziges Gebietchen überblicken können, aus der Not eine Tugend, aus der Unfähigkeit eine

Stärke und proklamieren laut und dröhnend, daß das wahre Ziel der Wissenschaft möglichst tiefes Ein-dringen in ein möglichst enges Gebiet ist.

Ja, heißt es, wir begrüßen gewiß den Synthetiker, der es wagt, die Forschungsergebnisse zusammenzu-fassen. Aber noch ist es viel zu früh. Seht ihr denn nicht den Circulus vitiosus? Je mehr Material zutage gefördert wird, desto speziellere Fragen werden ge-stellt, und je spezieller die Fragen lauten, desto mehr Aktenberge werden aus dem Dunkel hervorgehen. Statt zu immer größeren Höhen aufzusteigen, sinkt man in immer tiefere Tiefen hinab.

Der gesunde Menschenverstand hat überhaupt keinen Wert mehr, nur was Literatur, Kommentare, Belegstellen besitzt, was zitiert werden kann, hat Gel-tung. Wer den Wald trotz der einzelnen Bäume noch sieht, ist Dilettant. Daß zwei mal zwei vier ist, ob ich Königreiche oder Kohlköpfe in die Rechnung einsetze, ist klar. Sagt es jemand, der nicht auf gleichem Gebiete arbeitete, so ist es eben falsch. Denn selbst ein Urteil in Fragen, die jeder logisch denkende Mensch beantworten kann, ist nur Spezia-listen eingeräumt. Nie stand Genialität so tief, Ba-nausentum so hoch im Kurs wie heute.

So ist der Fleiß unserer Universitätslehrer groß, ja oft ungeheuer. Man sollte es nicht für möglich halten, wie viele gebildete Männer sich monate- und jahrelang vom Morgen bis zum Abend hinsetzen, um einer Frage nachzugehen, die ihnen im Grunde so gleichgültig ist wie der übrigen Welt, um aufzu-spüren, was über irgendein Thema geschrieben wurde, oder nach Belegstellen zu fahnden. Dafür kommt

aber die Belohnung mit der erforderlichen Professur. Nun ist die Zeit da, auf den Lorbeeren auszuruhen. Jahrzehntelang wird jetzt dasselbe Kolleg abgelesen, und die literarische Produktion verstummt.

„Was, Sie schreiben noch Bücher? Sie sind doch geheimer Rat."

Wem fällt da nicht Lessings Fabel vom Adler und vom Fuchs ein?

„Sei auf deinen Flug nicht so stolz!" sagte der Fuchs zu dem Adler. „Du steigst doch nur so hoch in die Luft, um dich desto weiter nach einem Aase umsehen zu können." So kenne ich Männer, die tiefsinnige Weltweise geworden sind, nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern aus Begierde zu einem einträglichen Lehramt.

Die Folge dieser Zustände ist die Herrschaft des Alexandrinertums in unserer Wissenschaft. Stickluft liegt in den Hörsälen unserer Universitäten, die große Linie ist völlig verloren gegangen. Brutanstalten für Fachsimpel, für Leute, die ihre Examina bestehen wollen, sind nicht ideal. Kenntnisse mag man dort lernen, aber Wissen oder gar Bildung sicher nicht. Unsere Hochschullehrer an den philosophischen Fakultäten, von denen ja allein die Rede ist, sind — glänzende Ausnahmen selbstverständlich immer zugegeben — in einem Prozeß begriffen, der zu systematischer Verdummung führt. Jeder Gebildete, der Kaufmann, der Offizier, der Arzt, sucht oft mit größtem Erfolge sein Wissen auszudehnen, der Professor schränkt es immer mehr ein. Das Universitätsideal ist der Meister in der Beschränktheit.

Zunft und Dilettantismus

Die Universität ist bekanntlich nach den in ihr gelehrten Wissensgebieten in vier bzw. fünf Fakultäten eingeteilt. Nach dem Personenstande gliedert sie sich in Professoren, Dozenten und Studenten, nach beiden Richtungen hin die Erinnerung an das Mittelalter lebendig erhaltend. Damals zerfiel das Personal jeder Zunft in Meister, Gesellen und Lehrlinge, und genau im Sinne dieser Einteilung haben wir im Professor den Meister der Zunft, im Dozenten den Gesellen, im Studenten den Lehrling zu erblicken.

Wäre diese Analogie alles, was sich aus dem mittelalterlichen Zunftwesen erhalten hätte, dann würde es sich nicht verlohnen, über solche Äußerlichkeiten auch nur ein Wort zu verlieren. Leider ist das aber keineswegs alles. Bekanntlich hütete das mittelalterliche Gewerbe ängstlich seine Privilegien, wozu vor allem gehörte, daß niemand einen Gegenstand, dessen Anfertigung alleiniges Recht dieser Zunft war, herstellen durfte, wofern er nicht zu ihr gehörte. Der Sporer machte nur Sporen, der Nadler nur Nadeln, der Feilenhauer nur Feilen usf., und wehe dem Sporer, der etwa einen Nagel, wehe dem Feilenhauer, der eine Säge angefertigt hätte. Die schwersten Strafen bedrohten ihn.

Aber nicht nur das was angefertigt wurde war streng festgesetzt, auch die Quantität — von der sehr berechtigten Bestimmung, daß die Qualität stets die gleiche sein mußte, sei hier nicht gesprochen —, die Arbeitszeit und das Herstellungsverfahren waren vorgeschrieben, und die Innehaltung dieser Verordnungen wurde nachdrücklich beobachtet. So durfte denn niemand mehr Gesellen halten als ein anderer, niemand länger arbeiten oder mehr fabrizieren, sonst ging es ihm schlecht. Hatte aber jemand ein neues Herstellungsverfahren, eine Verbesserung der bisherigen Methoden entdeckt, dann durfte er es nicht anwenden, da dadurch die Zunftgenossen geschädigt wurden.

Die Folge aller dieser Einschränkungen der Tüchtigen und Protektion der Mittelmäßigkeit — denn darauf lief doch natürlich diese ganze Institution hinaus — war bekanntlich der Niedergang des deutschen Handwerks. Fremde Völker, die diesen Zwang schon abgeschüttelt oder nie angenommen hatten, waren in freier Konkurrenz uns unendlich überlegen. Hier wurde der Tüchtige wie das Rennpferd, das schon so und so viele Siege gewonnen hat, durch Gewichte gehandikapt, dort hatte er freie Bahn. So wurden alte Methoden verbessert, neue erfunden, die Leistungen gesteigert, alle geistigen und körperlichen Kräfte angespannt, und die Folge war, daß andere Nationen Deutschland überflügelten. Für die Faulheit und Mittelmäßigkeit war das allerdings schlimm, aber nicht sie, sondern die Intelligenz führt oder sollte es doch.

Wenn wir von der gelehrten Zunft reden, so

sind jene in der Fakultät vereinten Universitätsprofessoren gemeint, die die Würde der Wissenschaft zu wahren glauben, indem sie ängstlich jeden frischen Lufthauch fernhalten, die Rückständigkeit und Zopf hochhalten, als seien es kostbare Kulturgüter, die in kleinlicher Detailarbeit sich konsumieren, ohne den Kontakt mit dem Ganzen ihrer Wissenschaft, geschweige denn mit dem Leben zu halten. Diese Männer wachen mit Argusaugen übereinander, daß ja niemand durch eine neue verbesserte Forschungsmethode und neue Ideen, durch neu eingeschlagene Wege ihre Gemütsruhe störe und das gemächliche, ihnen so behagliche Tempo beschleunige. Wie ihre Vorfahren und Vorbilder, die alten Zunftmeister, sehen sie unlautere Konkurrenz in jedem Neuerer. Mit allen Kräften suchen sie die Leistungen der Genialen unter ihnen auf das Niveau der Mittelmäßigkeit herabzuziehen. Nur keine Konkurrenz, nur kein Kampf mit dem Genie ist ihre Losung. Die Rücksicht auf ihre eigene Bequemlichkeit bestimmt ihr Verhalten, die Fähigkeiten der am wenigsten Begabten das Marschtempo. Vollständigkeit und Irrtumslosigkeit, jenes Ideal beschränkter Köpfe, ist auch das ihre. Sie bedenken nicht, daß all unser Wissen Stückwerk ist und bleiben muß, daß kein Dogma so wahr ist, daß es nicht Fehler berge, kein Irrtum so groß, daß nicht irgendein Wahrheitsgehalt in ihm enthalten ist. Statt Kritik finden wir blinden Autoritätsglauben.

Ja, gewiß wird Kritik geübt, mehr als das, ungeprüft abgelehnt wird sogar, aber nur das Neue, Schöpferische. Das, was zur Zeit herrschende Schul-

meinung ist, lastet wie ein Fels auf jeder freien Meinung. Ein Schulgott löst den andern ab. So beobachten wir, daß immer extreme Ansichten die allein anerkannten sind. Bald schwört alles auf den Materialismus, dann wird jeder Andersdenkende für einen Idioten erklärt, dann kommt ein neuer Schulgott, aber immer nur einer auf einmal und für ein Menschenalter, der auf Grund neuer Tatsachen oder eines neuen Verfahrens die Lückenhaftigkeit der bisherigen Lehre darlegt, und bald herrscht das Gegenteil ausschließlich. Alles schwört auf einmal auf den Idealismus; wer anders denkt, ist nun der Idiot. Und doch wäre es gerade Aufgabe der Universitäten, die Wissenschaft vor solchen Rückschlägen, die auf den Laien den Eindruck hervorrufen müssen, als sei sie in einem ewigen Kreislauf befangen, zu bewahren.

Es dürfte sehr wenig Wahrheiten geben, die so klar und eindeutig auf der Hand liegen, daß keinerlei Gründe gegen sie sprechen. Heute entscheidet sich die Mehrheit dafür, morgen die Mehrheit — immer unter Führung eines Zunftgottes — dagegen. Nach einer die Widersprüche ausgleichenden Synthese wird in den seltensten Fällen gesucht. Dinge, die wie die Mathematik beweisbar sind und von jedem denkenden Menschen anerkannt werden müssen, gibt es in der realen Welt überhaupt nicht. Denn sonst wäre es — nachdem wir keinerlei Recht haben anzunehmen, daß die Intelligenz heute größer ist als vor Jahrhunderten — ganz unverständlich, weshalb nicht von jeher die Wahrheit erkannt worden wäre. Es sei denn, es werden neue Tatsachen entdeckt, aus denen man auf neue Zusammenhänge schließen kann,

die nun auch die anderen, früher bekannten, in einem anderen Lichte erscheinen lassen.

Ein Beispiel für zahllose wird klar machen, was ich meine.

Die Geschichtschreibung früherer Zeiten nahm stillschweigend die Gleichheit aller Menschen — wenigstens der allein für sie in Betracht kommenden in Europa und den Randländern des Mittelmeeres sitzenden — an und führte den Aufschwung oder Verfall der Völker zurück auf die größere oder geringere Begabung der Führer bzw. die Güte der leitenden Ideen. Man überzeugte sich nun allmählich, daß dieser Heroenkultus übertrieben ist, ebenso wie die idealistische Geschichtsauffassung, und daß die Menschen durchaus nicht die gleichen Bedingungen zu ihrer Entfaltung haben. Flora, Fauna des Landes, geographische Lage, Nachbarn, Klima und andere natürliche, von den Qualitäten der Führer vollkommen unabhängige Faktoren wurden in ihrer Bedeutung erkannt, und nun entstand die materialistische Geschichtstheorie, die an Stelle der Führer die Bedürfnisse der Massen, an Stelle der Ideen die natürlichen Bedingungen der Umwelt setzte. Damit waren die bedeutenden Männer depossediert, und das Proletariat triumphierte. Heute hat man die Synthese so ziemlich gefunden und erkannt, was in beiden Doktrinen das Richtige, in beiden das Falsche ist. Da trat eine neue Meinung auf den Plan: beide Lehren hatten mit dem Menschen als anthropologischer Erscheinung nicht gerechnet, insofern sie seine Begabung, mit Übersehung der Rassenunterschiede, bei allen für die Geschichtschreibung in Frage kommenden Völkern für gleich hielt.

Da wurde die Frage aufgeworfen: würden die Neger in Griechenland dieselbe Kultur geschaffen haben wie die Hellenen? Würden letztere unter dem Äquator auf demselben Niveau, das die dortigen Eingeborenen heute einnehmen, stehen geblieben sein? So wurde eine neue, dritte, große Geschichtstheorie, die anthropologische, aufgestellt, die nun die andern zu verdrängen oder wenigstens zu beeinflussen trachtet. Klar ist, daß jede dieser Lehren einseitig und lückenhaft ist und nur der Vereinigung aller drei die Zukunft gehören kann. Vielleicht wird dann noch eine vierte auftauchen, eine fünfte usf., jede die bisherige Erkenntnis bereichernd, jede für sich betrachtet, aber einseitig und darum fehlerhaft.

Statt nun, was doch der gesunde Menschenverstand uns sagen sollte, gleich von vornherein in jeder neuen Lehre eine Ergänzung der bisherigen zu erkennen und mit ihrer Hilfe sie zu korrigieren, spaltet sich — wenn es gut geht — die Zunft in zwei Lager, die sich heftig bekämpfen. In der Regel aber wird das Neue in Bausch und Bogen abgelehnt. Dann durch einen genialen Führer anerkannt und das Alte in Bausch und Bogen verworfen, so daß die Universität immer unter irgendeiner sogenannten Autorität steht, die jedes freie Forschen hemmt.

Dasselbe Verfallen in Extreme beobachten wir in Fragen der Weltanschauung. In früheren Jahrhunderten Wunder- und Hexenglauben, heute Herrschaft der Vernunft, des Experimentes, der Naturwissenschaften. Ein ungeheurer Fortschritt, aber man schoß über das Ziel hinaus. Die sogenannten okkulten Phänomene, der Spiritismus, werden von der ge-

lehrten Zunft nicht etwa geprüft, sondern mit Spott und Hohn abgelehnt. Statt daß gerade die Entdeckungen der letzten Jahrzehnte, Röntgenstrahlen, drahtlose Telegraphie, Radium, Wünschelruten u. a. m. stutzig machten, wird fröhlich drauflos negiert. Die Religion abzulehnen galt und gilt zum Teil auch heute noch für guter Ton. Und doch kann der ehrliche Agnostiker so wenig behaupten, daß es Gott oder ein Jenseits gibt, wie es leugnen. Hier überschreitet die Wissenschaft ihre Grenzen. Aber so beschränkt der in der Zunft herrschende Geist ist, dazu reicht er immer noch aus, um alles abzulehnen, was ihm fremd dünkt. So ist denn auch die Geschichte der Universitäten in dem Punkt mit der der Akademien verwandt, daß sie eine fast lückenlose Kette von Blamagen dem Genialen gegenüber darstellt.

Man will nicht irren, sich nicht vorwagen. Das ist die ganze Sache. Man getraut sich nicht ein Haus zu entwerfen. Man bedenkt nicht, wie viel wertvoller auch nur ein Notbau ist als ein Haufen roher Steine. Aber er erfordert Geist, und den scheut man auf unsern Universitäten.

Das hat aber gute Gründe: Was die Zunft lehrt, und zwar gut lehrt, das ist das Handwerkmäßige, die Technik. Die kann jeder lernen, und darum ist sie auch allein in dieser Gelehrtenrepublik beliebt. Starke Talente aber sind unbequem, denn sie drücken die andern an die Wand. Darum immer wieder die Empfehlung von Detailforschung, Aktenpublikationen, Heiligenlegenden. Damit wird der Himmel nicht erstürmt. Das ist alles Technik, kein Geist, also stört es die Zunft auch nicht aus ihrer trägen und bequemen Ruhe.

Da tauchen nun immer wieder von Zeit zu Zeit Männer auf, die gar keine handwerkmäßige Beschränkung sich auferlegen lassen wollen. Sie arbeiten so viel, als ihrem Drang entspricht, und machen dadurch der unglaublichen Unproduktivität der Zunft unangenehme Konkurrenz. Doch bald sucht man ihnen das Handwerk zu legen.

Es ist eine stillschweigende Parole ausgegeben worden — man kann sie auch bisweilen gedruckt lesen —, daß frühestens alle zwei Jahre ein Band bzw. Buch eines Gelehrten erscheinen dürfe. Damit ist die Quantität, genau wie einst in der Handwerkerzunft, festgesetzt, und Streber, Leute, die durch ihren Fleiß unbequem werden könnten, kommen nicht auf. Man hält sich in Zunftkreisen gewissenhaft an diese Maximalgrenze, so gewissenhaft, daß ich einen ordentlichen Professor an einer großen deutschen Universität kenne, der erst nach fünfundzwanzigjähriger Pause wieder einen Band erscheinen ließ. Fügt sich jemand diesem Usus nicht, dann steht von vornherein fest, daß das Buch flüchtig ist. Das ist ja der hohe Wert der Erscheinungsjahre auf dem Titelblatt, daß man auch ohne von der Materie eine Ahnung zu haben, das Buch ablehnen kann, weil — nun weil es nach kurzer Pause erschien.

Diese Outsider haben aber nicht nur den großen Fehler, durch Produktivität lästig zu fallen, sie haben noch einen viel größeren: Sie stehen nicht voll stummer Bewunderung vor „vollständigen" Bibliographien, vor endlosen Kommentaren, vor den verzwicktesten und entlegensten Spezialuntersuchungen und Klostergeschichten, sondern sie betrachten die

Wissenschaft als Einheit, schätzen den Geist und sehen im Stoff, in der Technik nur ein Mittel, ihn in die Erscheinung treten zu lassen. Das sind die Leute, die geniale Systeme errichten, die auf breitester Basis mit weitestem Horizont umfassende Darstellungen in Angriff nehmen. Mit einem Wort, das sind die — „Dilettanten"!

Kein Wort wird von der Zunft so gerne gebraucht wie dieses, denn es scheint den Gegner mit einem Schlage zu vernichten. Keines wird aber auch so sehr mißbraucht. Nur keine Vielseitigkeit! Nur nicht auf mehreren Gebieten beschlagen sein oder gar schreiben! Für den Spezialisten, fürs rechte Ohr ist schon Dilettant, wer sich auch mit dem linken beschäftigt, für den Paläographen, wer auch Sphragistik betreibt, für den deutschen Kulturgeschichtsforscher, wer auch auf außereuropäische Länder einen Blick wirft. Mit anderen Worten: Je größer das Feld ist, das ein Forscher bestellt, desto mehr Spielraum gewährt er auch dem andern. Je beschränkter seine Domäne, desto freigebiger ist er auch mit dem Vorwurf des Dilettantismus. Wir haben also in der Anwendung dieses Wortes einen nahezu untrüglichen Maßstab für den Horizont dessen, der es ausspricht. Und das ist höchst blamabel für die Mehrzahl der Zunftgenossen.

Solche Dilettanten — im Sinne der Zunft — sind Schopenhauer, Stirner, Nietzsche, Hartmann, um nur einige zu nennen, unter den Philosophen, d. h. die genialsten und selbständigsten Denker des letzten Jahrhunderts. Der erste brachte es glücklich zum Privadozenten und verließ dann die Universität, da

diese Organisation der Mittelmäßigkeit ihm natürlich nicht genügte. Hartmann war früher Offizier gewesen und stand in keiner Beziehung mit der Hochschule. Stirner war Gymnasiallehrer und verhungerte beinahe. Nietzsche aber war bekanntlich zwar Professor, aber für Philologie. Als Philosoph war er völliger Dilettant. Ebenso Herbert Spencer, der erst Ingenieur, dann Journalist war und sich autodidaktisch zum Philosophen bildete.

Dagegen sind die berühmtesten Philosophen an unseren Universitäten, Zeller, Kuno Fischer, Paulsen, Heinze, Windelbach etc. bei Lichte besehen, gar keine Philosophen, sondern Historiker der Philosophie. Das Schöpferische fehlt ihnen vollkommen.

Darwin war absolvierter Theologe, das Gesetz von der Erhaltung der Energie hat zwei Ärzte, Robert Mayer und Helmholtz, und einen Bierbrauer Joule zum Vater. Das Telephon wurde vom vierundzwanzigjährigen Autodidakten Reis und dem nur wenige Jahre älteren Taubstummenlehrer Graham Bell erfunden. Der größte Physiker des letzten Jahrhunderts, Faraday, war bis zum zweiundzwanzigsten Jahre Buchbinderlehrling. Der Astronom Quetelet wurde Vater der Statistik, der Kaufmann Schliemann erschloß Troja, Mykenä und Tiryns der Wissenschaft des Spatens, Zeppelin, Groß und Parseval, die Erfinder des lenkbaren Luftschiffes, sind sämtlich nicht Techniker, sondern Offiziere. Pestalozzi blieb bis zum vierzigsten Lebensjahre Landwirt, er hat so wenig wie die andern großen Pädagogen Hume und Rousseau je ein Staatsexamen gemacht. Manuel Garcia, der Erfinder des Kehlkopfspiegels, war nicht Arzt, sondern Gesang-

lehrer. Gobineau, der Begründer der anthropologischen Geschichtstheorie, war Diplomat.

Doch auf allen andern Gebieten ist es genau so. Fichte war Privatmann, desgleichen Humboldt, der tüchtigste Kultusminister, den Preußen je hatte, Niebuhr, der Verfasser der römischen Geschichte und Vater einer neuen Quellenkritik, war Bankdirektor, dann Staatsmann. Mommsen war seiner Herkunft nach Jurist, Ranke hatte Theologie und Philologie studiert und niemals historischen Unterricht genossen. Buckle war ebenfalls „Dilettant", und ging aus dem Berufe eines Sckiffsreeders hervor. Gregorovius, der geniale Geschichtschreiber der Stadt Rom im Mittelalter, war Privatmann, so gut wie Davidsohn, der Historiograph von Florenz. Ratzenhofer, der große Soziologe, war Offizier, Ratzel ursprünglich Journalist, Fallmerayer, der Historiker des neuen Griechenland, bekam glücklich 58 jährig eine Professur, um sie ein Jahr später schon zu verlieren, Kremer, der Verfasser der einzigen Kulturgeschichte der Araber, war Diplomat und als Orientalist Autodidakt, Helmolt, der Herausgeber der ersten wirklichen Weltgeschichte, hat nie an einer Universität gelehrt, so wenig wie Woltmann, der bedeutendste Vertreter der anthropologischen Geschichtstheorie. Die erste Geschichte der Zeitung schrieb natürlich auch ein Dilettant, Salomon, die der deutschen Münze ein anderer, Dannenberg. Die Liste ließe sich ins Endlose vermehren. Daß diese Werke vollkommen sind, soll nicht behauptet werden, aber darauf kommt es nicht so sehr an, als auf die Tatsache, daß Outsider eine Initiative besitzen, die den Berufenen fehlt. Sie riefen häufig als Könige

erst eine Wissenschaft ins Leben und gaben so den Kärnern zu tun. Lamprecht, dessen Genialität wir eine deutsche Geschichte auf psychologischen Grundlagen verdanken, so gut wie Breysig, der die geistreiche Lehre vom Stufenbau der Weltgeschichte aufstellte . . .

„Aber bitte!“ fällt man mir ins Wort, „das sind doch Universitätsprofessoren!“

Gewiß sind sie das, aber keine Zünftler. Was sind auch sie und mancher andere große Gelehrte, der den weiten Blick vor den andern voraus hat, von den Vielzuvielen angegriffen worden! Riet doch einer — eine besondere Kapazität —, Lamprecht solle seine Professur niederlegen, um Lehrer an einer höheren Töchterschule zu werden. Weshalb? Nun, unter dem Vorgeben, diese oder jene Jahreszahl sei falsch. Dazu reicht ja der Geist — sit venia verbo! — der Zünftler aus, Druckfehler und falsche Seitenzahlen der Zitate festzustellen, aber eben häufig auch nur dazu.

Die größte Autorität genießt bei uns der Spezialist, der zugleich Universitätsprofessor ist, die geringste der allgemeine Forscher, der sich seine Freiheit gewahrt hat. Also sind äußere, nicht innere Gründe maßgebend. Daß daneben persönliche Gehässigkeit eine Rolle spielt, ist selbstverständlich. Daß es Leute gibt, die nicht um ihr Brot zu verdienen und pensionsberechtigt zu werden sich ihr Leben lang mühen, sondern nur aus Liebe zur Wissenschaft, das erscheint dem idealen Deutschen so unfaßbar, daß man in einem solchen Manne ganz unbesehen eine verkrachte Existenz erblickt. Ein solcher Idealist,

womöglich noch dazu reich, adlig und elegant, ist von vornherein gebrandmarkt. Ist er mäßig bemittelt und schäbig, dann geht es noch eher; dann hat man ein gewisses Mitleid mit dem armen Schlucker. Voll wird zu Lebzeiten kein Nichtzünftler genommen, und würden seine Werke die Welt aus den Angeln heben.

Die wahren Förderer der Wissenschaft sind nicht die Zünftler, sondern die „Dilettanten", d. h. die universellen, geistreichen Köpfe, die sich dem Zunftzwang nicht unterordnen und für die Wissenschaft leben. Die Zünftler aber sind die Banausen, die Taglöhner, die ihre Existenzberechtigung nur dem Wirken jener verdanken und dafür von der Wissenschaft zu leben als ihr Vorrecht betrachten.

Vollständigkeit

Alle Augenblicke erscheint eine „vollständige“ Gesamtausgabe irgendeines Dichters, ja, von ganz großen, etwa von Goethe, erblicken immer womöglich gleich mehrere zur selben Zeit das Licht des Tages. Liest man dann später die Kritiken aus sachkundiger Feder oder die Vorworte, so findet man in der Regel die Neuerscheinung damit motiviert, daß die bisherigen Ausgaben nicht so „vollständig“ gewesen seien. Dieses Streben zur Vollständigkeit hat zur Folge, daß die Werke immer teurer werden und man sich schwerer entschließt, sie anzuschaffen. Das ist jedoch bei hervorragenden Dichtern und Denkern im Interesse der Volksbildung entschieden zu bedauern. Ferner, daß der Laie, der vielleicht zur Zierde seines Bücherregals oder, um mit literarischen Interessen zu prunken, in den sauren Apfel biß, sich nicht entschließen kann, auf dieses Meer von Weisheit hinauszusegeln. Die Bücher bleiben ungelesen.

Untersucht man nun, worin sich die vollständigere Ausgabe von der unvollständigeren außer durch Bändezahl und Preis unterscheidet, so wird man stets dasselbe finden: Die Zahl der minderwertigen, vom Autor selbst schon so empfundenen und deshalb fort-

gelassenen Werke ist um etliche bereichert. Die Jugendversuche, die angefangenen und dann verworfenen Skizzen, die verschiedenen „Redaktionen" — wie entzückend gelehrt das klingt! —, d. h. die Stellen, wo der Dichter seine bessernde Hand anlegte, weil er sie nicht für geraten hielt und es seinem Ruhme schuldig zu sein glaubte, sie in anderer Form auf die Nachwelt zu bringen, mußten der schlechteren Lesart weichen; wenigstens muß diese in Parenthese gegeben werden. Das geschieht natürlich aus Respekt vor der Größe des Mannes!

Der Himmel bewahre einen vor einem Ruhm so groß, daß jede Entgleisung sorgfältig mit philologischer Akribie und Geistlosigkeit gesammelt und kommentiert der Nachwelt konserviert wird! Und dabei glauben die Herausgeber den von ihnen Geehrten etwas Gutes zu erweisen! Tatsächlich hat doch jeder Mensch das Bestreben vor Bekannten, mehr noch vor Fremden, so zu erscheinen, wie er sich am besten gefällt, und nur mit solchen Werken, die ihm geglückt dünken. So wenig man sich gern unangezogen sehen läßt, so wenig, ja noch viel weniger gern möchte man die Blößen seines Geistes zeigen, geschweige denn sie auf die Nachwelt bringen, jedem Naseweis mitteilen. Deshalb bestimmt eben der Dichter oder Schriftsteller die Werke selbst, die er für die gelungensten hält, von denen er wünscht, daß sie bekannt werden und ihn womöglich überleben sollen. Verbrennen möchte er am liebsten alle unvollendeten Entwürfe, aber da er ja nie weiß, wie lange er lebt, und ob er nicht noch einmal auf sie zurückgreift, um sie fertigzustellen, gönnt er ihnen

eine Gnadenfrist. Der Literatur„forscher“ aber ist selig über einen Fund zerknüllten und durch Zufall dem Feuer oder anderen Gefahren entgangenen Papiers, über einige Briefe möglichst diskreten Inhalts, veranstaltet ihm zu Ehren eine neue Gesamtausgabe, die natürlich „vollständiger“ ist als die früheren, verurteilt die Flüchtigkeit seiner Vorgänger und vermeint, seinem Liebling genützt zu haben, während er ihn aufs schwerste schädigte.

Um es kurz zu sagen: Je „vollständiger“ eine Gesamtausgabe ist, desto teurer und bändereicher ist sie, desto mehr Minderwertiges bis zum größten Schund — denn auch ein großer Mann kann mal daneben greifen — enthält sie, desto mehr schädigt sie den Ruhm des Gefeierten, desto schwerer wird dem Laien der Entschluß, überhaupt mit der Lektüre zu beginnen, und desto weniger gewinnbringend wird sie.

Wozu also, wird man fragen, diese Sucht, immer mehr wenn auch nichts Besseres zu bieten wie der Vorgänger?

Daran trägt allein die liebe Eitelkeit Schuld. Intelligenz ist nicht jedermann gegeben. Selber schaffen kann nicht jeder, wohl aber kann jeder Fleiß, die demokratischste, selbstverständlichste und mindeste aller Tugenden, anwenden. Zu unterscheiden, ob eine Arbeit wertvoll ist oder nicht, zu sichten und zu wählen ist nie leicht, oft außerordentlich schwer. Zu konstatieren, ob etwas schon gedruckt wurde, kinderleicht. Da nun aber immer weniger talentierte Leute in die gelehrten Berufe eindringen, da die Intelligenz besser Bezahltes und oft auch Besseres anfangen kann, so wird das Bestreben, sich gegenseitig

durch Quantität statt durch Qualität zu überbieten, immer heftiger. Den Schaden tragen Autor, Publikum und oft auch Verleger.

Daß wir hier nicht ein Standardwerk, wie etwa die großen mit öffentlichen Zuschüssen hergestellten wissenschaftlichen Gesamtausgaben Goethes, Schillers und anderer, treffen wollen, versteht sich von selbst. Gezielt ist natürlich nur auf jene immer neu auftauchenden, für das Publikum berechneten Unternehmen.

Als — um ein Beispiel zu nehmen — einst die ersten Pendelversuche gemacht wurden, mußte der Forscher natürlich jede Schwingung registrieren. Sie war für ihn wertvoll bis zu dem Augenblick, wo er aus ihnen das Gesetz gefunden hatte, das sie alle beherrscht. Jetzt waren die Aufschreibungen für ihn selbstverständlich wertlos, denn den Geist hatte er herausdestilliert. Oder nehmen wir an, ein Botaniker studiere das Eichblatt. Er wird sich außerordentlich viele ansehen, zeichnen und vermessen müssen, bis er über Größe, Form und Variationen völlig klar ist. Nun braucht er nicht mehr ganze Wälder abzugrasen, denn der induktive Vorgang hat zu einer These geführt, die nun deduktiv angewandt werden kann. Was hinfort interessiert, sind nicht mehr die Übereinstimmungen, sondern lediglich die Abweichungen.

Auf den meisten Gebieten befinden wir uns heute noch, aber nicht etwa aus inneren Gründen, in den genannten Vorstadien der Erkenntnis. Schreibt jemand über Goethe und hat er seine sämtlichen Werke studiert, um sich ein Urteil zu bilden, so kann er sicher sein, daß einen Augenblick lang dieses Ur-

teil in Zweifel gezogen wird, wenn durch Zufall ein anderer irgendein bisher unbekanntes Blatt entdeckte, und sei es eine Bestellung bei seinem Käsehändler. Das ist neu, sensationell, erhöht die jenem fehlende „Vollständigkeit", ist vor allem ungedruckt und drum eine Entdeckung!

Plagt sich jemand jahrelang mit der Geschichte einer Institution, eines Landes, der Kunst einer Gegend und glaubt nun den Geist erfaßt zu haben, so wird er doch durch einen Grünling belehrt, der einen Akt zutage fördert, der dem Verfasser entgangen war. Was darin steht, ist ganz gleichgültig. Wer aus den Scherben den Geist rekonstruierte, muß sich gefallen lassen, auf mangelnde Materialkenntnis hin angeredet zu werden. Dieses Alexandrinertum, das uns im Nacken sitzt, verleitet viele, die wohl das Zeug dazu hätten, den Stoff zu beseelen, das Wichtige vom Unwichtigen zu scheiden, das Dauernde, Charakteristische vom Vorübergehenden und Zufälligen zu sondern, der natürlich die Mehrheit bildenden Meute zuliebe ihre Werke mit Material zu überlasten. Daß es entweder in der Darstellung bereits benutzt und dann überflüssig ist oder aber unbenutzt und dann als unverdauter Ballast stört, kümmert niemand. Hat er doch — bis irgend ein anderer einen neuen Fund macht — das „vollständigste" Werk zu verzeichnen.

Wie gern Mittel und Zweck verwechselt werden, ergibt sich aus dem Lob des Fleißes. Man sollte denken, daß es allein darauf ankommt, was einer qualitativ und quantitativ leistet. Ob er das spielend, aus dem Handgelenk oder im Schweiße seines An-

gesichts produziert, hat doch auf das Resultat nicht den allergeringsten Einfluß, sollte ihn wenigstens nicht haben. Zur Beurteilung des Menschen ist seine Arbeitsleistung ja natürlich wichtig. Neigt der eine zum geistsprühenden Genie, so der andere zum andern Extrem. Nun begibt sich das Sonderbare, daß man nicht — von Ausnahmen abgesehen — die geniale Leichtigkeit der Produktion als Tugend hinstellt, sondern die Tätigkeit des Schweißvergießens mit Hymnen preist! Grund ist natürlich unsere demokratische Gleichheitsmacherei, die lieber etwas anerkennt, was Gevatter Schneider und Handschuhmacher auch besitzen, wenn sie wollen, als eine aristokratische Tugend, die nur wenigen gegeben und erreichbar ist. Grund ist aber auch die Halbheit im Denken. Daß selten ohne Fleiß Großes geleistet wird, sei ohne weiteres zugegeben. Daß Fleiß auch Begabung bis zu einem gewissen Grade ersetzen oder ergänzen kann, ebenfalls. Trotzdem steckt noch ein guter Rest Tagelöhnermoral in seiner hohen Bewertung.

Diese ist es, wie gesagt, die auch der Vollständigkeitsforderung zugrunde liegt. Sie will, daß ein Buch vornehmlich Materialsammlung wird, weil man natürlich zum Sammeln Zeit und Fleiß braucht. Sie haßt den schwer greif- und beurteilbaren Geist, der ja nur wieder von Geist begriffen werden kann, so sehr, daß sie selbst bei hochbedeutenden Werken nicht auf die geistigen Qualitäten Gewicht legt, sondern etwa auf die herangezogenen Beispiele, um entweder die „wertvolle Materialsammlung" zu rühmen — wenn es viele sind — oder mit Freudengeheul darauf hinzuweisen, daß hier „Vollständigkeit" nicht erreicht wurde.

So gut die Demokratie ist, insofern sie uns ein menschenwürdiges Dasein sichert, indem sie Übergriffe der herrschenden Klassen abwendet, so bös ist sie in kulturellen Fragen. Sie führt dazu, nur zu loben und als vorbildlich hinzustellen, was auch jedermann zugänglich ist. Das letzte auf diesem Gebiet leistete sie mit der Forderung der Vollständigkeit. Diese ist das Ideal aller beschränkten Köpfe und darum der gelehrten Zunft.

Fakultäten und Berufung

Unsere Hochschulen genießen eine freie Verfassung. Nicht nur Lehr- und Lernfreiheit sind ihr gutes Recht, auch die Ergänzung des Lehrpersonales ist ihnen selbst anheimgegeben. Das Aufsichtsrecht der Regierung ist sehr gering und wird auch wenig gehandhabt, in der theoretisch durchaus richtigen Erwägung, daß niemand ein so kompetenter Beurteiler ist wie der Fachgenosse, und gleichzeitig im Bestreben, unsere Hochschulen der Erforschung und Lehre der Wahrheit und damit dem Fortschritt, nicht aber den Interessen der gerade herrschenden Partei, dienstbar zu machen.

Herrliche Gedanken! Zu groß und ideal, um voll verwirklicht werden zu können.

Den Sinn und „Geist" der Arbeiten, die Voraussetzung einer Habilitation oder Berufung sind, haben wir kennen gelernt. Je beschränkter, handwerksmäßiger, langweiliger, desto besser. Aber, lieber Leser, wenn du glaubst, die Leistungen stünden bei der Berufung im Vordergrunde, dann bist du in einem naiven Irrtum befangen. Forschungen in Ehren, aber wichtiger als Thema, Zitate und Anmerkungen, selbst wenn sie mindestens die Hälfte jeder Seite aus-

machen und gewissenhaft kommentieren, was jeder weiß, in geheimnisvolles Dunkel aber hüllen, was man nicht weiß, wichtiger als dies alles ist die Herkunft des Kandidaten, seine Finanzlage.

Die Universitäten sind eine Reservation der Wohlhabenden. Wirklich arme Gelehrte, sie mögen noch so tüchtig sein, sind von der Dozentenlaufbahn, der unsichersten, die es gibt, nahezu gänzlich ausgeschlossen. Man muß schon über ein beträchtliches Vermögen verfügen, um nach der Promotion jahrelang bis zur Habilitation weiter zu studieren, dann in der Regel mindestens zehn Jahre unbesoldeter Privatdozent zu bleiben, um endlich, für den fürstlichen Lohn von zirka 4000 Mark, außerordentlicher Professor zu werden. Dabei hat der Privatdozent keinerlei Anrecht auf eine Professur, was auch durchaus verständig ist, da nicht Dienstalter, sondern Leistungen entscheiden sollen. Wer also nicht sein Schäflein im Trocknen hat, ist sehr töricht, wenn er sich einer Laufbahn widmet, die normaler Weise so ungünstige Aussichten bietet. Auch das ein Grund für die Abwanderung der Intelligenz in andere als den akademischen Beruf.

Aus natürlichen Ursachen kommen also nur relativ Vermögende für die Universität in Frage. Doch auch ein weniger lauteres Motiv spielt noch mit. Das glorreiche System Althoff bestand zum Teil darin, Privatdozenten Professuren zu erteilen, falls sie gegen Revers auf einen Teil ihres Gehaltes verzichteten. Über das ersparte Geld wurde dann vom allmächtigen Referenten zwar häufig in einer klugen, aber keineswegs bestimmungsmäßigen Weise verfügt. Natürlich konnte der reichere auf solchen Kuhhandel

viel eher eingehen als der unbemittelte. Andererseits schätzt man diesen, weil er sich viel, ja alles gefallen läßt. Steht es doch fest, daß Althoff an den Fakultäten Spione unterhielt, die ihm über ihre Kollegen berichten mußten! Manche Zierde unserer Hochschulen gab sich zu diesem Judasdienst her. Ohne uns in eine nähere Untersuchung der Rolle einzulassen, die das Geld in der Universitätslaufbahn spielt, sei doch konstatiert, daß mit ihm ein Faktor eingeführt wird, der völlig fehlen sollte. Geist will unsere Jugend, intelligente Lehrer. Sie zu fördern und von überall her heranzuziehen sollte Aufgabe der Universitäten sein. Für sie darf nur der geistige, nicht der materielle Kampf ums Dasein existieren.

Doch entscheidender noch als die Vermögenslage ist für die Berufung die Papazität des Kandidaten — um ein Wort Sigels zu gebrauchen — d. h. sein Vater. Gehört dieser der Universität an, dann hat der Sohn die besten Aussichten auf eine ordentliche Professur. Daß man bei gleicher Tüchtigkeit den so empfohlenen wählt, wird niemand tadeln. Aber das ist eben keineswegs immer der Fall. Übrigens bieten unsere Fakultäten einen schlagenden Beleg für die Vererbungslehre. Nicht nur, daß Fähigkeiten und Stellung des Vaters auf den Sohn übergehen, selbst auf den Schwiegersohn vererben sie sich. Denn anders läßt es sich nicht erklären, daß der hervorragendste Befähigungsnachweis die Heirat einer Professoren- oder gar Geheimratstochter ist.

Die Folge dieser geistigen Inzucht ist eine Stagnation, wie sie kaum anderwärts zu finden ist, hier

aber doppelt verhängnisvoll wirkt. Eine Ausnahme bilden allerdings die technischen Hochschulen, auch hierin moderner und fortschrittlicher, die häufig ohne jede Rücksicht auf Abstammung, ja auf Vorbildung, den Tüchtigen nehmen, wo sie ihn finden, selbst aus der Fabrik.

Die Berufung des Tüchtigsten hat aber auch noch innerhalb der oben gezogenen Grenzen seine Schwierigkeiten. Freilich sorgt jede Fakultät dafür, daß der wissenschaftliche Geist, alias das Banausentum, das Handwerkmäßige, sich auf der Höhe erhält. Sie muß das tun, da sonst bald eine Abwanderung der Studenten an Hochschulen erfolgen würde, wo man etwas lernt. Aber darum die wirklich hervorragendsten Gelehrten zu gewinnen, fällt den Maßgebenden nicht ein. Kann man einem Manne zumuten, sich einen Konkurrenten, einen überlegenen Konkurrenten sogar, an die Seite zu setzen? Dazu beizutragen, daß seine Vorlesungen sich leeren? Wir alle sind Menschen. Darum ist jede Berufung ein Experiment. Es gilt zwischen Scylla und Charybdis vorbeizuschiffen. Erstere ist der komplette Ignorant, der das Ansehen der Fakultät untergräbt, die andere die Leuchte, die die Berufenden kalt stellt. Da gilt es zu lavieren. Tatsächlich sollen ja Genies wie Ranke und Helmholtz von der Regierung gegen den Willen der Fakultäten berufen worden sein. Daß es beim großen Liebig so war, ist allgemein bekannt. Das einfachste Mittel ist, einen Gelehrten von großem Renommée, aber hohem Alter heranzuholen. So werden dann häufig unsere Universitäten zu Sammlungen berühmter Ruinen, wie sich jemand ausdrückte.

Wer hiermit zu Ende zu sein glaubte, würde sich

irren. Zu den genannten Bedenken treten noch konfessionelle und politische.

Zunächst werden Juden zwar zur Habilitation zugelassen, aber nur ganz verschwindend selten ordentliche Professoren. Mögen sie noch so tüchtig sein, ihre Konfession oder Rasse steht ihrem Aufsteigen im Wege. Es gibt Fakultäten, die prinzipiell keinen Israeliten berufen. Wir könnten auch hier leicht mit Namen und Daten dienen, aber wir wollen ja nicht einzelne, sondern die Institution, den Geist treffen. Diese Zurücksetzung verstößt nicht nur gegen die Verfassung und ist überdies mittelalterlich, sie ist auch eine Unehrlichkeit. Denn wer zur Konkurrenz zugelassen ist, muß legal beurteilt werden.

Ferner ist die Gläubigkeit ein wichtiger Faktor. Atheisten sind fast überall unmöglich. In katholischen Ländern wird der Protestant scheel angesehen, in protestantischen der Katholik. Sind doch heute noch an der Universität Halle katholische Professoren nur nach Einholung eines Dispenses zugelassen! Während innerhalb der Fakultäten in religiösen Dingen in der Regel ein freier Geist herrscht, muß dem Landtag da und dort eine Konzession gemacht werden. Für einen Freund des Ultramontanismus wird mich niemand halten, aber die Wahrheit erfordert die Feststellung, daß überhaupt Kirchengläubige ungern gelitten werden. Wenn dieser Kirchenglaube zur Beeinträchtigung der Forschung und Lehre führt, ist das berechtigt, ist er aber Herzenssache, ehrliche Überzeugung, dann muß jeder billig Denkende solche Zurücksetzung verurteilen. Das gilt zumal dann, wenn das vertretene Fach gar nicht zu Konflikten mit den Satzungen der Kirche führen kann. Nicht reli-

giöse oder gar konfessionelle Propaganda ist Ziel oder auch nur Nebenzweck der Universität. Die konfessionelle Spaltung, ein Unglück für Deutschland und ein Rest des Mittelalters, hierher zu verpflanzen, ist von allen Mißgriffen einer der verhängnisvollsten. Ein Fortschreiten auf der Bahn der Konfessions- und Gesinnungsschnüffelei, eine Knebelung der Gewissens- und Geistesfreiheit würde zu Zuständen führen, wie sie vor dem Dreißigjährigen Kriege bei uns herrschten. Allerdings gibt es ja eine Partei, die das nicht ungern sehen würde.

Noch schlimmer ist es um die politische Gesinnungsschnüffelei bestellt. Daß Sozialdemokraten, Marxisten ausgeschaltet werden, ist scharf zu tadeln. Geistige Kämpfe sollen ausschließlich mit geistigen Waffen ausgefochten werden, und gerade die Universität ist eine Stätte, wo der Beweis für die Existenzfähigkeit der Ideen geführt werden soll. Man muß sich vergegenwärtigen, daß sich der Fortschritt stets im Gegensatz zum Bestehenden durchsetzt, man darf — was doch eigentlich zu selbstverständlich sein sollte, um es noch betonen zu müssen — nie vergessen, daß jede Zeit eine Übergangszeit ist.

Nicht im Besitze der Wahrheit sind wir, weder in der Wissenschaft, noch gar in einer Partei oder einer Konfession, sondern wir sind vielmehr — hoffentlich — auf dem Wege, der uns ihr näher führt. Priesterlicher Hochmut hat zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorgegeben, das Wahrheitsmonopol zu besitzen. Hätte es nicht stets Männer gegeben, die dagegen mit Wort und Tat protestierten, dann wären wir heute noch Kanibalen, glaubten an den leibhaftigen Satan und würden uns

gegenseitig verbrennen. Nein, was wir und besonders unsere Universitäten erstreben müssen, ist nicht Beharrung, sondern Fortschritt, nicht dünkelhaftes Festhalten an irgendeinem Dogma, sondern Weiterbildung und Befreiung. Aber auch nicht Revolution, sondern Evolution muß unser Ziel sein. Diese ist aber nur möglich — das lehrt die Geschichte —, wenn auch Gegenströmungen zu Worte kommen. Dagegen verstoßen unsere Fakultäten nur zu oft und berauben dadurch die Wissenschaft der wertvollsten Kräfte. Auf Gelehrsamkeit allein kommt es nicht an. Ebenso wichtig sind Charaktere, und sie gerade werden verbannt.

Daß die gerügten Mißstände fortbestehen können, ist zum guten Teil Schuld der liberalen Partei. Sobald in den Landtagen Klagen gegen unsere Hochschulen erhoben werden, stößt die liberale Presse den Schreckensruf aus: „Die Freiheit der Forschung ist in Gefahr." Es sei ohne weiteres zugegeben, daß der Ultramontanismus gar nichts sehnlicher wünscht als eine Beseitigung der Freiheit oder „Voraussetzungslosigkeit", um das unglücklich gewählte Wort Mommsens statt des besseren „Tendenzlosigkeit" zu gebrauchen. Eine energische Zurückweisung solcher Machinationen der Dunkelmänner ist selbstverständlich. Das schließt aber die Abstellung von Mißständen nicht aus. Gerade wer unsere Universitäten liebt und wünscht, daß sie ihre historische Stellung behaupten, wird gegen die Auswüchse einer Zunft ankämpfen.

Die Fakultäten haben ihre Freiheit zu oft willkürlich mißbraucht, der Staat hat zu häufig einen Weitblick bewiesen, der ihnen fehlte, als daß wir das ihnen ein-

geräumte Monopol ohne Kritik und Kontrolle einfach hinzunehmen gesonnen wären. Eine jede Institution ist nur solange existenzberechtigt, als sie den Bedürfnissen genügt. Das trifft aber auf unsere Hochschulen nur zum Teil noch zu. Die freien, vom Staate und von der Zunft unabhängigen Universitäten Amerikas sind in manchen Punkten den unsern überlegen, deshalb läßt sich eine Gesundung nur von neu zu errichtenden freien Hochschulen erhoffen. Mit gleichen Rechten ausgestattet, aber unabhängig wird die Konkurrenz für beide Teile segensreich sein.

Ein weiteres Mittel wäre bedeutende Erschwerung der Promotion, aber Erleichterung der Habilitation. Die fünffache Zahl der Privatdozenten wäre kein Unglück. Wer nichts als Lehrer oder Forscher leistet, bleibt eben liegen. Das Mittelalter, das jedem Magister, d. h. Doktor, das Recht der Lehre einräumte, war in diesem Falle viel weniger zunftmäßig beschränkt, als die sogenannte Gelehrtenrepublik, bei der letzten Endes nicht die Leistung, sondern der staatliche Stempel in Gestalt von Titeln und Orden den Ausschlag gibt.

Um uns kurz zu fassen:

Die autonomen Fakultäten in ihrer gegenwärtigen Verfassung, die Mißstände des Berufungswesens, die Überschätzung der handwerkmäßigen Technik und Unterschätzung, ja Bekämpfung der Genialität, sie tragen die Schuld am unaufhaltsamen Niedergang unserer Universitäten. Deutschland ist reich an hervorragenden Männern, aber die Institute, berufen zu ihrer Förderung, tun nicht ihre Pflicht.

Die Berufswahl

Vor einigen Jahren kam mein Freund, wie so oft, zu einem Plauderstündchen zu mir. Er war besonders nachdenklich, und ich merkte bald, daß heute in seinem Innern etwas Besonderes vorging.

„Wie du weißt, absolviert mein Kurt in einigen Wochen. Ich bin wirklich froh, daß er das Gymnasium mit seiner zum großen Teil unnötigen Büffelei hinter sich hat. Er wird sich nun beeilen müssen, viel zu vergessen, um für Taktik und Waffenlehre Platz in seinem armen Kopf zu schaffen. Ich will ihn nämlich Offizier werden lassen."

„Nanu? Woher dieser plötzliche Entschluß? Früher wolltest du doch aus ihm einen Kaufmann machen?"

„Gewiß. Ich habe es mir aber besser überlegt. Er ist ein braver, fleißiger und gewissenhafter Mensch, leider wenig intelligent, da wird er, besonders mit seiner hübschen Erscheinung, sicher sein gutes Fortkommen finden."

„Da möchte ich dich doch vor einer Enttäuschung bewahren. Die Offizierslaufbahn erfordert heute einen ganzen, auch geistig geweckten Mann. Die Zeiten des dummen Leutnants sind vorbei, und wenn du

hier und da ein solches Exemplar einer aussterbenden Spezies noch findest — in welchem Berufe gibt es sie nicht? —, so kannst du Gift drauf nehmen, daß er als charakterisierter Hauptmann oder Rittmeister abgehen muß. Er hat dann die schönsten Jahre seines Lebens für einen anderen Beruf verloren, ist verbittert und auch meistens mit der Nervenkraft am Ende."

„Was du da sagst, ist mir ganz neu. Besinn dich doch auf unsere Jugend! Was für beschränkte Menschen sahen wir da im zweifarbigen Tuch herumstolzieren! Und es ging auch. Viele machten Karriere, andere heirateten reich."

„Gewiß kam das vor. Heute ist es fast ausgeschlossen, denn die Anforderungen sind enorm, und was das schlimme ist, Offizier ist kein Lebensberuf mehr. Normalerweise sollte man doch nur einen Beruf wählen, wenn die Wahrscheinlichkeit besteht, darin eine Stelle zu bekleiden, die ihren Mann nährt. Das wäre der Regimentskommandeur, denn er erst bildet einen gewissen Abschluß als selbständiger Machtbereich und mit Rücksicht auf Gehalt und Pension. Aber nur ein Viertel bis ein Fünftel der Eingetretenen bringt es so weit! Selbst der bescheidene Grad eines Majors wird von weniger als der Hälfte der Eingetretenen erreicht! Und wie haben sich fast alle plagen müssen, bis sie so weit kamen! Die gesellschaftliche Stellung ist nur ein bescheidenes Äquivalent für die Mühen und Enttäuschungen und die oft unnütz vergeudete Nervenkraft. Der Generalstäbler, der Mann von großer Intelligenz, der macht freilich glänzend Karriere, aber

er bildet die verschwindende Minderheit und geht zudem im Bureaudienst auf, was nicht jedermanns Sache ist. Aber selbst hier wird der Tüchtige oft vorzeitig abgesägt, weil er sich mit einem Vorgesetzten nicht verträgt oder weil er Pech hat. Schlage dir nur den Gedanken ganz aus dem Kopf, mit mäßiger Intelligenz beim Militär weiterzukommen."

„Was du vorbringst, mag ja richtig sein, aber für die Kavallerie trifft es doch sicher nicht zu. Gibt es etwas Schöneres als diesen Beruf?"

„Ich gestehe, daß es mich immer aufs neue begeistert und mit patriotischem Stolz erfüllt, wenn ich unsere jungen Reitersmänner beobachte. Welche Frische, welcher Geist, welche völlige Ignorierung aller Gefahren! Und die Reiterei ist sehr gefährlich, zumal wenn, wie allgemein üblich, daneben dem Rennsport gehuldigt wird. Die Jünglingsjahre kann man allerdings nicht schöner zubringen als im Sattel. Aber wenn als Eskadronchef der Ernst des Lebens beginnt, dann hat auch die Reiterherrlichkeit ein Ende. Die Vielseitigkeit gerade dieser Stelle ist außerordentlich, die Verantwortung groß und die körperlichen Strapazen derart, daß nur ein kerngesunder, sehr kräftiger Mann ihnen auf die Dauer gewachsen ist. Und dann hat er mit vierzig Jahren den Zylinder auf. Nein, mein Freund, wenn dein Sohn es trotz seiner bescheidenen Geistesgaben weit bringen soll, dann muß er einen andern Beruf wählen."

„Wenn ich nur wüßte, welchen!"

„Daß er Kaufmann nicht werden kann, haben wir schon früher erörtert. Wer nicht in Subalternstellungen bleiben will, braucht viel Verstand, Vor-

sicht und Wagemut zugleich, sonst macht er bei dem erbarmungslosen Konkurrenzkampf unserer Zeit unfehlbar bankerott. Fast noch größere Anforderungen werden an den Bankbeamten gestellt, es sei denn, er begnügt sich zeitlebens mit der bescheidenen Stellung eines Wechselsklaven. Nur ganz große Intelligenzen und Männer mit eisernen Nerven und leidenschaftlicher Liebe zum Beruf kommen im Kaufmannsstande durch. Sie fühlen jeden Fehler sofort an der empfindlichsten Stelle, am eigenen Portemonnaie, und können keinen Augenblick ausruhen, denn wenn irgendwo ist im Kaufmannsstande Stillstand gleich Rückschritt."

„Wie denkst du über Landwirt?"

„Auch davon möchte ich abraten, denn die Verzinsung des Kapitals ist zu minimal, die geforderten Kenntnisse sind zu vielseitig. Man muß ungewöhnlich tüchtig sein, um nicht zu verkommen."

„Dann lasse ich ihn vielleicht Jurist werden. Er ist so ein fleißiger, gewissenhafter Mensch, zum Amtsrichter oder Rechtsanwalt bringt er es sicher."

„Zum Amtsrichter, das gebe ich zu, zum Rechtsanwalt auch, aber nicht zur Klientel. Eher kommt er in irgendeinem Verwaltungsbureau unter und kann in Erlassen und Paragraphen schwelgen. Er wird dort vielen recht beschränkten Köpfen begegnen, mit denen er ruhig weiter avanciert, wenigstens im Gehalt, aber auf selbständigen Posten kann man hier doch nur Leute brauchen, die etwas im Oberstübchen haben. Immerhin kommt das juristische Studium noch in Frage. Aber ich weiß etwas Besseres, wo die mäßigste Intelligenz noch am ehesten Aussicht hat fortzu-

kommen. Die Verantwortlichkeit ist minimal, abgesägt kann man nicht werden, höherem Gehalt, Orden und Titeln kann man sich, wofern man nur einige Vorsicht walten läßt, nur durch Selbstmord entziehen, zu tun hat man genau so viel als man will und ist geachtet wie in wenigen Berufen."

„Du spannst meine Neugier auf die Folter. Einen solchen Beruf sollte es in Deutschland geben? Das kann ich mir doch nicht denken. Welcher ist es denn?"

„Der Gelehrte."

* * *

Es war mir im Laufe der Zeit gelungen, meinen Freund zu überzeugen.

Er hat es nie bereut, denn Kurt hat alle Erwartungen erfüllt, ja übertroffen. Er wurde Historiker, und da er gewissenhaft, beschränkt und fleißig war, überdies religiös und politisch nicht den geringsten Anstoß gab, so erwarb er sich bald das Wohlwollen seiner Professoren. Von törichtem In-die-Ferne-schweifen hielt er sich selbstverständlich fern. Was gingen ihn Chinesen und Inder an, was Pfahlbauern, Kelten e tutti quanti? Nein, Kurt war deutsch, deutsch bis in die Knochen. Er beschäftigte sich vom ersten Tage seiner Studentenzeit an nur mit dem deutschen Mittelalter. Natürlich nicht mit dem Ganzen, sondern — sein hochverehrter Ordinarius hielt zufällig die letzten zwanzig Jahre jedes zweite Semester darüber seminaristische Übungen — nur mit dem des 10. Jahrhunderts. Als er nun promovieren wollte, da gelang ihm das in glänzender Weise auf Grund

eines hochbedeutenden Themas. Es lautete: „Gab es eine Hofschule des Erzbischofs Brun und wenn, war sie in Köln, Trier oder sonst wo? Ein Beitrag zur zukünftigen Geschichte des Geisteslebens Xdorfs in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts."

Da es durch dieses grundgelehrte Buch wahrscheinlich gemacht war, daß Kurt keinerlei universalistische Neigungen habe — was bekanntlich zu den vernichtendsten Verdächtigungen gehört, die gegen einen modernen Historiker erhoben werden können und seine Aussichten auf ein akademisches Lehramt auf Null reduzieren —, schlossen seine Lehrer ihn noch mehr in ihr Herz. Nach zwei Jahren durfte er daran denken, sich zu habilitieren.

Das tat er auf Grund einer großartigen Entdeckung, die seiner rastlosen Forschertätigkeit geglückt war. In einer weihevollen Stunde hatte er nämlich den Namen des Kammerdieners des Fürsten Kunibald V. von Posemuckel ermittelt und diesen wertvollen Fund unter dem Titel „Kaspar Müller, Kammerdiener des Fürsten Kunibald V. von Posemuckel-Odelshausen-Schreckenstein jüngerer Linie, Versuch einer Geschichte des Einflusses Posemuckels auf die Gestaltung der mitteldeutschen Politik im Zeitalter Albrechts des Bären" veröffentlicht. Damit war sein Erfolg besiegelt.

Dazu waren seine Lehrer denn doch zu fortgeschritten, als daß sie ihm die weite Fassung des Themas verübelt hätten. Nur eine Stimme wurde laut, mit dem gewiß berechtigten Einwand, daß die Forschung gegenwärtig noch nicht weit genug gediehen wäre, um eine Geschichte derer von Pose-

muckel zu schreiben. Man wies jedoch darauf hin, daß ja nicht die ganze Dynastie, sondern nur Kunibald V. zum Gegenstande der Darstellung gemacht war, ja sogar nur dessen Kammerdiener, und schließlich entwaffnete das bescheidene Wörtchen „Versuch" auch den letzten Einwand. Kurt wurde Privatdozent!

Um nun aber nicht an den Klippen des Universalismus, zu dem er doch eine gewisse Neigung, wie seine Habilitationsschrift bewies, zu haben schien, zu zerschellen, wandte unser junger Freund sich einem minder gefährlichen Thema zu. Er veröffentlichte in drei Bänden die Bibliographie der Gemeinde Wassertrüdingen, reich kommentiert natürlich, und diese zwar gedankensparende, aber darum gerade doppelt geschätzte Arbeit sollte seinen Ruhm begründen. Dazu kamen seine Erfolge im Hörsaal. Er las über die Wirtschaftspolitik der Grafen von Adlerklau im ersten Dezennium des 13. Jahrhunderts und — einen Versuch ins Große wagend — über die Verfassungskämpfe Krähwinkels im 14. Jahrhundert. Kurt wurde Extraordinarius und Mitglied mehrerer Akademien der Wissenschaft.

Vor vier Wochen hat er sich mit der Tochter des Universitätsprofessors Kluftinger verlobt, und im Augenblick der Niederschrift dieser Zeilen erhalte ich das Telegramm meines Freundes mit der Freudenbotschaft, daß er zum ordentlichen Professor für mittelalterliche Geschichte an der ersten Universität des Landes berufen wurde.

Dem Verdienste seine Krone!

Nun hat er es nicht mehr nötig zu schreiben. Er wird nur mehr lesen, die nächsten zehn Jahre ver-

mutlich über die zweite Redaktion der Tuntenhausener Klosterannalen, vierstündig natürlich. Das war schon immer seine stille Liebe.

Lieber Leser! Ich meine es gut mit dir. Wenn du einen Sohn hast mit hohen Ambitionen, dessen lebenslängliche Versorgung dir am Herzen liegt, dann laß ihn Historiker werden und die Universitätslaufbahn ergreifen. Er wird es weit bringen, nur — doch du hast mich schon verstanden!

Autoritäten und Akademien

Jeder, siehst du ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in corpore, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.

Schiller.

Die Erziehung zum Staatsbürger hat als wichtigstes Ziel Ehrfurcht vor der Autorität des Staates. Das ist völlig berechtigt, wenn der Staat tatsächlich die Organisation aller Landesbewohner unter Leitung der Intelligentesten und Besten darstellt. Aber selbst wo dies nicht oder nicht in zureichendem Maße der Fall ist, muß ebenfalls die Staatsautorität aufrecht erhalten werden, denn besser eine schlechte Organisation als Anarchie.

Ganz anders ist der Fall auf dem weiten Gebiet der Künste und Wissenschaften gelagert. Es ist ein Charakteristikum des Fortschrittes, daß er in Gegensatz tritt mit dem Bestehenden. Es völlig umzuwerfen, ist natürlich töricht, denn so schlecht war das Alte nie, daß es nicht brauchbare Elemente umschlossen hätte. Anderseits ist jeder Radikalismus schon deshalb zu verdammen, weil der Rückschlag niemals ausbleiben wird. Die Geschichte lehrt deutlich genug, wie Restaurationen immer den Revolutionen folgten. Hätte man bei der Aufhebung der Kirchengüter und

Klöster zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht so kopflos und brutal gehandelt, wäre unter der Maske des Liberalismus kein Kulturkampf geführt worden, würden wir heute nicht der furchtbaren Macht des Ultramontanismus gegenüber stehen müssen. Je stetiger und weniger sprunghaft die Entwicklung, desto fördernder, wie der am weitesten wandert, der ein mäßiges Tempo einhält. Er kommt nicht außer Atem und bedarf keiner Ruhepausen.

Im Kampf der Meinungen ist Radikalismus weniger schlimm, da die Opponenten ja nicht fehlen werden und von selbst aus These und Antithese die Synthese sich formt. Das ist ja für die Menschheit das größte Glück gegenüber allen Religionen und philosophischen Systemen, daß sie Extreme fordern, die zu verwirklichen der gesunde Menschenverstand sich sträubt. Was für eine Horde von Memmen wären wir, würde das Gebot erfüllt, den linken Backen darzureichen, wenn der rechte geschlagen wurde! Da der gesunde Selbsterhaltungstrieb von selbst bei der Mehrheit gegeben ist, hebt eine solche Forderung ihn nicht auf, sondern beschneidet nur die Auswüchse. Wie greulich wäre es, wenn Nietzsche oder sein Antipode Tolstoi recht behielten! Primum vivere, deinde philosophari. Dieser Weisheit ist das Volk stets gefolgt.

Die Autorität der Bibel war zu einer Zeit berechtigt, als das Abendland tiefer stand als der Orient, in der Periode der Fixierung der heiligen Bücher. Seitdem bildete sie bis auf den heutigen Tag auf Schritt und Tritt Hindernisse, so daß man fast sagen möchte, etwas ist wahr, weil es der Bibel widerspricht.

Dasselbe Bild zeigt sich bei allen andern Autoritäten. Sie mußten erst beseitigt werden, um neuen Wahrheiten die Bahn frei zu machen.

Wer wird denn überhaupt Autorität? Wer mit Irrtümern seiner Zeit oder der Vergangenheit aufräumt. Daß er dafür neue, wenn auch wohl geringere austauscht, ergibt sich bei der Unvollkommenheit unserer Erkenntnisfähigkeit von selbst. Mit diesen muß es gehn wie mit den früheren. Ein neuer Siegfried muß den neuen Drachen töten, um von einem andern Hagen selbst gefällt zu werden. So ist der Fortschritt nichts weiter als der Austausch einer Autorität gegen eine andere, einer Theorie gegen eine andere, die zunächst das kontradiktorische Gegenteil lehrt. In der Regel ist jede Wahrheit fast ebenso richtig wie ihr Gegenteil. Es handelt sich meist um minimale Differenzen, in der Wahrscheinlichkeitsrechnung um wenige Prozente.

Man denke etwa an den Kampf um das Wesen der Elektrizität. Ist sie Kraft oder Stoff? Heute hat man sich dahin geeinigt, daß sie gleichzeitig beides ist. Die praktische Bedeutung dieser Synthese ist minimal, gewaltig aber war die der Entdeckung Lavoisiers, daß Luft, Feuer, Erde und Wasser keine Elemente seien. Die ganze Chemie basiert auf diesem Fortschritt, der von den damaligen Autoritäten mit Haß und Spott bekämpft wurde, wie übrigens noch jeder. Oder man erinnere sich der Kämpfe gegen Lamarck und Darwin. Daß Entwicklungsgesetze uns beherrschen, ist das unumstößliche Resultat für alle Zeiten. Ob sich diese Evolution auf dem von Darwin angegebenen Wege vollzog oder durch Ge-

brauch und Nichtgebrauch der Organe, wie sein großer Gegner meint, ob es unter den Arten Dauertypen gibt oder sämtliche höheren aus den niederen sich entwickelten, darüber schwebt noch der Streit, dessen endgültige Lösung wohl die sein wird, daß beide recht haben und in gewissen Fällen die Natur diesen, in andern jenen Modus wählt.

Wunderbar ist zumeist die Taktik der Autoritäten und ihrer Schüler neuen Gedanken und Entdeckungen gegenüber. Zunächst werden sie natürlich verdammt, siegen sie trotzdem, dann wird der Beweis erbracht, daß sie gar nicht neu sind! Die Findigkeit, die dabei Leute entwickeln, deren Sitzorgane sich in umgekehrtem Maße entwickelten wie die des Verstandes, ist geradezu fabelhaft. Endlich siegt das Neue, wird Dogma, und einer Verbesserung gegenüber, die sehr häufig auf der früheren Basis weiter baute, erneuert sich das alte Spiel.

Das ist ja die bereits von Goethe erkannte Tragik, daß der Bekämpfer der Autorität nun für die Zukunft mit der Wucht seiner eignen Persönlichkeit dazu dient, sie kommenden Geschlechtern gegenüber zu vermehren! Und zwar hält man sich Neuerern gegenüber nicht etwa an den Geist der Wahrheitsliebe und des Zweifels, dem alle Forscher ihre Erfolge verdanken, sondern man pocht auf die gewonnenen Resultate. Es ist das alte Spiel, daß Zunft und Bureaukratismus den Geist aus allem austreiben. Dafür herrschen dann starrer Dogmatismus und rücksichtsloseste Intoleranz. Der Zweifler ist persönlicher Gegner und würde am liebsten auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, wenn dieses Attribut der

christlichen Nächstenliebe den Herren noch zur Verfügung stünde. So begnügen sich die Autoritäten damit, ihnen den Brotkorb höher zu hängen, indem sie sie von den Universitäten verbannen und sie verunglimpfen. Natürlich mit den Arbeiten des Gegners auch zugleich seinen Charakter.

Wo eine Reihe von Autoritäten oder doch von Männern, die sich die Tyrannenallüren jener angewöhnt haben, beisammen sitzen, in den Fakultäten oder in den Akademien der Wissenschaften, sieht es gut aus. Letztere sind Hochburgen der Reaktion und geradezu fanatische Feinde jedes Fortschrittes. Allerdings werden Stipendien verteilt, Preisaufgaben ausgeschrieben, aber nicht etwa zur Förderung junger, unabhängiger Talente, zur Lösung von bedeutenden Zeit- und Streitfragen, sondern meistens nur zur Erforschung von Rätseln, die jedermann über alle Begriffe gleichgültig ist. Es ist immer wieder dieselbe Sache, nur in anderer Aufmachung. Je beschränkter im Geiste, mit um so mehr Anhang und kritischem Kommentar etwas erledigt wird, desto mehr entspricht es den Hochgelahrten. In diesen Köpfen, wo alles sein Schächtelchen hat und sein Etikett, ist für große neue Fragen selbstverständlich kein Platz.

Und doch gibt es eine Fülle von Aufgaben, zu deren Inangriffnahme durch Geldmittel und die Möglichkeit der Arbeitsverteilung die Akademien berufen sind. Haben wir eine moderne Kulturgeschichte des Islam? Besitzen wir ein Reallexikon des Mittelalters? Immer wieder müssen einzelne sich an solche Herkulesarbeiten heranmachen. Inzwischen werden jahrzehntelang Akten des Dreißigjährigen Krieges ver-

öffentlicht, die kein Mensch liest, und eine vielbändige deutsche Biographie wurde verfaßt, in der man manche deutsche Kaiserin vergeblich sucht!

Weit entfernt, die Akademien an der Spitze der Forschung zu sehen, können wir feststellen, daß fast kein neuer und großer Gedanke von ihnen nicht abgelehnt worden wäre. Was die ganze Welt schon weiß oder doch lebhaft interessiert, findet seinen Weg nicht über ihre Schwelle. Wie Edisons Phonograph in Paris für ein Bauchrednerstückchen gehalten wurde, wie man in London sich weigerte, Franklins Forschungen über den Blitzableiter zu drucken, so wurde Galvanis große Entdeckung verlacht, so geht es heute mit den sogenannten okkulten Phänomenen. Da die Gelehrtenwelt ihre Prüfung nicht systematisch in die Hand nimmt, zwingt sie Laien, und darunter viele Charlatane, es zu tun und dadurch die ganze Frage zu diskreditieren. Was für eine lächerliche Selbstüberhebung liegt darin, Naturkräfte zu leugnen! Kennen wir denn alle? Man nennt Vorurteillosigkeit und Wissenschaftlichkeit die Ablehnung alles dessen, was in das gegenwärtige gelehrte Dogmengebäude nicht hineinpaßt. Als ob sich das nicht von Tag zu Tag änderte, aber nicht etwa durch, sondern gegen die gelehrten Gesellschaften, die an vielem festhalten, nicht weil es gut, sondern weil es alt ist. So stellt sich dem unbefangenen Auge die Geschichte vieler Akademien dar als eine fast lückenlose Reihe von Blamagen.

Und doch haben diese Institute einen gewissen Wert. Als ich einmal die Schwelle einer Akademie überschritt — die Wände behängt mit Porträts von

Männern, von denen die Hälfte nur einen Bruchteil ihres Lebens unsterblich war —, konnte ich eine gewisse innere Bewegung kaum unterdrücken. Geheiligte Stätte, sagte ich mir, die du unberührt geblieben bist von den größten Gedanken, die deine Zeit erfüllten. Zauberkräftige Schwelle, die Halt gebot allem was an Großem, Genialem und Fortschrittlichem die Welt bewegte! Wir brauchen kein Pompeji, kein Herkulanum, da wir dich besitzen! Wer wissen will, wie die Menschen einst dachten vor langer langer Zeit, der braucht nur dich aufzusuchen. Da ist noch alles lebendig, was sonst längst tot und begraben liegt. Du geweihter Raum, du bist ein geistiges Petrefakt und als solches von unschätzbarem Werte!

So dachte ich und mir wurde weich ums Herz. Autorität ist der Terminus technicus für wandelnde Fossilien. Organisieren sie sich, so nennt man das eine gelehrte Gesellschaft oder Akademie. Und doch! Manche glauben, die Kirche sei eine göttliche Institution, weil sie heute noch besteht trotz fluchwürdiger Päpste, trotz mancher törichter Lehren und scheußlicher Schandtaten. Würde sie sich nicht in besonderem Maße der göttlichen Gnade erfreuen, sie wäre längst gleich allem Irdischem vernichtet worden. So glaube ich hinfort auch, daß unsere Akademien Lieblinge Athens und der Musen sind.

Studentenverbindungen

Einst spielten sie eine nicht unwichtige Rolle im deutschen Geistesleben oder doch im politischen Unterbewußtsein der Nation. In der schlimmsten Zeit der Reaktion in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts haben die studentischen Korporationen das ihre dazu beigetragen, daß der Sinn für das Vaterland, für Freiheit der Lehre, die Begeisterungsfähigkeit für große Ideale nicht erstarben. Sie führten im übrigen ein wildes Leben. Die Herren Großväter soffen und duellierten um die Wette, aber sie waren trotzdem ein Lichtblick in diesen politisch und national so düstern Zeiten.

Heute ist es anders. Deutschland ist geeinigt, wenigstens zum größten Teil, die Studenten haben sich — was andererseits ein großer Segen ist — von der Politik zurückgezogen und pflegen ihre Ideale selbständig.

Diese Ideale haben mich immer sehr interessiert und ich war bestrebt, sie kennen zu lernen. Politischer und religiöser Natur sind sie nicht, das ist ausdrücklich in den Satzungen aller Korps, Burschen- und Landsmannschaften enthalten. Darum kümmert sich kein Mensch und das ist entschieden besser als

das Gegenteil. Wissenschaftliche Begeisterung hält aber die Musenjünger auch nicht zusammen. Wäre das der Fall, dann müßte man in Anbetracht ihrer Jugend doppelt anerkennen, daß sie ohne jeglichen Überschwang mit bewundernswerter Selbstbeherrschung sich weise Mäßigung in Verfolgung ihrer idealen Ziele auferlegen. Es ist erstaunlich, mit wie wenig Wissenschaft unsere Korporationen hauszuhalten wissen. Ganze Semester gewinnen sie es über sich, die Schwelle der Universität nicht zu überschreiten, es sei denn zum Zweck der Immatrikulation oder Inskription. Doch auch diesen Gang nimmt oft ein anderer den Jünglingen ab. Also Begeisterung für die Wissenschaften — davon konnte ich mich überzeugen — ist nicht das Fundament des Vereinslebens. Was kommt da noch in Frage? Soviel ich mich erkundigte, jeder sprach vom Ideal, aber keiner wußte es zu nennen. Endlich fand ich einen, der mich dahin belehrte, daß das der Freundschaft in den Korporationen hochgehalten werde.

Nehmen wir an, einige norddeutsche Studenten, womöglich aus derselben Stadt, ja Schulfreunde, studieren in München. Die Stadt ist ihnen völlig fremd, sie brauchen aber Anschluß. Zu diesem Zweck vereinigen sie sich, um, wenn sie von den Studien des Tages ermüdet sind, abends im frohen Kreise Geselligkeit zu pflegen. Wäre das so, dann könnte jedermann sich mit den Korporationen und ihren Zielen einverstanden erklären. Aber es ist meistens wesentlich anders.

Zunächst finden sich hier keineswegs nur junge Leute aus derselben Stadt, Schulkameraden, zusammen,

sondern unbekannte Menschen werden in weitaus der Mehrzahl der Fälle durch bloßen Zufall zusammengewürfelt. Mag sein, daß die Herkunft aus Norddeutschland — um beim obigen Beispiel zu bleiben — ein gewisses Band schlingt. Aber das ist auch alles. Und trifft noch nicht einmal stets zu, denn selbstverständlich gibt es hier nicht bestimmte, streng abgegrenzte Aushebungsbezirke wie beim Militär. Tatsache ist, daß wildfremde junge Leute durch die Farben ihrer Vereinigung zusammengeschweißt werden und miteinander Freundschaft schließen sollen.

Das ist nun gar nicht so einfach. In kleinen Bünden, wo die jungen Leute alle aufeinander angewiesen sind, ist es besonders schlimm, denn stets werden einige einander anthipathisch sein. In größeren geht es eher, da sich hier bald in kleineren Gruppen zusammenfindet, wer gut harmoniert. Aber, wird man fragen, welchen Sinn hat eine solche erzwungene Freundschaftsheuchelei? Besonders für den Einheimischen? Man darf nicht mit seinen alten Freunden verkehren, sofern sie nicht derselben Korporation angehören, und könnte es auch nicht aus Zeitmangel. Dafür tauscht man wildfremde Menschen ein, von denen viele einem durch Sprechweise, Anschauungen, Herkunft nicht sympathisch, manche direkt unangenehm sind. Für den zugereisten Studenten aber ergibt sich zwar der Vorteil des Anschlusses, aber der große Nachteil, daß er ihn sich nicht frei wählen kann.

Diese jungen Leute sind nun vom Morgen bis zum Abend zusammen, um das Ideal der Freundschaft zu pflegen!

Mancher wird indiskreterweise fragen, wie sie das machen. Zunächst wird unter der Nachwirkung des gestrigen Alkohols spät aufgestanden, dann kommt die gesunde Bewegung auf dem Fechtboden, hierauf ein kleiner Eroberungsbummel, dann Frühschoppen, anschließend Mittagessen — natürlich in einem andern Lokal —, dann Kaffee, hierauf eine Ausfahrt oder etwas ähnliches, wenn nicht Mensuren zu erledigen sind, dann wieder eine Fechtstunde, Abendessen und Kneipe bis zwei, drei, auch sechs Uhr morgens.

Das wäre das Gerippe der Freundschaftspflege. Man hockt also fast immer beisammen, kommt nicht zum Studium und führt die geistlosesten und stets wiederkehrenden Gespräche über Fechten und Trinken, manchmal kommen auch die kleinen Mädchen an die Reihe. „Prost" und „Bierjunge" sind aber die pièces de résistence jeder Kneipe, überhaupt jedes studentischen Beisammenseins. Sie sind auch meist das Geistreichste, was an solchen Abenden gesprochen wird.

Daß man nicht viele Stunden lang nüchtern sitzen kann, ist selbstverständlich. Also wird Bier getrunken, ja, in riesigen Quantitäten genossen. Man sollte als Unbeteiligter meinen, alle diese jungen Leute seien Aktionäre von Brauereien oder sie seien für den Akkordsuff angestellt. Die verderblichen gesundheitlichen Folgen, die Bierherzen, Magenerweiterungen, Leberleiden sind hinlänglich bekannt, nicht minder der widerliche Anblick mancher aufgedunsener Gesichter. Bedenkt man, daß bei den Kneipereien sehr wenig gegessen, aber sehr viel geraucht wird, daß mit Hilfe eines in den Hals gesteckten Fingers fast jeder

sich am Abend mehrmals erbricht, um immer weiter saufen zu können, so wird man kaum behaupten wollen, daß diese Methode der Freundschaftspflege die Ästhetik vor andern voraus hat.

Was nun das Fechten betrifft, so ist es richtig, daß rohe Anrempeleien, wenigstens in großen Universitätsstädten, von Kuleurstudenten weit seltener verübt werden als von andern. Die Jugend hat nun mal das Bedürfnis, ihren Tatendrang und ihre Schneid zu beweisen, und eines dieser Mittel sind die Mensuren. Die Bedeutung, die ihnen beigelegt wird, ist ja lächerlich übertrieben, denn es ist ein Sport wie viele andere, nur weit weniger gefährlich wie etwa Renn- und Jagdreiterei, und von Ehre kann bei ihm so wenig die Rede sein als beim Rodeln oder Schlittschuhlaufen. Immerhin sind die Bestimmungsmensuren zwar ein großer Unfug, aber längst nicht so schlimm als das Suchen von Raufhändeln und die wüste Sauferei. Das Fechten erfordert doch einigen Mut, und solange es sich zwischen Gleichgesinnten abspielt und nicht zu einer Erpressung gegen fleißige Studenten wird, die ihre Jugend besser anzuwenden wissen als in Saufgelagen und Raufhändeln, mag es die Duldung genießen, die man der Jugendeselei, solange sie nicht gemeingefährlich wird, gern angedeihen läßt.

Einen positiven Gewinn liefert jedoch die Fechterei zweifellos: sie fördert die Selbstbeherrschung. Es erfordert nicht wenig, sich, ohne mit einer Wimper zu zucken, den Kopf verhauen zu lassen. Auch stellt das Nähen der Wunden, das natürlich ohne Schmerzäußerungen ertragen werden muß, an die Selbstzucht

ziemlich hohe Anforderungen. Und das ist zweifellos gut, denn jedes Mittel, das Disziplin und Selbstbeherrschung fördert, muß begrüßt werden.

Das leitet zur Frage der Erziehung der Kuleurstudenten. Es ist bekannt und anerkannt, daß die Alten Herren meistens über gute gesellschaftliche Formen verfügen. Darauf wird in den Korporationen großes Gewicht gelegt. Mit gutem Grund. Berücksichtigt man, daß die Mehrzahl der jungen Leute aus recht bescheidenen Verhältnissen stammt, dann wird man den erzieherischen Wert der Korporationen nicht leugnen. Selbstverständlich besteht er nicht für die Söhne aus den besten Familien. Aber die werden ja nur selten aktiv, es sei denn, sie treten einigen sehr feudalen Korps bei.

Die Studentenschaft gliedert sich in drei Kategorien: diejenigen, die für das Vereinsleben zu unbemittelt sind — oft die strebsamsten —, die aus vornehmen Familien, deren gesellschaftliche Erziehung vortrefflich ist, die genügend Konnektionen haben und deren Wechsel so reichlich bemessen sind, daß sie sich auch allein jeden Genuß leisten können, und endlich eine mittlere Schicht. Sie ist fast ausschließlich in Korporationen vertreten. Da sie aber zumeist nur einen bescheidenen Zuschuß von zu Hause beziehen, ist bei dem oft törichten Luxus, der getrieben wird — man denke an die Landauerausfahrten, bei denen nur je zwei Herrchen im Wagen sitzen —, die Versuchung zum Schuldenmachen groß. Viele erliegen ihr und müssen einen großen Teil ihres Lebens darunter leiden. Haben sie im höheren Alter glücklich Einnahmen und Ausgaben in das richtige

Verhältnis gebracht, dann kommen ihre Söhne auf die Universität, treten in die väterliche Verbindung ein, und das alte Spiel beginnt von neuem.

Das bisherige Fazit unserer Betrachtung lautet für die Korporationen sehr ungünstig: sie halten vom Studium ab, von Idealen findet sich gar nichts, da die Pflege der Freundschaft rein äußerlich und gemacht ist, die Saufgelage ruinieren die Gesundheit, das Fechten, wo es nicht in Raufboldigkeit ausartet, ist ein ziemlich alberner Sport, der Kräfte absorbiert, die weit besser genützt werden könnten, sie geben den jungen Leuten eine ganz falsche Vorstellung vom Wert des Geldes und treiben viele Wucherern in die Arme. Was sie — wenigstens bei Söhnen aus bescheidenen Familien — an äußerer Erziehung und wohl auch durch Gewöhnung an Selbstbeherrschung Positives leisten, machen sie wett durch Einimpfung einer lächerlichen Selbstüberhebung. Die den jungen Leuten hier anerzognen Vorurteile, besonders gegenüber dem Kaufmannstande, passen nicht in unsere Zeit, so wenig wie das übertriebene und häufig falsche Ehrgefühl, das angedrillt wird. Alles in allem: es sind atavistische Organisationen nach Art der altgermanischen Sippe. Sie passen nicht in die Gegenwart und sollten je früher desto besser von der Bildfläche verschwinden.

Aber das Gegenteil ist der Fall. Sie nehmen an Zahl und an Menge der Mitglieder ständig zu! Das hat natürlich seinen Grund, der aber mit Idealismus gar nichts zu tun hat. Inkorporierte, besonders Korpsstudenten werden im Staatsdienst außerordentlich bevorzugt. Die Alten Herren halten zwar nicht aus

Freundschaft zusammen — die meisten kennen sich ja gar nicht —, aber sie fördern aus Solidaritätsgefühl jeden Kuleurstudenten, welcher Korporation er auch angehören möge. Es soll nicht behauptet werden, daß stets der untüchtigere Kuleurstudent dem tüchtigeren, nichtinkorporierten Bewerber vorgezogen wird, wiewohl auch das vorkommen soll. Aber allein die Tatsache, daß bei gleichen oder annähernd gleichen Qualitäten der erstere den Vorzug hat, ist ein großer Gewinn. Überall, im Verwaltungsdienst, an den Universitäten, im Richterberuf, im Finanzwesen, wohin man blickt, sehen wir, daß die Alten Herren vor Mitbewerbern den Vortritt haben. Besonders Preußen wird außer vom Adel von alten Korpsstudenten regiert. Damit haben wir den Schlüssel zur Blüte des Korporationswesens oder Unwesens: die Magenfrage.

Doch fast hätte ich etwas vergessen, beinahe das Wichtigste! Die Schmisse! Es gibt ja genug Gesichter, die unbedingt ihren Durchzieher brauchen, damit ihr glücklicher Besitzer nicht für einen Schenkkellner oder Hausknecht gehalten wird. Allen diesen erteile ich den guten Rat, je eher desto besser einer Korporation beizutreten.

Kritik

Der ahnungslose Laie glaubt, der Zweck der Kritik bestehe darin, über den Wert eines Buches aufzuklären und eventuell dem Verfasser Ratschläge zu erteilen. Er stellt sich den Kritiker vor als ernsten, leidenschaftslosen Mann, der wie ein wirklicher Richter nach seinem Gewissen urteilt und sich der schweren Verantwortung, die auf ihm lastet, wohl bewußt ist. Er hat Respekt vor diesem Wardein der Heiligkeit der Wissenschaft, der Schönheit der Literatur und ist deshalb geneigt, seinem Urteil blindlings zu folgen. Wie schwer muß es einem ernsten Manne werden — so denkt der Laie —, über ein Buch, die Hoffnung und die Arbeitsleistung eines, ja vielleicht einiger Jahre den Stab zu brechen! Er stellt sich den schriftstellernden Jüngling vor, wie er mit zitternder Hand das Blatt öffnet, das über seinen Wert oder Unwert entscheiden soll; er denkt an den reifen Mann, dem es noch viel schmerzlicher sein muß, in seinen uneigennützigsten Handlungen — denn dazu sind Bücher, wenigstens wissenschaftliche, zu rechnen — vor der Öffentlichkeit bloßgestellt zu werden.

Dem Laien schaudert bei diesen Vorstellungen, und er ist sich klar: der Kritiker muß ein Mann sein,

der heilige Güter unbestechlich verwaltet, der sich der furchtbaren Verantwortung, Unfähige durch falsches Lob zu verblenden, Tüchtige durch Tadel mutlos zu machen, jederzeit bewußt ist. Er darf dabei weder das Portemonnaie des Publikums vergessen, das durch das Lob von Minderwertigem geschädigt wird, noch auch den Wissensdrang des Wahrheitssuchers ignorieren, der, im Vertrauen auf des Kritikers Autorität, nunmehr für wahr und richtig hält, was der Autor schrieb, und dadurch Irrtümer lernt und verbreitet. Aber auch Wohlwollen setzt der Laie voraus, Berücksichtigung des guten Willens, da doch Vollkommenes zumal von Anfängern nicht gefordert werden darf, und ja auch des Kritikers Wahrspruch nicht unfehlbar ist. Kurz, wer unsere Literatur beurteilen will, muß mit klarem Verstande und gereifter Urteilsfähigkeit hervorragende Charaktereigenschaften verbinden.

So denkt der Laie!

In Wahrheit sieht die Sache wesentlich anders aus. Zunächst haben die wirklich Urteilsfähigen, Männer von großer Erfahrung und entsprechenden Leistungen, nur in den seltensten Fällen Zeit und Lust, sich der Kritik zu widmen. Die literarische Produktion jedes Jahres ist so enorm, die Goldkörner sind im Sande so spärlich verteilt und schwer zu finden, daß es eine höchst undankbare Aufgabe ist, sich der belletristischen Kritik, von der wir zunächst reden wollen, zu widmen. Dazu kommt, daß Kritiken außerordentlich schlecht bezahlt werden. Fachleute, angesehene Literaten, wollen — wenn sie nicht mal aus Interesse an der Sache gratis schreiben — natür-

lich anständig honoriert werden. Dazu haben aber weder Zeitungen noch Zeitschriften im allgemeinen die Mittel. Das richtige Verständnis fehlt auch für das sehr große Verdienst, das sich ein Organ auf diese Weise um die Literatur erwerben kann. Man will Lesestoff beschaffen, auf wessen Kosten das geschieht, steht erst in zweiter Linie. Für Originalarbeiten bekannter Autoren ist Geld immer da, für Besprechungen interessiert man sich weniger. Und schließlich will auch nicht jeder Schaffende durch Lektüre Gefahr laufen, aus seinem Gedankenkreis hinausgeworfen zu werden.

So kommt es denn ganz von selbst, daß das Richteramt über unsere Neuerscheinungen häufig Jünglingen in die Hände gerät, die gar keine Ahnung vom Wert der Bücher haben können, da sie nicht genügend Vergleichsmaterial beherrschen. Junge Leute, die nicht viel gelernt und noch gar nichts geleistet haben, fischen aus dem Bücherhaufen, der auf jeder Redaktion liegt, dies oder jenes — womöglich gebundene — Werk heraus und schreiben nun darauflos. In der Regel wird gelobt, denn Tadel kann Unannehmlichkeiten im Gefolge haben, zum wenigsten die, gezwungen zu sein, ihn auch zu begründen. Das erfordert aber Kenntnisse, und wo sie fehlen, kann die Sache sehr blamabel werden.

Also wird gelobt, wenn man etwas nicht versteht und, je nach der Parteirichtung des Organes, wenn das Buch in seinen Rahmen paßt. In Muckerblättern genügt die geringste Anspielung auf das Vorhandensein zweier Geschlechter, um ein Werk aus sittlichen Gründen zu verwerfen. Dagegen gibt es Krafthuber,

die sich über jede saftige Stelle freuen und denen die Realistik nie weit genug gehen kann.

Dieses übertriebene Loben ist schließlich kein Unglück, sollte man meinen. Höchstens veranlaßt es einige sonst unterlassene Käufe oder es gaukelt vielleicht einem Stümper vorübergehend literarische Lorbeeren vor.

Der tiefer Blickende beurteilt die Lage ernster. Dadurch, daß mehr oder minder jede belletristische Neuerscheinung über den Schellenkönig gepriesen wird, nimmt sie den wirklich tüchtigen Talenten Licht und Luft fort. Das Publikum, schon so und so oft auf etwas Minderwertiges hereingefallen, wird nunmehr sehr zurückhaltend, und der ernste Schriftsteller muß für den Unfähigen büßen.

In Parenthese sei bemerkt, daß sehr viele Bücher besprochen werden, ohne daß der Kritikus sie vorher las. Noch einfacher ist es, den vom Verlag mitgegebenen Waschzettel abzudrucken. Daß er in der Regel von einem Ladenschwung verfaßt ist und sich in den abgedroschensten Gemeinplätzen bewegt, verschlägt nichts gegen den Vorteil, die Mühe der Lektüre zu ersparen.

Ein Schulbeispiel für die Jämmerlichkeit unserer Kritik ist die Karl May-Hetze. Ohne mich für diesen Jugendschriftsteller begeistern zu können, erfordert doch die Wahrheit festzustellen, daß ein Mann, der es aus den traurigsten Verhältnissen durch eigene Kraft zu einem der gelesensten Schriftsteller gebracht hat, die moralingeifernde Meute seiner Konkurrenten, Neider und Feinde meilenweit hinter sich ließ. Jedermann hat das Recht seine Schriften für unkünstlerisch,

ungeeignet zur Jugendlektüre oder sonst etwas zu erklären. Aber ein anständiger Mensch sollte sich schämen Jugendsünden des Verfassers auszugraben, um damit etwas gegen seine Werke zu beweisen. Sehen wir aber im Pater Ansgar Pöhlmann einen Geistlichen an der Spitze dieser widerlichen Kampagne, dann möchten wir ihn nicht nur ans Bibelwort erinnern, daß im Himmel mehr Freude über einen reuigen Sünder herrscht, als über hundert Gerechte, wir möchten auch ganz allgemein fragen, ob es menschlich und klug ist den Versuch zu machen einen Mann ins Dunkel zurückzustoßen, nachdem er durch ungewöhnliche Talente sich in die Reihe der bekanntesten Namen gestellt hat. Die Verlogenheit unserer sogenannten christlichen Moral kommt hier schlagend zum Ausdruck. Es ist traurig um die Hüter unserer Jugend bestellt, wenn sie Kriminalakten brauchen, um ihre Schüler vor mißliebigen Autoren zu retten. Nicht ohne herostratische Züge aber ist der edle Wetteifer, mit dem jeder dem toten Löwen den ersten Fußtritt versetzt zu haben sich rühmt.

Schattenseiten hat also unsere literarische Kritik zur Genüge, und es ist geradezu ein Wunder, daß ein gutes Buch trotzdem durchdringt, ein schlechtes nicht aufkommt. Allerdings verdankt ein Schriftsteller nur in den seltensten Fällen der Kritik seine Erfolge, höchstens negativ. Sobald einer durch Persönlichkeit oder Leistungen über die Masse hervorragt, stürzt sie sich auf ihn, um ihn zu zerfleischen. Mag sein, aus lauteren Motiven. Sicher ist es nicht. Immerhin sind es nur sehr wenige Autoren, die den Neid der Kritiker erregen und deshalb heruntergerissen

werden. Diese Gratisreklame wird nur den Großen zuteil. Und auch da nicht immer. In der Regel blendet der Name auch den Kritiker und die Anonymi werden, wie gesagt, in dubio gelobt. Der literarischen Buchkritik kann man also wohl den Vorwurf der Oberflächlichkeit und mangelnden Sachkenntnis machen, aber gewiß nicht den des mangelnden Wohlwollens oder der persönlichen Beeinflussung. Dieser würde nur für die Theaterkritik zutreffen, aber von ihr wollen wir nicht reden.

Ganz anders steht die Sache bei der Kritik wissenschaftlicher Werke. Zunächst ist zu berücksichtigen, daß in Fachschriften nur Kritiker zugelassen werden, die selbst über dieses oder ein ähnliches Gebiet gearbeitet haben. Sie lesen mit größter Gründlichkeit jede Zeile, prüfen Zitate nach, fahnden nach Druckfehlern, kurz, befleißigen sich jener berühmten Akribie, die den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht und zwar Daten und Tatsachen, aber keinen Geist aufzutreiben vermag. Von der Kleinkrämerei und Jämmerlichkeit, mit der hierbei vorgegangen wird, kann sich der Laie nur schwer eine Vorstellung machen. Denn zu dem an sich schon vorhandenen Unvermögen, über Details den Geist zu erfassen, gesellt sich hier noch etwas, das zur größten Splitterrichterei und Haarspalterei geradezu zwingt.

Wie gesagt, hat normalerweise jeder Kritiker einer fachwissenschaftlichen Zeitschrift auf dem gleichen Gebiete gearbeitet. Deshalb kennt er natürlich die Literatur und vor allem, er weiß, was er selbst geschrieben hat. Und das, bzw. die Zitation und Beweihräucherung seiner Geisteskinder (sit venia verbe!),

ist ihm an jeder Neuerscheinung das Allerwichtigste. Geht sie mit ihm glimpflich um, dann kann er verzeihend und versöhnlich urteilen. Verzeihen muß er ja immer etwas, denn wie unrecht ist es doch eigentlich von einem andern, sich in seine Domäne einzudrängen! Allein die Tatsache, daß er dasselbe Thema neu in Angriff nimmt, beweist, daß er mit der bisherigen Darstellung nicht einverstanden war. Und dieses, wenn auch unausgesprochene, Urteil schreit nach Rache. Wenn aber der homo novus den Kritikus häufig und respektvoll genug nennt, dann kann er immerhin Gnade vor Recht ihm angedeihen lassen.

Aber wehe, wenn der umgekehrte Fall eintritt, wenn der Neubearbeiter das Opus des Vorgängers unglimpflich behandelt oder — was vielleicht noch entsetzlicher ist — totschweigt! Ich kann da aus eigner Erfahrung reden. Geheimräte weisen in Fachorganen ganz naiv darauf hin, daß man auch die in ihrem Opus wiedergegebene Abbildung hätte zitieren können! Ein besonders ruhmgieriger Kunsthistoriker — er hält sich wenigstens dafür — schreibt in kindlicher Unschuld: Das neue Buch ist besser, weil er meinen da und dort erschienenen Aufsatz berücksichtigt hat! Notabene, wenn es sich um so gleichgültige Dinge handelt, wie etwa Hinweis auf einige Stellen, wo irgendein Kunstwerk reproduziert ist! oder auf das hundertundeinste Beispiel für die gleiche Sache! Überall kleinliche Eitelkeit und schäbige Mißgunst. Man ist starr, was für Charaktere manche Erzieher unserer Jugend besitzen.

Die Folge ist natürlich in der Regel äußerst

scharfe und aburteilende Kritik. Jedes neue Buch muß Spießruten laufen. Das wäre an sich ja sehr zu begrüßen, wären nur die Motive andere!

Die Erfahrung lehrt, daß alle großen und neuen Gedanken von der Kritik, wenigstens der Fachkritik, nicht erkannt und nicht anerkannt wurden. Man mag Namen nennen, welche man wünscht, Darwin, Robert Mayer, Semmelweiß oder wer sonst noch den Durchschnitt seiner Zeitgenossen turmhoch überragte. Besonders amüsant ist die Behandlung von Gregorovius durch die Kritik. Als er den ersten Band seiner berühmten Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter erscheinen ließ, schrieb ein hervorragendes Organ, er solle doch ja sich dem Journalismus zuwenden. Seine glänzende Sprache mißfiel den Philistern nicht minder wie sein weiter Horizont und vor allem — seine Nichtzugehörigkeit zur Zunft. Als er das große Werk vollendet hatte und selbst Fachkreisen die Bedeutung dieses Mannes dämmerte, meinte dieselbe Fachschrift, daß nun noch die Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter in Angriff genommen werden müsse. Dazu gäbe es aber keine würdigere Feder als die des großen Meisters. Tatsächlich schrieb er ja auch das zweite Werk. Gregorovius konnte von Glück sagen, daß er die Anerkennung noch erlebte. Meist tritt sie erst nach dem Tode ein.

Ähnlich erging es Mommsen, dem von autoritativer Seite der wohlmeinende Rat erteilt wurde, es beim ersten Bande seiner römischen Geschichte bewenden zu lassen. Als Lamprecht seine große deutsche Geschichte in Angriff nahm und ihm das unverzeihliche Verbrechen begegnete, einige Druckfehler zu



übersehen und auch wohl hier und da eine falsche Jahreszahl zu schreiben, war sich die gelehrte Zunft einig, daß es sich um eine ganz minderwertige Leistung handle. Noch heute gibt es Fanatiker oder Ignoranten, die im gleichen Atem ihm Verdienste absprechen, mit dem sie einen seichten, keinen neuen Gedanken enthaltenden Aufsatz, der eine neue Zeitschrift eröffnet, Jubelhymnen singen. Nur weil letzterer vom Prototyp eines Zünftlers verfaßt wurde und über alles an Lamprecht und seiner Schule, was über seinen Horizont geht — also neun Zehntel — den Stab bricht.

Unsere belletristische Kritik ist nicht gut, die wissenschaftliche über alle Begriffe schlecht. Denn zur Unfähigkeit der Zünftler neue und große Gedanken zu erfassen, gesellen sich kleinliche Eitelkeit und hämische Mißgunst. Paradox kann man sagen: Je mehr ein Werk heruntergerissen wird, desto besser ist es.

Ein eignes Maß ist an jene satirischen oder kritischen Schriften anzulegen, die Mißtände einer Organisation oder eines Standes beleuchten. Ist der Schreiber Standesgenosse, dann fällt man voller Entrüstung über den Apostaten, den Vogel, der das eigne Nest beschmutzt, her. Steht er außerhalb, dann werden zunächt die Gründe geprüft und fast regelmäßig zu finden vorgegeben, daß er als Abgewiesener aus persönlicher Gehässigkeit schrieb. Daß jemand Mißstände rügt aus Liebe zur Sache, im Wunsche zu bessern, versteht im idealen Volke der Dichter und Denker kaum einer, keinesfalls ein Betroffener. Auf alle Fälle aber wird den Angriffen des Außenstehenden Unkenntnis der Verhältnisse vorgeworfen.

Und dann: Ist er dazu berufen? Nur zum Lob bedarf es keines Befähigungsnachweises. Die logische Konsequenz ist, daß alles beim alten bleiben muß, Kritik überhaupt verpönt ist, denn etwas anderes als die genannten Kategorien der Innen- oder Außenstehenden gibt es nun einmal nicht.

Nicht minder bequem für den Kritisierten ist die Art, in der er Beweise für die Vorwürfe fordert. Spricht man allgemein, so wird die Berechtigung negiert, weil konkrete Fälle fehlten. Werden diese gebracht, dann heißt es, daß Ausnahmen verallgemeinert würden. Um allen Anforderungen gerecht werden zu können, müßte also jeder einzelne Angehörige des kritisierten Standes auf Herz und Nieren geprüft werden. Das wäre für einen Statistiker vielleicht ganz interessant, kann aber nicht als Aufgabe des Schriftstellers gelten. Aber selbst dieses etwas umständliche Verfahren wäre nicht ausreichend. Denn während der Arbeit würden ja wieder neue Männer aufrücken, und gestützt auf sie könnte man dem Autor vorwerfen: Du rennst offene Türen ein, denn was du sagst, ist — soweit es induktiv bewiesen wurde — richtig für die Vergangenheit. Für die junge Generation aber trifft es nicht mehr zu.

Der Kritiker öffentlicher Zustände ist eben immer unbeliebt, ihn mundtot zu machen geradezu Ehrenpflicht. Denn nicht daß etwas mangelhaft ist, ist ausschlaggebend, sondern daß ein anderer die Kühnheit hat, darauf hinzuweisen!

Polemik

Als ich noch von Welt und Menschen keine Ahnung hatte, glaubte ich, der Zweck einer Polemik sei Feststellung der Wahrheit. X behauptet etwas, Y ist von der Richtigkeit des Gegenteils überzeugt. Beide greifen zur Feder und suchen durch die Überlegenheit ihrer Argumente die Frage zu ihren Gunsten zu entscheiden. Endlich siegt die bessere Sache, und die Wissenschaft ist wieder gefördert. Wenn dabei heftige Worte fallen, so ist das den uneigennützigen Streitern in der Hitze des Gefechtes nicht allzusehr zu verübeln. Die Leidenschaft für die Wahrheit reißt sie fort. So dachte ich. Jetzt weiß ichs besser.

In einer Polemik spielt die Wahrheit gar keine Rolle. Kein Mensch auf der weiten Erde, selbst kein Geheimrat oder Aktuarius, ist so konstruiert, daß seine Seele aus dem Gleichgewicht gebracht würde etwa durch die Behauptung, ein Siegel sei gefälscht, eine Urkunde irrig datiert. Darüber echauffiert sich niemand. Was ärgert und wie ein Makel empfunden wird, wenn der andere abweichender Meinung Ausdruck verlieh, ist der Zweifel an der eignen Autorität. Es ist der quälende Gedanke, die Welt — d. h. vielleicht noch ein Dutzend Menschen

mit ähnlich gigantischem Horizont — könnte glauben, man habe sich geirrt. Das stachelt. Das zwingt einem geradezu die Feder in die Faust, um den Frechling, der an der eignen Heiligkeit soeben ein Sakrileg beging, dafür gebührend zu züchtigen. Das Streitobjekt tritt jetzt ganz in den Hintergrund. Dafür betreten die Schaubühne zwei gewaltige Kämpen, Professor Huber und Professor Nudeldrucker, und Europa ist Zeuge einer neuen Gigantomachie. Wer wird der Stärkere bleiben? Man möchte fast auf die Helden wetten, aber die Heiligkeit der großen Sache erstickt solch profane Gedanken in ihrer Sünden Mai. Das weltbewegende Schauspiel beginnt.

Doch halt. Zunächst sei geprüft, wes Namen und Art die Streiter sind. Huber ist ein in seinen Kreisen berühmter Mann, der die Fälschung des Siegels mit derselben Treue und Aufopferung verteidigt, wie Nudeldrucker sie angreift. Er mußte zur persönlichen Attacke zur Feder greifen, da sein Gegner einen gewissen Anhang besitzt, dem er durch die capitis diminutio des Führers eine vernichtende Niederlage beizubringen trachtet. Wäre es ein kleines Privatdozentlein, das sich erdreistet hätte, die Heiligkeit seiner Person durch eine abweichende Meinung zu beleidigen, so hätte er sich lediglich darauf beschränkt, dafür zu sorgen, daß er nie im Leben eine Professur erhielte. Das hätte ihm in seinem bescheidnen Sinne genügt. Im übrigen hätte er selbst oder einer seiner Schüler in einem Fachorgan die Minderwertigkeit der gegnerischen Ansicht und Person konstatiert und damit seine Autorität in genügender Weise gewahrt. Ganz schweigt ja auch die größte

Größe nicht, wofern nur die abweichende Ansicht in einem Fachorgan ausgesprochen wurde. Es wird einem geradezu verübelt wenn man schweigt, wie ich das zu tun pflege, denn damit verpatzt man dem Gegner eine herrliche Gelegenheit für sich Gratisreklame machen zu lassen. Wer der Angreifer ist, bleibt ziemlich belanglos. Nur fällt der Ton der Antwort natürlich entsprechend hoheitsvoll aus. Niemand denkt daran, daß in einer Polemik der minder Bekannte stets den Vorteil hat, indem der Gegner zum Bekanntwerden seines Namens sich die Finger krumm schreibt.

Anders, wenn zwei Kämpen von Namen gegeneinander die Waffen kreuzen. Da genügt nicht eine hoheitsvolle Zurechtweisung, der Vorwurf mangelnder Kenntnisse, die Konstatierung, daß der andere jung ist — ein höchst beweiskräftiges Argument, das gar nicht oft genug ins Treffen geführt werden kann! Denn in der Wissenschaft scheint der Verstand erst mit dem Podagra sich einzustellen. — Da muß mit viel schwererem Geschütz gefeuert werden. Zunächst spielen die Literaturkenntnisse, d. h. Aktennummern, Signaturen, Kommentare usw. eine große Rolle. Denn wie der Pfau seinen schönen Schweif, so breitet der Gelehrte seine nicht immer ebenso schönen Kenntnisse vor der staunenden Mit- und Nachwelt aus. Das am weitesten Hergeholte ist immer das Beste. Auf diesem Gebiete sind sich aber in der Regel beide Gegner gewachsen. Es schaut beim sachlichen Kampfe nicht eben viel heraus, und darum wird er in angenehmer Weise durch Ingredienzien gewürzt.

Da sind Witz und Bosheit am Platze. Die trockensten alten Knaben, die sonst höchstens am

Stammtisch harmlos kalauern, verwandeln sich bisweilen, wenn es gilt, in Heines. Die Witze sind oft zwar nicht neu, aber desto bewährter und durch Alter geheiligt. Immerhin macht diese Art der Polemik die Geistesprodukte oft relativ lesenswert. Der Streitfall, die Sache, ist inzwischen längst vergessen. Wer den besten Witz macht und die meisten Lacher auf seiner Seite hat, erringt Augenblickserfolge. Leider geht der Esprit meistens sehr früh aus und was bleibt, ist die Injurie.

Es ist unglaublich, was für einen Reichtum an Verbalinjurien das Lexikon unserer Geistesgewaltigen aufweist, und zwar nicht nur gegen falsche oder unmoralische Dinge, was ja eventuell zu rechtfertigen wäre, sondern gegen die Person des Gegners. Entstellung der Tatsachen, vergiftete Waffen, unlautere Motive, Ignoranz, Bosheit, Dilettantismus, Phantastik, Unreife des Urteils, Zweideutigkeit, Dreistigkeit, Lüge, so erschallt es hüben und drüben. Der Kampfeslärm ist lauter wie Musik, aber nicht schöner. Dabei steht die eigne Empfindlichkeit im umgekehrten Verhältnis zur Achtung vor der Ehre des Gegners. Zum Schluß steht es für jeden der beiden Gegner fest, das der andere ein ganz minderwertiges Subjekt ist, dem man viel zu viel Ehre erwies, als man ihn ernst nahm. Er ist ein Schandfleck unserer Hochschulen, ein Mann, der eventuell in einer höheren Töchterschule am Platz wäre.

Diese Seite der Polemik ist die am wenigsten erfreuliche, denn sie lehrt mit erschreckender Deutlichkeit, auf wie tiefer gesellschaftlicher Stufe die Mehrzahl unserer Gelehrtenwelt steht. Sollte das be-

stritten werden, würde es mir eine besondere Freude machen, aus meiner Sammlung einige Proben zu veröffentlichen. Nur fürchte ich, daß die erdrückende Mehrheit mit unseren angesehensten Gelehrten dabei schlecht fahren dürfte. Wer eine eigne Überzeugung hat und sie hochhält, der sollte doch auch die des Gegners achten können, ja müssen. Er sollte vor allem zwischen Person und Sache unterscheiden können. Bei uns fehlt häufig die sittliche Reife, die auch im Gegner den Ehrenmann respektiert. Weil jemand ein Siegel für falsch hält, dessen Echtheit ich verteidige, darum müssen wir beide nicht nur Ignoranten und Dummköpfe, sondern auch moralisch verdächtige Individuen sein! Daß im politischen Kampf das Privatleben des Gegners an die Öffentlichkeit gezerrt und natürlich verunglimpft wird, ist zu beklagen, aber nicht zu verwundern. Gibt doch das allgemeine gleiche Wahlrecht jedem Proleten ein Recht, sich an der Politik zu beteiligen. Natürlich triumphieren da die schlechten Instinkte der Masse. Die Skandälchen sind ja so amüsant! Daß aber im Kampf der wissenschaftlichen Meinungen die korrekte Form verletzt, der Gegner Insulten ausgesetzt wird, ist eine Schande für den Gelehrtenstand, nur erklärlich in Erinnerung an das tiefe soziale Niveau früherer Zeiten.

Der Schuß jeder Polemik ist die Konstatierung beider Gegner, daß sie das Urteil den Fachgenossen überlassen, und daß man ihnen nicht zumuten könne, mit solchen Personen weiter zu debattieren. Also gebildete Menschen können keine sachlichen Kontroversen sachlich erledigen? Gewiß können sie das. Aber Gelehrsamkeit ist eben mit Bildung nicht iden-

tisch. Der dümmste Aristokrat — als ob im Adel die Dummheit häufiger wäre als anderswo! sie scheint im Gegenteil so selten, daß sie auffällt! — besitzt jedenfalls die im Verkehr mit Menschen wichtigste Eigenschaft: Selbstbeherrschung. Der hervorragendste Gelehrte läßt sie zumeist in erschreckender Weise vermissen und greift zum Ton der Gasse. Erziehung steht aber unendlich höher wie Fachwissen. Was der andere weiß und kann, ist — wofern er nicht ein überragendes Genie ist, bei dem man wegen großer anderweitiger Verdienste eher über Fehler hinwegsehen kann — recht nebensächlich. Wie einer mit Menschen umgeht, dagegen von allergrößter Bedeutung. Denn der Charakter, die bei weitem wichtigste seelische Qualität, tritt hier in die Erscheinung.

Das Resultat jeder Polemik ist, daß beide recht behalten und daß viel Tinte, mehr Papier, in unverantwortlicher Weise verschwendet wurden. Ferner daß zwei — vielleicht große Gelehrte — sich als recht kleine Menschen entpuppten. Sage mir, wie du polemisierst, und ich will dir sagen, wer du bist. Doch es ist klüger ich sage es nicht, denn — du würdest eine Beleidigungsklage einreichen.

Kunst

Die Kunst dominiert heute. Ja, es gibt Leute, die sich und andern weismachen wollen, daß wir eine ästhetische Kultur besäßen. Das ist natürlich ein Unsinn, denn eine ästhetische Kultur gab es nie und wird es nie geben. Sie würde einen furchtbaren Verfall aller andern seelischen Faktoren zur notwendigen Voraussetzung haben. Jedenfalls aber ist Kunstbegeisterung Mode, und das genügt.

Wer will ungebildet scheinen? Wohl niemand, denn wenn sich auch nur wenige bemühen so zu sein, wie sie scheinen wollen, so gibt es doch sehr viele, die nicht so scheinen möchten, wie sie sind. Der großen Mehrheit der Menschen aber ist die Kunst eine ziemlich gleichgültige Sache, die keineswegs ihr besseres Ich so in seinen Grundfesten erschüttert wie etwa die Ungeschicklichkeit ihrer Köchin. Darum muß Kunstbegeisterung geheuchelt werden, und das geschieht auch gründlich.

Wer würde es wagen, in der Sixtinischen Kapelle seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen? Tatsächlich langweilt der hohe Raum, geschmückt mit Bildern, die ohne Nackenschmerzen nicht zu betrachten sind, die meisten Besucher. Man muß schon ein ziemliches

kunsthistorisches Wissen mitbringen, um die meisten recht primitiven Malereien würdigen zu können. Von ästhetischem Genießen kann kaum die Rede sein, höchstens bei einzelnen Werken Michelangelos. Die mangelhafte Beleuchtung, die ungünstige Anbringung direkt über dem Kopf stören zu sehr. Und auch abgesehen davon, hat schon jeder Deckengemälde gesehen, die ihm unvergleichlich besser gefielen. Das hindert nicht, die Sixtina zu einer Offenbarung zu stempeln, Verzückung zu heucheln. Niemand wird so indiskret sein, nach den näheren Gründen zu fragen. Er erführe sie doch nicht, denn der Kunstbegeisterte hat davon selbst keine Ahnung. Er ist verzückt, weil es zum guten Ton gehört und man vor andern, die genau ebenso heucheln, sich keine Blöße geben will.

Noch unwahrer vielleicht ist die Begeisterung vor Lionardos Abendmahl. Nicht nur, daß kirchliche Kunst überhaupt nicht zieht — das lehren schon die bei Versteigerungen erzielten Preise gegenüber profanen Werken —, man sieht ja fast nichts mehr. So war es wenigstens vor der Restauration, die mit glänzendem Erfolge durchgeführt worden sein soll. Zu grausam hatten die Unbilden der Jahrhunderte gewütet. Tut nichts. Wo im Bädeker zwei Sterne sind, hat man sich einfach einen Ruck zu geben und sich zu begeistern.

In unsern Museen liegt der Fall ganz gleich. Sehr viele betrachten es für einen Wahnsinn, für irgendein altes Gemälde, und mag es auch noch so schön sein, Hunderttausende auszugeben. Sie haben auch oft ganz recht, denn was ließe sich alles mit diesem Gelde anfangen! Wie zahllose junge Talente könnte man fördern, wie viele in dürftigen Verhält-

nissen lebende Meister unterstützen! Die großartigsten kulturellen Aufgaben ließen sich durchführen, unsere Natur, Blumen und Tiere, vor völliger Vernichtung bewahren, unseren Kriegsveteranen ein sorgenloses Alter bereiten, und anderes mehr. Alles für die Summe, die ohne viel Zögern für ein einziges Bild eines großen und vor allem schon lange verstorbenen Meisters aufgewendet wird.

Wenn nun solche Bilder einen inneren Wert besäßen, der durch die Freude und Erbauung, die von ihnen ausgehen, die Betrachter erheben und veredeln, dann wäre ja nichts gegen den hohen Preis zu sagen. Allein es sei zugegeben, daß es Kunstwerke in unsern Galerien gibt, die für die höchste Summe nicht zu teuer erstanden sind. Doch darum kümmert man sich nicht. Was man sucht und bezahlt, sind ja nur Namen.

Lieber den größten Kitsch eines berühmten Meisters als die herrlichste Schöpfung eines unberühmten, noch nicht „entdeckten". Das Banausentum, das darin liegt, nicht zu kaufen was schön oder entwicklungsgeschichtlich bedeutungsvoll ist, wird den wenigsten klar. Wer es aber erkennt, hütet sich wohl, sein Mißfallen über den neuen Ankauf zu äußern, sondern markiert ebenfalls unbändige Freude darüber, daß es der Regierung gelang, das erste Dutzend von Werken desselben Meisters voll zu machen. Man will eben um keinen Preis den Anschein erwecken, als sei man Kulturfeind, kein ästhetisch empfindender Mensch. Das erfordert nun mal der gute Ton und damit basta.

Daß unsere Museen zumeist Massengräber sind, in denen ein Bild das andere schlägt, wo Werke

hängen, die für ganz andere Zwecke, eine ganz andere Beleuchtung und Umgebung geschaffen wurden, das stört die wenigsten. Auch hier muß alles möglichst vollständig sein. Masse, viel, alles, das will der Zeitgeist.

Bei den alten Meistern ist der gebildete Laie — nur dieser, denn für den Kunstschriftsteller gilt so ziemlich das Gegenteil! — in einer angenehmen Lage. Die Bädekersterne sagen ihm, was er zu bewundern hat, die berühmtesten Namen kennt er sowieso, und wenn ein alter Bahnbrecher neu entdeckt wird, so erfährt er das noch rechtzeitig genug durch die Zeitung.

Peinlich, ja dramatisch wird aber die Sache den Modernen gegenüber. Ein Urteil muß man selbstverständlich haben. Zu Bildern, die einem völlig gleichgültig sind, so gleichgültig wie ein vorbeifliegender Spatz, hat der auf ästhetische Kultur Anspruch Erhebende sofort in ein „grandios! fabelhaft" oder aber „einfach scheußlich" auszubrechen. Meistens hat er ja Glück, d. h. er las vorher die Zeitungskritik und merkte sich die goldenen Worte des Kunstpapstes. — Oft aber haut er daneben. Das ist aber häufig nicht so schlimm, denn da mancher Künstler noch nicht hohe Mode ist oder bereits passé, so wird er sich in der Regel herauswinden können.

„Ja, wissen Sie denn noch nicht, daß er in Xdorf seine Spezialausstellung hatte?" Damit ist der Fall erledigt. Am schlimmsten, ja vernichtend ist eben nur eines: das Eingeständnis der Indifferenz, mag es sich um einen Palast, eine Statue, ein Gemälde oder einen Topf handeln. Wem an seinem künstlerischen Renommée etwas liegt, muß einfach ein Ur-

teil haben und es selbstverständlich in einen Superlativ kleiden. Doch um sicher zu gehen, hat der Kunstverständige heute gewisse Regeln unverbrüchlich zu befolgen. Ich will mich bemühen, sie hier zu fixieren.

Zunächst darf er beileibe nicht etwas schön finden, bevor er weiß, von wem es gemalt ist, es sei denn in der Sezession oder Scholle. Was er dort nicht versteht, was ihm verrückt und blödsinnig im Inhalt, haarsträubend in der Technik erscheint, das darf, ja, das muß er loben. Sonst hat er im Zweifelsfalle, besonders wenn er den Künstlernamen nicht kennt, unter allen Umständen zu tadeln. Das gilt in erster Linie von Werken mit schönem, klarem Kolorit, mit scharfen Umrissen und guter Zeichnung. Gute Zeichnung ist höchst verdächtig und läßt Talentlosigkeit des Künstlers vermuten. Ferner ist der Gegenstand der Darstellung stets dann zu tadeln, wenn man ihn versteht, zumal, wenn er irgend etwas ausdrücken soll oder gar zu Herzen geht.

Deshalb verdienen lautes, ungeteiltes Lob etwa Bilder mit folgendem Inhalt: Ein Mistkarren auf weiter Flur als Symbol der Verlassenheit, Einsamkeit, das Interieur einer Kloake als „Natur“ oder ein verwesender Pferdekadaver als „Vergänglichkeit“. Ein schönes Gesicht, besonders wenn es so gemalt ist, daß man nicht fürchten muß, in einem Farbenfleck zu ertrinken, hat Tadel, ja Entrüstung bei dir zu erwecken. Das ist dann Porzellanmalerei, ist uninteressant, schmeichelt den Instinkten der Masse und läßt jegliche Kunst vermissen. Dagegen sind alte Weiber, möglichst häßlich, zahnlos, warzig, verwachsene nackte Frauenzimmer mit Spuren der Sy-

philis im Gesicht, die möglichst wenig tun, vielleicht gähnen — grandioser Einfall! — Beweis höchsten Könnens, ihr Lob verrät größtes Kunstverständnis. Ist ihre Haut blau oder grün, dann ist stürmische Begeisterung Ehrensache.

Das Wort Akademie hat den Kunstverständigen in Berserkerwut zu versetzen. Vergiß das ja nicht, lieber Leser, denn wenn dir ein einziges Mal das Unglück passieren sollte, die Leistung eines Akademikers zu loben — loben? Unsinn! Nicht in Grund und Boden hinein zu verdammen, mit der Lauge deines überlegenen Spottes zu übergießen, dann ist dein Renommée ein für allemal ruiniert. Also Vorsicht! Es ist ja richtig, daß die Akademien die Mittelmäßigkeit fördern, nicht Künstler, sondern Maltechniker bilden, die größten Talente, ja Genies nicht erkannten, langweilige Korrektheit über geniale Intuition stellen. Aber anderseits haben sie ihre Schüler doch das Handwerkmäßige, das jede Kunst erfordert, vortrefflich gelehrt, vor allem das Zeichnen. Das darfst du also unter gar keinen Umständen anerkennen.

Nun die Namen! Gelobt werden selbstverständlich alle Franzosen. Manet, Monet, Cézanne, Courbet, Corot, und wie sie alle heißen. Von ihnen brauchst du nie ein Bild gesehen zu haben, kannst sie, falls du sie kennst, sogar sehr gering taxieren. Behalte es für dich, ich beschwöre dich, es gilt deinen Ruf, deine Ehre! Von neueren Künstlern sind alle diejenigen rückhaltlos zu loben, die du scheußlich findest. Etwa Slevogt, Lovis Corinth, Hodler, Klimt. Je weiter du zurücktreten mußt, um etwas zu erkennen,

desto besser sind diese Werke! Vergiß das nicht! Erkennst du überhaupt nichts, dann sind sie unübertrefflich. Stellen sie eine Bordellszene dar, gerätst du in Ekstase. Beim Porträt merke dir, daß das ausschlaggebende Kriterium die Verschwommenheit der Linien und die Farbenpracht ist. Je bunter, desto besser. Glaubst du, es sei ein Krautkopf in roter oder blauer Sauce, dann hat der Meister sein Höchstes vollbracht. Fordert jemand Ähnlichkeit, dann zuckst du schmerzhaft zusammen, als habe dich jemand auf ein Hühnerauge getreten.

Analog verhältst du dich gegen die modernen Meisterwerke der Tonkunst. Zwei Kriterien positiver und eines negativer Art hast du zu beachten. Je lauter und reicher an Dissonanzen ein Tonstück ist, desto besser geriet es. Glaubst du eine Melodie zu erkennen, dann ist es eo ipso Schund. Getöse und Dissonanz können teilweise für einander eintreten. Das Herrlichste ist natürlich ein ohrenbetäubender Lärm mit greulichen Dissonanzen — etwa des Geseires der Juden in Richard Strauß Salome. Das ist höchste Kulturblüte. An diesem Maßstabe ist alles andere zu messen. Ist etwas weniger laut und hat dafür mehr Dissonanzen — was allerdings der Salome gegenüber nur theoretische Bedeutung haben kann —, dann mag das noch hingehen, ebenso wenn es weniger Dissonanzen, dafür aber mehr Geräusch hat. Im selben Grade aber, in dem beides abnimmt, sinkt dein Lob, um bei Kammermusik den Nullpunkt zu erreichen. Nur Mozart darfst du von den Alten loben. Er wird bekanntlich im Residenztheater in München aufgeführt, und der Platz kostet zwanzig

Mark. Das adelt! Nicht so sehr seine Musik wie dich, der du dir das leisten kannst. Allein das ist in praxi dasselbe.

Vergiß diese guten Lehren nicht, lieber Leser, denn nur an ihrer Hand hast du im Reiche der Kunstverständigen Daseinsberechtigung.

Kein Mensch ist heutzutage verpflichtet, etwas Genaueres von Aristoteles, Descartes, Spinoza oder Hume zu wissen. Ja, es ist Bildungsprotzerei von diesen Männern zu sprechen. Niemand kümmert sich um die genialen Erfinder des Telegraphen, Automobil, Telephon, der Webemaschine oder der Buchdruckerpresse. Aber den Namen irgendeines Schmirifax nicht zu kennen, ist direkt eine Schande. Ja, neben Geburts- und Todesdaten verlangt man vom Gebildetseinwollenden auch Vertrautheit mit den wichtigsten Werken und deren Aufbewahrungsort.

Woher diese maßlose, weil ganz einseitige, Bevorzugung der Kunst wohl kommen mag? Vielleicht hängt sie mit der außerordentlichen Steigerung unseres Reichtums in den letzten Dezennien zusammen. Man braucht Kunstwerke, um die Säle zu schmücken, und durch erhöhte Nachfrage steigt nicht nur der Preis, sondern auch die ideelle Wertschätzung. Dazu kommt wohl auch das Geschrei der Künstler, ihr Hinweis auf perikleische und augusteische Zeit, auf die Renaissance und das Mäzenatentum. „Förderer der Künste" klingt wundervoll und höchst uneigennützig. Daß die Künstler damit Interessenpolitik treiben und vom Tische der Reichen fette Brocken ergattern wollen, ist der geschickt kachierte Hauptzweck.

Aber wichtiger erscheint mir, lieber Leser, die

Frage an dich, warum du dir meine Ratschläge gefallen läßt und, bewußt oder unbewußt, danach handelst? Soll ich es sagen? Weil du ein Mann ohne Urteil bist, der in Dingen mitreden will, von denen er keine Ahnung hat und die ihm auch gleichgültig sind. Weil du das bist, was heute dank der häuslichen und öffentlichen Erziehung jeder wird, ein Herdenmensch, ohne den Mut der Überzeugung, ohne Selbstgefühl. Du trägst mit Schuld daran, daß der Kunst eine ganz ungesunde Überschätzung zuteil wird. Sie spielt in euer aller Munde eine Rolle, die ihr weder zukommt, noch viel weniger aber ihr innerlich beigelegt wird. Ihr kokettiert mit ihr und — baut Siegesalleen.

Restaurierung

Die früheren Jahrhunderte kannten keine Sentimentalität. Man zerstörte im Kriege Städte, Kirchen und Schlösser und kümmerte sich nicht viel um die dabei zugrunde gehenden Kunstwerke. Ja, es gab bekanntlich große Tumulte, etwa den Bildersturm in Wittenberg, die speziell gegen die Kunstwerke gerichtet waren. Hatte sich die Kriegsfurie beruhigt, dann ließ man alles liegen und stehen, wie es gerade stand. Keinem Menschen fiel es ein, alte Meisterwerke auszubessern.

Auch der friedlicheren, langsameren, aber nicht minder nachdrücklichen Zerstörung durch den Zahn der Zeit wurde nicht Einhalt getan. War etwa durch die fortschreitende Sicherheit im Lande das Wohnen auf der hochgelegenen, schwer zu erreichenden Burg nicht mehr erforderlich, dann baute sich der Ritter im Tal sein Schloß, womöglich aus den Trümmern der Burg, und überließ diese ihrem Schicksal. Von Erhaltungsversuchen keine Spur. Stand in der Nachbarschaft einer zu bauenden Kirche ein antiker Tempel, dann wurde er seiner Säulen und seines sonstigen Schmuckes beraubt und die neue Kirche damit geziert. Das war roh und barbarisch, aber wir danken

diesem Verfahren manche Säule, manchen Sarkophag, der sonst unfehlbar untergegangen und zu Kalk verbrannt worden wäre.

Natürlich erneuerte auch das Mittelalter, wenn es aus praktischen Gründen nötig war. Man besserte sein Haus, seine Kirche aus und tat auch das in rücksichtsloser Weise. Niemand fiel es in der gotischen Periode ein, den romanischen Dom stilgemäß zu restaurieren oder gar Erweiterungsbauten im Geiste der ersten Erbauer fortzusetzen. Man fühlte ganz unhistorisch, ersetzte ruhigen Gemüts Rundbogen durch Spitzbogen, übertünchte alte Malereien, wenn sie schadhaft geworden waren, um darüber neue zu setzen, baute in gotische Kirchen Barockkapellen ein, kurz, kümmerte sich keinen Deut um die Intentionen der Vorgänger. Auch das war barbarisch.

Da tauchten schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Männer auf, denen beim Anblick solcher Greuel das Herz blutete. Die Kirchen mußten von späteren Zutaten gesäubert und durch neue im Geiste der ältesten Zeit ergänzt werden. Damals wanderten die herrlichsten Renaissancechorgestühle, die das Unglück hatten, in einer romanischen oder gotischen Kirche zu stehen, zum Trödler oder ins Feuer. Mit Begeisterung wurden sie durch nachempfundene gotische Werke ersetzt. Der kunstliebende Beschauer nimmt vor ihnen Reißaus wie vor den Altären, die an die Stelle der im Barockstil errichteten traten. Gesäubert wurde überall und wie!

Mag zugegeben werden, daß Barockbauten in die Gotik schlecht passen, immerhin waren es Werke, die frommer Sinn gespendet hatte, die nicht mehr

scheinen wollten, als sie waren, und die die Jahrhunderte geheiligt hatten. Was an ihre Stelle trat, war nicht nur neu, es war auch eine Fälschung, denn es spiegelte eine Zeit vor, in der es nicht gewachsen war. Besser gesagt: es wollte täuschen, denn nur ein Böotier kann auf solche scheußliche Talmigotik hereinfallen. Endlich fehlte diesen Machwerken der Reiz eines wenn auch bescheidenen Alters. Vor ihnen hatte noch niemand demutsvoll auf den Knieen gelegen, dem Marienbilde waren nicht Generationen mit ihren Anliegen vertrauensvoll genaht, es hatte noch keine Tränen der Reue, keinen Seufzer der Sehnsucht gesehen, keinen Dank entgegengenommen von Mutterherzen, die die Genesung ihres Lieblings frommen Sinnes der Fürsprache der Gottesmutter zuschrieben. Was an Stelle der alten, vielleicht unschönen oder doch unpassenden heiligen Gegenstände trat, war moderner Kitsch.

Und was geschah erst mit den profanen Baulichkeiten! Auch da wurde restauriert, und zwar mit anerkennenswerter Gründlichkeit. Wer etwa die nürnberger Burg oder die Trausnitz bei Landshut betritt, kann sich eines stillen Grausens nicht erwehren beim Anblick von so Schrecklichem. Gerade die Trausnitz ist besonders instruktiv. Im unteren Stockwerk verwahrlost, die Bilder von mutwilligen Händen beschmiert — sogar eine Käthe Meier glaubte es sich schuldig, ihren Namen der Unsterblichkeit zu überliefern —, da und dort durch langen Gebrauch abgenutzt, aber alles alt, echt, Spuren von den Menschen vergangener Jahrhunderte bewahrend. Im oberen Stockwerk ist das ganz anders. Da zieren funkel-

nagelneue gotische Vertäfelungen die Wände, Stühle, die man nicht ohne Sorgen für seinen edelsten Körperteil zu benützen wagt, strotzen von gotischer Ornamentik. Wahre Orgien von Zahnstochern. Aber defekt ist nichts. Die Restauration gelang vollkommen.

Wie im Innern, so wird auch außen gewütet. Um ein Haar hätten wir ein „stilvoll restauriertes" heidelberger Schloß bekommen, und mit dem Zauber dieser unvergleichlichen Ruine wäre es endgültig aus gewesen. Je stilvoller restauriert wird, desto schlimmer ist es. Je besser die Fälschung gelingt, desto weniger weiß der ahnungslose Betrachter, was alt ist, was noch den Becherklang der trinkfrohen Fürsten gehört, die Schrecknisse der französischen Mordbrennerei über sich ergehen ließ und was funkelnagelneu der Phantasie eines berliner Architekten entsprang.

Übrigens ist eine solche Täuschung nie von langer Dauer. Der Fälscher kann nur seine Zeitgenossen hereinlegen, denn jede Generation sieht mit anderen Augen und ist sehr scharfblickend für die Fehler der Vorgänger. Auch wird fast stets eine alte Ansicht des Bauwerks irgendwo aufgetrieben — wie es mit der Hochkönigsburg ging —, und dann ist die Wut über den Architekten grenzenlos, während sie dem Bauherrn, der Unbilliges verlangte, gelten sollte. Man sollte doch endlich lernen, daß es eine ganz verwerfliche Fälschung ist, Restaurationen vorzunehmen, in der Absicht, die alten Teile von den neuen nicht mehr unterscheiden zu können, und daß zudem solche Experimente nur wenige Jahre oder

Jahrzehnte verborgen bleiben. Dann sieht jeder Laie den Schwindel, aber das Bauwerk ist entwertet für alle Zeiten. Wie viel besser wäre es, das Bestehende mit technischen Mitteln nur zu erhalten oder, falls etwas ausgebaut werden muß, absichtlich durch eine Demarkationslinie für jeden den Beginn des Neubaues kenntlich zu machen. Trotz ihrer Barbarei waren unsere Altvordern hierin wahrheitsliebender und in gewisser Beziehung pietätvoller.

Fast noch verwerflicher als die Restaurationswut an Bauwerken auszutoben, ist die gegen Malereien. Wenn irgendwo, so ist es bei Gemälden und Plastiken die Haut, die von uns geschätzt wird. Das wird ohne weiteres klar, wenn wir uns vorstellen, eine antike Bronze werde neu gegossen. Wiewohl das Material dasselbe ist, ist nunmehr der Gegenstand neu und hat jeden Wert als Altertum verloren. So will man auch vor einem Bilde von Dürer das Gefühl haben, der große Meister habe direkt die Leinwand, die wir vor uns haben, bearbeitet. So, wie die Farben da sind, waren sie auf seiner Palette, und wenn wir irgendwo eine verwischte Stelle bemerken, wollen wir die Überzeugung haben, daß er selbst mit der Hand den kleinen Schaden anrichtete. Unter Restauration aber stellen wir uns vor, daß der Schmutz und Staub, der seit Jahrhunderten sich dort ablagerte, wieder entfernt wird, so daß wir desto dichter an das unmittelbare Arbeitsfeld des Meisters herankommen.

Wie aber wird restauriert?

Kaum geht die Nachricht durch die Zeitungen, irgendwo sei unter dem Verputz eine romanische oder gotische Malerei entdeckt worden — es han-

delt sich hierbei, wenn man den Findern glauben darf, natürlich ausschließlich um die Schöpfungen erster Künstler —, dann stürzen sofort die Restauratoren wie Harpyien herbei, um die Reste zu überpinseln. Man begnügt sich durchaus nicht damit, das noch Vorhandene zu erhalten, wie man es mit glänzendem Erfolge bei Lionardos „Abendmahl" versuchte, nein, man richtet die altersmatten, patinierten Farben durch Anstrich auf neu her und — noch grotesker — man ergänzt im Geist der Periode! Gottlob sind die Restauratoren zumeist solche Stümper, daß man sofort ihre plumpe Hand bemerkt. Schlimm aber ist es, wenn ein wirklicher Künstler sich unter sie verirrte. Der richtet unermeßliches Unheil an.

München besaß in der Person des kürzlich verstorbenen Professors Hauser einen solchen Restaurator. Da er zugleich Künstler und Kunsthistoriker war, der sich wunderbar in den Geist der Alten eingearbeitet hatte, ergänzte er in geradezu vollendeter Weise. An eine Lanzenspitze wurde der dazu gehörige Krieger gemalt, an ein Ornament die Kirche. Aber was das Schlimme war: vortrefflich! So wurde allmählich aus der Königlichen älteren Pinakothek ein Oeuvre des Herrn Hauser. Ich freue mich schon auf die Dissertationen und Habilitationsschriften der Kunsthistoriker der Zukunft, wie sie mit unendlichem Scharfsinn das Hinzuempfundene vom Echten versuchen werden zu scheiden. Das wird aber nicht leicht sein, wenn auch die Augen der nächsten Dezennien Fälschungen erkennen werden, die uns täuschen. Denn Hauser konnte wirklich etwas, und das ist das Unglück der bayerischen Staatssammlungen.

Resumieren wir kurz: Das Mittelalter zerstörte brutal, billig und plötzlich. Wir zerstören heimtückisch, teuer, aber dafür auch gründlicher. Schlimmer als Melac in Heidelberg, die Bilderstürmer in Wittenberg wüten unsere offiziellen Beschützer der Sammlungen. Restauration ist eben nur ein Euphemismus für völlige Vernichtung.

Künstlerkultus

Jedes junge Mädchen ist früher oder später ein≠mal in den ersten Liebhaber des Stadttheaters verliebt. In diesem Augenblick ist alles, was er tut, wie er sich kleidet, bewegt, wohnt, ißt, schläft, absolut vollkommen und des allerhöchsten Interesses wert. Das wird auch niemand den Verehrerinnen verargen. Sie sind eben jung, und das rechtfertigt ihren Enthusiasmus auch für Objekte, die es nicht verdienen.

Wie aber, wenn Erwachsene, eine ganze Stadt in hysterische Krämpfe verfallen, wenn irgendein exo≠tischer Sänger auftritt oder eine Diva ihre entschwin≠denden Reize noch rasch zur Schau stellt?

Wenn es heißt Caruso, die Duse, Bernhard oder sonst jemand beglückt uns mit ihrer Anwesenheit, dann glaubt sich der nüchterne Beobachter in ein Irrenhaus versetzt. Die Leute stehen eine Nacht vor dem Theater, um bei der morgendlichen Eröffnung ja rechtzeitig zur Stelle zu sein und ein Billett zu erhaschen. Die Zei≠tungen interviewen die Bringer des Lichts, wie ihnen die Stadt gefällt, — als ob sie sie in einigen Stunden kennen lernten, und wenn, als ob etwas auf der ganzen Erde gleichgültiger wäre als das Urteil eines Mimen über Dinge, die nicht unmittelbar seine Kunst be≠

rühren! Geistreiche Bemerkungen werden kolportiert z. B.: „Ich fühle mich in dieser schönen Stadt so wohl, denn die Leute beweisen durch meinen Empfang ihr hervorragendes Kunstverständnis“ oder „ich bin gerührt durch das künstlerische Verständnis dieser Stadt, das ich schon bei meinem ersten Gastspiel bemerkte. Ich stelle daher Xdorf in die Reihe der ersten Kunstmetropolen.“ Natürlich werden solche Geistesblitze sofort telegraphisch der staunenden Welt mitgeteilt, und die Morgenblätter bringen dazu die entsprechenden Kommentare. Die ganze Stadt benimmt sich wie die Damen bei der Hinrichtung der Grete Beier.

Und erst nach der Vorstellung! Frenetischer, nicht enden wollender Beifall. Die Pferde werden ausgespannt, und der Mime von der Jeunesse dorée nach seinem Hotel gezogen. Oder er wird auch auf den Schultern getragen oder beides. Und welcher Wettlauf um die Ehre seiner Bekanntschaft! „Mein Freund Caruso“, dieses Wort adelt schon den Sprecher. Alles reißt sich um die Ehre, die Berühmtheit bewirten zu dürfen. Mit einem großen Denker, einem Staatengründer, kann man unmöglich mehr Aufhebens machen.

Und was liegt dem allen zugrunde? Ein Mann, früher Schenkkellner oder Barbier, hat eine gute, ja phänomenale Stimme, wie ein anderer einen phänomenalen Bizeps sein eigen nennt. Aber die Stimme steht höher im Kurs als der Bizeps, darum verleiht sie dem Haupte des Besitzers auch eine strahlendere Gloriole. Daß der Mann häufig ethisch minderwertig, in der gesellschaftlichen Erziehung das Fehlen

der Kinderstube verrät, intellektuell und an Bildung auf dem Niveau seines früheren Standes stehen geblieben ist, kümmert niemand. Er hat ja die Stimme! Daß man mit zwanzig oder vierzig Mark den Genuß, ihn zu hören, bezahlen muß, ändert nichts daran, daß man sich ihm zu unauslöschlicher Dankbarkeit verpflichtet fühlt.

Wer dem großen Maler, dem großen Musiker oder Bildhauer besondere Ehrungen bereitet, kann zu seiner Rechtfertigung anführen, daß diese Männer meistens auf einer außerordentlichen intellektuellen Höhe stehen, wenn sie auch häufig sehr einseitig sind. Sie schaffen doch neue Werte. Das trifft aber für den Sänger und Schauspieler so wenig zu wie für den Weltmeisterschaftsradler oder Boxer. Es sind Eintagsfliegen, höchstens unsterblich so lange sie leben und auch das nicht, wenn sie nicht das Glück haben, in der Vollkraft ihrer Leistungen zu sterben.

Die Antike dachte darin viel nüchterner. So sehr sie die Werke eines Praxiteles oder Phidias bewunderte, kein Jüngling aus guter Familie hätte mit den Meistern tauschen mögen. Das ist insofern übertrieben und daher falsch, weil die große Künstlerschaft hervorragende Qualitäten als Mensch, auf die es doch in erster Linie ankommt, keineswegs ausschließt. Richtig aber ist die Scheidung zwischen dem Künstler und seinem Werk.

Es kann sein, muß aber nicht sein, daß der Schöpfer großer Dinge ein edler, sittlich, gesellschaftlich und intellektuell hervorragender Mann ist. In diesem Falle gebühren ihm selbstverständlich die gleichen Ehren wie jedem ihm ebenbürtigen und

dazu der Dank und die Bewunderung für seine Leistungen. Vereinigt er aber mit seinen künstlerischen Fähigkeiten nicht auch zugleich menschliche, dann ist gar kein Grund einzusehen, warum man seine Gesellschaft sucht, ihn auf Gebieten beachtet oder gar bewundert, die mit seinem Berufe nicht unmittelbar zusammenhängen.

Wir sind gewohnt, unter die Verfallserscheinungen der sinkenden römischen Kaiserzeit auch den Kultus der Gladiatoren und Mimen zu rechnen, die hysterische Verzückung weiter Kreise bei ihrem Anblick, die Vernarrtheit der Frauen in den Liebling des Augenblicks, ohne jegliche Rücksicht auf seine Persönlichkeit oder äußere Erscheinung, nur weil er Gladiator oder Sänger war. Ja, ist das denn heute anders geworden? Mir scheint, daß alles beim alten blieb, nur daß an die Stelle der Gladiatoren die Rekordbrecher getreten sind.

Man vergißt ganz, daß die Künstler für den Teil ihrer Persönlichkeit, der ihnen ihre Bedeutung gibt, d. h. für ihre Werke und Leistungen ein übergroßes Äquivalent in der Bezahlung und im Beifall auf offener Szene erhalten. Der hinter den Leistungen stehende Mensch hat dasselbe Recht, als solcher nach seinem Wert genommen zu werden wie jeder andere. Nicht weniger — denn über die Verachtung eines ganzen Standes sind wir ja endlich hinaus — aber auch nicht mehr. Der Privatmann ist eine Sache ganz für sich, er gehört nicht in die Öffentlichkeit, weder mit seinen Herzensangelegenheiten noch mit seinen Geistesblitzen, seinen Neigungen oder seiner Krawatte.

Unser Künstlerkultus ist einfach krankhaft. Weder spielt die Kunst in unserer Kultur jene Führerrolle,

die Jünger und Leute, die nichts davon verstehen, ihr in Artikeln imputieren, noch viel weniger die Künstler, am allerwenigsten die Theatergrößen. Sie sind meistens mangelhaft erzogene, an Bildung und Wissen mittelmäßige, an innerem Wert nicht höher stehende Menschen, die wir überreich bezahlen. Der mit ihrer Person getriebene Kultus ist kein erfreuliches Zeichen unserer Kultur. Er beweist als barbarisches Rudiment nur die Urteilslosigkeit und das Sensationsbedürfnis weitester Kreise.

Nuditätenschnüffler

Es gibt Leute in stets wachsender Zahl, deren wichtigste Lebensaufgabe die Behütung der Volksseele und namentlich der deutschen Jugend vor literarischem und bildnerischem Schmutz ist. Daß viel zu viel Unrat in Zehnpfennigheften, Hintertreppenromanen und angeblich der sexuellen Aufklärung dienenden pseudowissenschaftlichen „Ratgebern" ins Volk von gewissenlosen Spekulanten getragen wird, läßt sich nicht leugnen. Auch daß es ein Verbrechen an unserer Volkskraft ist, wenn wir durch Stimulantien in Wort und Bild unsere Jugend vorzeitigen Freuden nachzugehen lehren, wird kaum bestritten werden können. Es steht freilich fest, daß die Naturvölker viel „verdorbener" als die Kulturvölker sind, die ja neben sexuellen Vergnügungen noch ungezählte andere besitzen, auch daß Sinnlichkeit und deren maßvolle Befriedigung — ob in oder außer der Ehe spielt hier keine Rolle — durchaus nicht anormal sind, vielmehr natürlich, gesund und ein Beweis von Kraft. Doch wir wollen manchen Sittlichkeitsaposteln weder die bona fides noch die vernünftige Absicht bestreiten.

Nun möchte man annehmen, daß Familienväter

am meisten um die Wohlfahrt ihrer Kinder, die Regierung um die des ganzen Volkes besorgt sein sollte, daß also von diesen beiden Instanzen die Verfolgung der Pornographen betrieben würde. Weit gefehlt! Der erdrückenden Mehrzahl nach laufen die Anzeigen vom Klerus und Muckern ein. Das gibt zu denken!

Wird das normal veranlagte Kind erotische Wallungen verspüren oder lüstern werden, wenn es im bekannten Liede „mein Liebchen ist verschwunden, das dort gewohnet hat" liest oder singt? Trotzdem ist ein Onkel aus dem Liebchen geworden. Hoffentlich kein Erbonkel, denn sonst wäre seine Untreue doppelt schmerzlich.

In diese Kategorie gehört auch, wenn Kindern verboten wird, mit bloßen Waden im Sommer zu gehen, man Anstoß am Halsausschnitt der Mädchen nimmt, ja, wenn sie in den Klöstern sogar im Hemd baden müssen! Auch die Anfeindung unbekleideter Figuren der Malerei oder Plastik von seiten der Sittlichkeitsfanatiker ist hier zu nennen.

Sonderbar ist, daß dieselben Männer, die die Jugend vor dem „Liebchen" bewahren, mit Behagen die Gebote durchgehen, hierbei von Ehebruch, unkeuschen Gedanken usw. sprechen, ja, in der Ohrenbeichte die Kinder zwingen, über solche Dinge, die ihnen sonst nie oder doch in viel späteren Jahren einfallen würden, sich das Köpfchen zu zerbrechen. Wird auf der einen Seite die natürliche Nacktheit verpönt, wird den harmlosesten Dingen, die mit dem Verhältnis der Geschlechter etwas zu tun haben, der Stempel der Unsittlichkeit aufgedrückt, so geschieht andererseits

von denselben Leuten das meiste, um die Kinder oder doch deren Gedanken auf Abwege zu bringen.

Es liegt uns fern, zu bestreiten, daß der jugendliche Geistliche alle die Gedanken und Empfindungen hat, die er Kindern und Volk imputiert. Für ihn mag ein bloßer Arm bereits ein Fallstrick des Teufels sein, wie ja der arme Hungrige schon allein durch den Duft des Bratens Folterqualen aushalten muß.

Daß man nicht nur durch gutes, sondern auch durch schlechtes Beispiel, ja durch Übertreibung nach der unsittlichen Seite erzieherisch wirken kann, wird niemand leugnen wollen. Stärker und nachhaltiger als alle guten Lehren schreckt das gemeine Gesicht einer Prostituierten vom Leichtsinn ab, oder gar jene medizinischen Präparate, die mit erschreckender Treue die Folgen eines lockeren Lebenswandels abbilden. Durch langweilige Sittenpredigten wird kein Mensch erzogen. Greift aber der Dichter zur Feder, um ein dem Sinnengenuß gewidmetes Leben, seine Hohlheit und Armut, späte Reue und ein klägliches Ende zu schildern, dann mag er oft genug den Irrenden zurück auf den rechten Weg führen. Zu diesem Zwecke bedarf es aber naturalistischer Schilderungen sowohl der Freuden — da sonst der Eingeweihte nur lächelt — als auch der Leiden eines solchen Lebens. Wer ein derartiges Buch oder Theaterstück im ganzen auf sich wirken läßt, wird bei einem echten Künstler selten seelisch unerschüttert bleiben.

Anders der Sittlichkeitsfanatiker, der jede pikante Stelle herausfischt, sich daran echauffiert und später skandalisiert. Solchen Menschen fehlt die sittliche Reinheit, über die notwendigen Mittel das Ziel zu

erblicken, es fehlt ihnen auch der Geist, ein Werk als Ganzes zu genießen. Deshalb haften sie an jedem Mosaiksteinchen. Und dann ist es allerdings kein Wunder, wenn sie in jene erotische Wallung geraten, die man bei sich so gern, bei andern so ungern duldet.

Der Normalmensch, ob Mann oder Weib, wird in der Regel durch seinen Beruf und dessen höhere Freuden derart absorbiert werden, daß er an Erotika nur denkt, wenn sein Körper es fordert. Hat er die Möglichkeit, seinen normalen Trieb in der Ehe zu befriedigen, dann wird er durch nackte Bilder durchaus nicht in Wallung versetzt, kaum durch nackte Personen. Was müßten sonst die Ärzte anfangen? Sollte es aber geschehen, dann ist das kein Unglück, und in tausend Fällen wird seine Frau ihm bzw. dem Schöpfer des so angenehm wirkenden Kunstwerkes Dank wissen.

Beim Jüngling liegt der Fall etwas anders, insofern seine Kräfte und Wünsche im grellen Mißverhältnis zur Befriedigungsmöglichkeit stehen. Er bedarf der Erotika nicht, im Gegenteil, es ist gut für ihn, wenn er Ablenkung findet. Begegnen sie ihm, so wird die Folge entweder ein unnötiger Kampf sein oder er wird als Klügerer sich gleich zum Nachgeben entschließen und alle jene Gefahren laufen, die der außereheliche Verkehr im Gefolge hat. Je alltäglicher die Reizung, desto geringer ist sie allerdings. Der Besucher tropischer Gegenden sieht nach einiger Zeit die Nacktheit gar nicht mehr. Sie macht auf ihn nicht den allergeringsten Eindruck. Überhaupt gehört es zu den törichtsten Fabeln, daß das Nackte

erotisch reize. Das gilt in weit höherem Grade vom halb entkleideten, vom eleganten Unterrock usw., und diese Darstellungen sind kriminell nicht faßbar. Überdies gehört die Liebe nun mal zu den größten Freuden des Lebens, was zu ihr anregt, ist keineswegs verwerflich, sondern im Gegenteil sehr schätzenswert, nur allerdings nicht für die Öffentlichkeit. Besteht doch der höchste Reiz der Liebe im Mysteriösen. Und es wäre unklug, uns durch Gewöhnung um die Freuden eines Genusses zu bringen.

Braucht der Jüngling die schwächsten, so der alte Wüstling die stärksten Reizmittel, und selbst sie verhindern oft nicht, daß Eros streikt. Für den Mann in der Vollkraft der Jahre bilden die Erotika keine Gefahr. Er bedarf ihrer nicht als Stimulantien, freut sich vielleicht dann und wann über einen saftigen Witz oder eine kecke Zeichnung, ist aber innerlich zu sehr konsolidiert, um durch sie in Wallung zu geraten. Und doch finden wir in den Reihen der Erbpächter der Sittlichkeit neben Greisen manchen kraftvollen Mann. Das muß Gründe haben.

Ein geistreicher Schriftsteller nannte einmal die Prüderie das sexuelle schlechte Gewissen. Vielleicht leitet das auf die rechte Fährte. Boccaccios Dekamerone wird niemand als Schullektüre empfehlen. Aber dies köstliche Buch deshalb als unsittlich verdammen? Das ist nur ein stolzes Reservatrecht des Reichsgerichtes, dessen Ausübung wir den Muckern zu danken haben. Dasselbe gilt von zahlreichen Meisterwerken der Literatur und Kunst.

Wo der normale Mensch sich dem ästhetischen Genuß hingibt, verspüren unsere Tugendhelden einen

erotischen Kitzel. Oder sollte auch mancher sich als Eunuch fühlen und andern nicht gönnen, was ihm die Natur versagte? Das mag ja vorkommen. Die Regel dürfte es nicht sein. Zumeist haben sich unsere Tugendwächter die Empfänglichkeit der Jugend in Eroticis gewahrt. Sie sind von einer beneidenswerten Potenz!

Moral

Es gibt kein Ding, das so tot geschwiegen wird, wiewohl wir alle ihm unser Leben verdanken, als die Liebe. Ich meine nicht die christliche, auch nicht die Sorte, die unter dem Pseudonym Literatur den jungen Mädchen verzapft wird, sondern natürlich die Geschlechtsliebe. Sie ist Tabu. Eine der wichtigsten Aufgaben der elterlichen und Gouvernantenerziehung besteht darin, unsere jungen Mädchen rein, unwissend, jungfräulich auch in geistiger Beziehung in die Ehe treten zu lassen.

Wenn jemand einen Vertrag schließt, durch den er auch Pflichten, und zwar sehr wichtige Pflichten, übernehmen soll, die der andere Kontrahent ihm arglistig verschweigt, dann verstößt das zweifellos gegen die guten Sitten. Jeder Richter wird den Vertrag für null und nichtig erklären. Wenn aber ein ahnungsloses junges Mädchen in die Ehe tritt, ohne von der so außerordentlich wichtigen körperlichen Gemeinschaft auch nur eine dunkle Ahnung zu haben, wenn man sie durch Verdunklung und Verheimlichung zwingt, ihren Körper einem fremden Manne auszuliefern, dann nennt man das — Moral!

Sucht sie sich den unbewußt und ungewollt über-

nommenen Pflichten zu entziehen, so liefert sie einen Ehescheidungsgrund. Die Ehe wird auf ihr Verschulden geschieden, und das Odium, das auf der geschiedenen jungen Frau lastet, kennt jeder Mensch.

Wenn trotzdem solche Dramen sich nicht allzuhäufig abspielen, wenigstens prozentmäßig genommen, so liegt der Grund in der Tatsache, daß der jungen Dame die ehelichen Pflichten meist sehr gut behagen, bisweilen so gut, daß in bälde die Sache höher geschätzt wird als der Lehrer, und sie die Freuden der Liebe auch in den Armen anderer Männer kosten möchte oder kostet. Häufig trägt daran der Gatte Schuld, der Gluten entfachte, die zu löschen ihm die physischen Kräfte fehlen. Leichtsinnig und in unbekümmertem Genuß der Flitterwochen denkt er nicht an die Zukunft, erzieht Ansprüche und wirtschaftet vom Kapital, weil die Zinsen nicht genügen.

Der an die Männer gelegte moralische Maßstab ist ja auch ein ganz eigenes Ding. Die Gesetze strafen ja den Verkehr des Mannes vor der Ehe nicht. Die Männer unter sich und erst recht die Damen haben dagegen auch nichts einzuwenden, die offizielle Moral aber, die tugendhafte Meute, die Tanten — wenn sie nämlich über des Lebens Lenz hinaus sind —, die Onkel, die den Knieschnackler in glücklicheren Tagen acquirierten, die Seelsorger und Zeitungsskribenten, Landtag und Reichstag, die ihre Herde treu behüten, sie stoßen ein Indianergeheul der Entrüstung aus. Heulen ist auch meist die einzige Funktion — außen den vegetativen —, die ihr Korpus ihnen noch erlaubt. Darin dokumentiert sich die Männlichkeit ausschließlich. Sie reden aus echter,

tiefer Überzeugung, denn — wie kräht doch der alte Gockel mit zitternder Stimme „Je ne peux plus". Und da sollte ein anderer — dürfen?

Die offizielle gedruckte und aus den Fenstern der Parlamente geoffenbarte Moral fordert also vom Junggesellen Enthaltsamkeit. Es gibt sogar Väter, deren Dummheit so grenzenlos ist, daß sie ihren erwachsenden Söhnen nicht etwa Aufklärung über die Gefahren oder auch pariser Gummiartikel, sondern nur Ermahnungen zur Askese auf den Lebensweg mitgeben. Die Folgen bleiben ja auch selten genug aus. Ein Mann in den Jahren, in denen ihm das Blut feurig durch die Adern rollt, dessen ganzes Innere geschüttelt wird vom Verlangen nach dem Weibe, der soll — so wollen es die lieben Tanten — auf einen der größten und in der Jugend zweifellos den größten Genuß des Lebens verzichten. Seine besten Kräfte müßte er vergeuden nicht etwa in der Zügelung, die ja selbstverständliches Erfordernis jedes Kulturmenschen ist, sondern in der Unterdrückung des mächtigsten Naturtriebes.

Warum? Nun, — das fordert eben einfach die Moral!!!

Diese Moral will den Jüngling vor Schaden bewahren, denn wenn sie das nicht wollte, wäre sie noch blöder, als sie so schon ist. Sie macht es wie jener, der einem kerngesunden Menschen den Genuß von Hummer, Gänseleber, Braten und Gemüsen verbieten würde, um ihn vor Indigestionen zu behüten. Von Wasser und Brot kann man ja auch leben. Gut zwar nicht, aber dafür gefahrlos. Doch selbst ganz abgesehen vom praktischen Wert der Enthaltsamkeit

soll der Jüngling keusch leben, um — vor sich rein dazustehen. Er soll sich, wenn er als Hagestolz das Zeitliche segnet, sagen können: du hast nie sündiger Liebe gehuldigt. Wenn er noch vollkommener ist, dann fügt er noch dazu: du hast auch nie geraucht oder Wein getrunken, hast nie gelacht, nie getanzt und nie das Theater besucht, du warst überhaupt ein Es— pardon! Asket!

Nehmen wir an, dieser tugendhafte Jüngling, der so keusch lebte, daß Joseph sich an ihm hätte ein Beispiel nehmen können, der von einem der kostbarsten Güter, einer der wertvollsten Kräfte, die Mutter Natur ihm lieh — ich meine nicht nur den Verstand —, keinen Gebrauch machte, tritt als reifer Mann doch noch in die Ehe. Jetzt wird auf einmal Pflicht — und zwar für diesen Athleten eine nicht immer angenehme —, was früher Sünde war. Er betrügt mit den Trümmern seiner Habe eine junge Frau, die es sicher lieber gesehen hätte, wenn er weniger tugendhaft früher, dafür aber leistungsfähiger jetzt wäre. Was bisher lästig war, wird nun schätzbarstes Gut.

Gottlob gibt es ja nicht allzuviele Männer, die ein paar Muckern und Rückenmärkern zuliebe ihre Jugend vertrauern. Die große Mehrzahl verdient die gute Meinung, die die Damenwelt von ihnen hegt. Denn deren wirkliche Ansicht ist ja selbstverständlich der öffentlich geäußerten kontradiktorisch zuwiderlaufend.

Damen unter sich verabscheuen keineswegs erotische Gespräche. Nicht alle natürlich, Ausnahmen gibt es ja stets, aber die Mehrzahl. Da wird nun allerdings

ein ganz anderer Maßstab angelegt, als die Salbadereien über die Tugend unserer Frauen vermuten ließen. Während in der Öffentlichkeit der größte Tugendbold und Maulheld die Hauptrolle spielt, sind hier — noch mehr aber natürlich unter vier Augen, von denen zwei weiblich sind — die Rollen vertauscht. Nicht das Schaf gilt hier, sondern der Stier, nicht die Tugendlilien, sondern die roten Nelken. Hier werden die Männer nach ihren verborgenen Qualitäten geschätzt, ja sogar empfohlen. Denn die Diskretion der Damen steht nicht höher als die der Männer, und diese in der Regel im Nadir.

Vor Frauen gilt eben nur der Mann, und zwar der leistungsfähige Mann. Eunuchen werden gelobt, Männer geliebt, erstere in der Öffentlichkeit ausgezeichnet, die andern im stillen Kämmerlein. Über den keuschen Jüngling wird mit gebührendem Spott hinweggeglitten, der Don Juan — vorausgesetzt natürlich, daß er sich kavaliermäßig benimmt —, kann seine Schläfen mit der Gloriole zieren. Mancher Händedruck, mancher aufflammende Blick beweisen ihm, wie sehr er Liebling und Objekt der heißen Wünsche derselben Damen ist, die in der Öffentlichkeit sich nicht genug tun können, gerade ihn wegen seines Lebenswandels zu verlästern. Zu den erlebten Abenteuern gesellen sich die erdichteten, und so wird der Normalmann, der Mann, wenn auch nicht Held des Tages, so doch der Nächte.

Daß die Damen das niemals zugeben werden, ist selbstverständlich. Es gehört ja zu den Dingen, die man nicht sagt, und die deshalb nicht minder wahr, ja viel wahrer sind als die andern. Der Mann

ist durch seinen Beruf, das Streben nach Erfolg, Geld, Ansehen, Ruhm, Macht zu sehr absorbiert, um sich allzuviel mit dem Geschlechtlichen beschäftigen zu können. Seine Sinnlichkeit mag plötzlicher aufflammen, mit elementarerer Gewalt Erfüllung der Wünsche fordern, sie ist aber doch nur auf kurze Zeitspannen, auf Minuten beschränkt. Die Frau ist mit ihr den ganzen Tag mehr oder weniger beschäftigt. Ihre Kleidung und ihr Putz, Gang, Bewegungen, Lächeln, alles, alles ist darauf berechnet, Wünsche zu wecken, deren Erfüllung natürlich von der Gnade abhängig ist, die der Bewerber findet. Je mehr sie anlockt, desto größer die Auswahl, desto höher auch die Wahrscheinlichkeit, ein passendes Objekt zu finden.

Meistens ist die in kritischen Momenten bewiesene Tugend nichts weiter als eine den Bewerber nicht verletzende, die Frau in ihren Augen hebende Form der Ablehnung eines — nicht Gefallenden. Was wäre wohl das Resultat eines ungefährlichen Beisammenseins von Mann und Weib, die sich gegenseitig reizen, eines Beisammenseins, bei dem Entdeckung, Ansteckung und Konzeption ausgeschlossen wären? In wohl neunundneunzig Prozent der Fälle der intime Verkehr. Denn was man respektiert, ist ja nicht die Moral, sondern es sind die unbequemen Folgen. Ohne sie wird die Liebe zum Gesellschaftsspiel.

Einen guten Einblick in die moralischen Anschauungen der weitesten Kreise gewährt eine Betrachtung der literarischen Bedürfnisse. Von rein pornographischen Werken, für die auch eine ziemlich rege Nachfrage zu bestehen scheint, da sonst die

hohen Preise so unverständlich wären wie das Risiko der Verleger, können wir absehen. Die Polizei sorgt mit Recht dafür, daß sie nicht in weite Kreise dringt. Die Auflehnung gegen diese Volksvergiftung würde auch vor Gericht in ganz anderer Stärke zum Ausdruck kommen, wenn nicht die berechtigte Furcht, durch engherzige Urteile der Reaktion und der Kunstfeindschaft Waffen zu liefern, manchen Sachverständigen abhalten würde, seinem Abscheu offenen Ausdruck zu verleihen. Wohl aber ist es bezeichnend, daß nur solche Romane weiteste Verbreitung und Riesenauflagen erleben, die nicht frei von erotischen Szenen sind. Je pikanter und prickelnder sie geschrieben sind, desto lebhafter die Nachfrage. Mag der Mann mehr die Pornographika bevorzugen, die Damenwelt hat eine geradezu leidenschaftliche Neigung zum Erotischen in feinerer Form, zur Pikanterie, zum Lüsternen. Selbstverständlich ausschließlich aus literarischer Begeisterung!

Ein Stiefkind unserer offiziellen Moral sind nicht allein die alternden Jungfern. Hier mag man einwenden, daß Keuschheit gefordert werden muß, wenn nicht eine zukünftige Ehe gänzlich ausgeschlossen sein soll. Denn die Jungfräulichkeit wird hoch geschätzt, und nur wenige werden den moralischen Mut besitzen, dem Bräutigam ihr Vorleben einzugestehen. Dies trifft jedoch bei Witwen nicht zu. Und doch soll der Umstand, einen Mann verloren zu haben, hinreichend sein, um das ganze Leben lang auf die Freuden der Liebe zu verzichten! Kinderlose Witwen werden ja eher geheiratet, mit Kindern gesegnete, zumal, wenn sie nicht reich sind, haben wenig Aus-

sichten. Aber auch von ihnen fordert man, für die unwahrscheinliche Möglichkeit einer späteren Verehelichung die gewissen Liebesfreuden fahren zu lassen! D. h., eigentlich fordert man es gar nicht. In der Öffentlichkeit gewiß, im stillen und in jedem einzelnen Fall ist man humaner. Wer eine hübsche Witwe sieht, hofft im geheimen, daß sie klug genug ist, von ihrer Freiheit passenden Gebrauch zu machen. Meistens wird ja diese Hoffnung noch eher erfüllt sein, als man es glauben möchte. Was man aber auch hier unerbittlich verlangt, ein Gesetz, dessen Übertretung gesellschaftliche Ächtung ahndet, ist — die Heuchelei. Sie ist die Quintessenz unserer sexuellen Moral.

Polygamie

Es ist eine feststehende Tatsache, daß unser Adel rapid abnehmen würde, wenn nicht durch neue Nobilitierungen die entstandnen Lücken ausgefüllt würden. So ist z. B. die Hälfte der bayerischen Adelsfamilien, die vor kaum einem Jahrhundert in die Adelsmatrikel des Königreichs eingetragen wurden, im Mannesstamm erloschen.

Nun sei ohne weiteres zugegeben, daß es im Bürgerstande nicht nur viele einzelne, sondern auch zahlreiche Familien gibt, die den Adeligen an Besitz, Bildung, Erziehung und Leistungen durchaus ebenbürtig sind, wie andererseits manche Adelsfamilie mit bürgerlichen die Konkurrenz aufzunehmen besser unterlassen würde. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß der Adel trotz vieler Fehlgriffe in der Nobilitierung — nicht der aufrechte Mann, sondern die Schranze wird leichter ausgezeichnet — der Bürgerschaft oder den andern Ständen weit überlegen ist. Das ist so zu verstehen, daß hundert Individuen, die ganz zufällig, etwa nach der Anordnung im „Gotha" ausgewählt werden, hundert Nichtadeligen, etwa nach dem Adreßbuch, gegenüber gestellt, diese weit hinter sich lassen werden. Nur Unwissenheit oder Böswilligkeit können das bestreiten. Und dieser Adel stirbt aus!

Genau so steht es mit den eingesessenen Fami- lien in den Städten. Eine Verfolgung der ratsfähigen Geschlechter durch die Jahrhunderte führt zu einem ähnlichen traurigen Ergebnis. Auch sie erlöschen früher oder später im Mannesstamme. Nicht alle, aber viele, die erdrückende Mehrheit. Und doch be- steht durchaus kein logischer Grund dafür, daß eine Familie aussterben müßte. Jede geht ja auch nicht unter, wie einige uralte Fürstengeschlechter, mehr noch Judenfamilien, wie Kohen und Levi, beweisen. Die Logik zwingt uns sogar zur Feststellung, daß einige Familien ewig, d. h. solange das Menschen- geschlecht oder doch unser Volk besteht, fortdauern müssen. Denn wessen Nachkommen sollten sonst die Menschen späterer Jahrtausende sein?

Woher dieses erfahrungsgemäß feststehende schnelle Aussterben der adeligen, vornehmen, reichen Familien, kurz derjenigen, die mehr geleistet haben als die breite Masse, kommt? Zunächst ist die Er- ziehung, je höher die Familie steht, desto teurer. Wer also nicht über sehr bedeutende Mittel verfügt, wird sich hüten, viele Kinder in die Welt zu setzen. Söhne nicht, weil sie studieren müssen, bzw. die militärische oder diplomatische Karriere einschlagen, Töchter nicht, weil sie ohne Mitgift wenig Aussicht haben, geheiratet zu werden. Es sei denn, sie sind ungewöhnlich schön oder haben sonstige hervorragende, vorher nicht zu bestimmende Eigenschaften. Aus finanziellen Grün- den wird sich also in der Regel eine höher stehende Familie mit zwei Kindern begnügen.

Die Erwägung, daß es besser ist, die zwei gut zu erziehen und mit einigem Besitz in die Welt

zu schicken als ein Dutzend arme und ungebildete oder halbgebildete Kinder zu erzeugen, ist unbedingt zutreffend. Mit vielen Kindern würde die nur mäßig bemittelte Familie voraussichtlich bald herabsinken.

Der Reichtum beschränkt die Kinderzahl in der Regel ebenfalls auf zwei. Nicht nur aus nie und nimmer zu billigender Bequemlichkeit, sondern um den Besitz möglichst ungeteilt zu erhalten. Wer sich sein Leben plagte, um reich zu werden, hat naturgemäß nicht gern, wenn diese Sammlung von Millionen durch viele Kinder in alle Winde geht. Denn sie sind im Reichtum des Vaterhauses erzogen, haben aber nur einen Teil seines Vermögens geerbt. Dazu kommt der stündlich sinkende Geldwert. Deshalb müssen selbst bei nur zwei Nachkommen diese ihre Bedürfnisse einschränken. Und welcher gute Vater möchte, daß seine Kinder schlechter leben als er selbst?

Nun ist es einleuchtend, daß die Gefahr des Aussterbens einer Familie bei zwei Kindern sehr groß ist. Vor allem ist es ausgeschlossen, daß die Familie sich ausdehnt, vielmehr bleibt sie auf gleichem Personenstande stehen. Stirbt aber eines der Kinder, bevor es selbst Nachkommenschaft hat, dann vermindert sich die Familie naturnotwendig. Diese Gefahr ist bei der höheren Hygiene und den besseren Ärzten, die dem Reichtum zu Gebote stehen, geringer als in armen Familien, aber sie besteht trotzdem. Die Kinderkrankheiten, später Tuberkulose, Unfälle, Wochenbetten oder Krieg können der Nachkommenschaft ein plötzliches Ende bereiten und eine Familie in der zweiten, dritten oder vierten Generation aussterben lassen.

Was schadet das? wird mancher fragen. Es werden bald neue Familien in die Lücke eintreten.

Das ist richtig, aber der Verlust ist trotzdem für die Allgemeinheit sehr groß. Wer es zu bedeutendem Reichtum, hoher Stellung, Ansehen brachte, hat zweifellos mehr geleistet als die überwiegende Zahl seiner Mitmenschen. Denn das große Los gewinnt man nicht oft, und auch das Zusammenhalten dieses Geldes erfordert Talent und Charakter. Der Erfolgreiche hat also auch höhere Fähigkeiten, sei es größere Intelligenz, Sparsamkeit, Fleiß oder Energie, meistens alles zusammen. Denn daß der Dumme das Glück habe, ist nur ein gedankenloser Trost für Schwachköpfe und Menschen, die im Leben nichts leisten. Dasselbe gilt von der Protektion. Wer eine Köchin oder einen Hausknecht sofort wegen Unbrauchbarkeit entläßt, scheut sich nicht, im gleichen Atem einem Minister oder Feldherrn vorzuwerfen, er sei Protektionskind. Als ob ein Mensch auf der ganzen Erde so dumm wäre, seine Geschäfte jemand anzuvertrauen, den er für untüchtig hält, nur um ihn zu protegieren!

Das schließt natürlich nicht aus, daß Unfähige in Sinekuren protegiert werden. Aber deren gibt es ja bei uns gottlob nicht mehr viele. In Stellungen, die energisches Handeln erfordern, mit Verantwortung verbunden sind, kommt nur der Tüchtige oder jener, den der Aussuchende dafür hält.

Gleich hinfällig ist der Vorwurf gegen ererbten Besitz. Geld verdienen ist schwer, es erhalten, fast noch schwerer. Denn es erfordert Charakterstärke, sich mit 4 % Zinsen zu begnügen, statt in der Hoffnung auf 6—10 % in dem berühmten bombensicheren Unter-

nehmungen sein Vermögen zu riskieren. Solche Charaktere sind aber seltener als man denkt.

So betrachtet, finden wir also, daß das Aussterben der hervorragenden Familien einem negativem Auslese-vorgang entspricht. Während in der Natur der Un-tüchtige gar nicht zur Fortpflanzung kommt oder seine Nachkommen bald von denen des Tüchtigen vernichtet werden, ist es bei uns genau umgekehrt: Die meisten Kinder hat das Proletariat, das sich um sie nicht zu kümmern braucht, ja, dem Kinder sogar Wertobjekte sind, die es beim Betteln, Stehlen oder bei gelegentlicher Arbeit unterstützen. Diese Per-sonen aber, die als Kaufleute, Gelehrte, Beamte, In-genieure usw. über ihre Mitmenschen hervorragen, schränken künstlich ihre Kinderzahl ein. Ja, die ganz großen Genies haben entweder keine Kinder oder die Nachkommenschaft stirbt bald aus, wenigstens im Mannesstamme, den wir allein im Auge haben können. Man denke an Napoleon, Beethoven, Mozart, Goethe, Kant, Schiller und so und so viele andere!

Im Römerreich zeigten sich dieselben Erschei-nungen. Die alten Heldengeschlechter starben aus, Sklavenfamilien und niederes Volk drängten nach, selbstverständlich ohne den neuen Aufgaben gewachsen zu sein. Denn daß Kultur in einer Familie mehrere Generationen heimisch sein muß, bis sie zu dauern-dem in Fleisch und Blut übergegangenen Besitz wird, steht unleugbar fest. Dem Sohn eines reichen Metzger-meisters wird man sein ganzes Leben lang die Kinder-stube anmerken, auch noch — wenn auch weniger — seinen Enkeln. Dann erst hat die Kultur gesiegt,

wenn nicht einer mit einer Höherstehenden geschlossenen Ehe des Sohnes die Kinder ihre Erziehung zu danken haben. Daß ein Kultursturz die Folge des Aussterbens der ersten Familien sein kann, ja, falls es gleichzeitig geschehen würde, sein müßte, liegt auf der Hand.

Statt daß sich der Mann am meisten fortpflanzt, der der tüchtigste ist und damit die größte Aussicht hat, auch die tüchtigsten Kinder zu erzeugen, ist dieser es bei uns, der in der Regel gerade die wenigsten Nachkommen hat. Er heiratet auch meist aus finanziellen Gründen erst in späteren Jahren. Uneheliche Kinder können hier nicht gerechnet werden, da die über die Vorzeit weit hinausgehende Verachtung gegen sie — dabei waren Kaiser Arnulf, Lionardo da Vinci, Erasmus, ja, Christus, um nur einige zu nennen, illegitimer Geburt — es verbietet, sie in den Familienkreis aufzunehmen. Ferner erlegt das Gesetz dem Vater nur recht geringe Pflichten auf. Um eine Veredelung der Rasse zu ermöglichen, gibt es daher nur ein Vorbild: das der Araber und Türken.

Daß die Familie die höchste Kulturerrungenschaft ist, daß sie allein dauerndes, wahres Glück gewährt, sei nicht im mindesten bestritten. Wohl aber seien die Toren oderBöswilligen bekämpft, die glauben machen wollen, die Familie sei dem Orientalen weniger heilig als uns. Die unter Familie nur die Einehe verstehen. Die Legitimität der Nachfolger ist auf alle Fälle viel besser gewahrt als im gesegneten Abendlande. Das Elend der Unehelichen existiert dort überhaupt nicht. Dafür ist der tüchtige und

vermögende Mann in der Lage, sich stärker fortzupflanzen als das Proletariat. Also das gerade Gegenteil wie in Europa: hier negative Auslese, die zum Aussterben der ersten Familien führt, dort positive Auslese, die die Nachkommenschaft der Tüchtigsten auch numerisch anwachsen läßt. Niemals hätten die Türken, die an Zahl der einheimischen Bevölkerung weit nachstanden, das Land ausfüllen können, wenn sie nicht in der legitimen freiwilligen Polygamie ein Mittel besessen hätten, sich stärker zu vermehren als die Unterworfenen.

Da es endlich bei uns mehr weibliche als männliche Individuen gibt, sind die Sitzengebliebenen in einer üblen Lage. Die alte Jungfer hat zum Schaden für den Spott nicht zu sorgen. Auch sie gibt es im Orient nicht oder kaum. Dafür allerdings viele Geschiedene. Aber wer wird auch die Fehler eines Systems übernehmen wollen, nachdem er sie erkannt hat?! Daß strenge Handhabung der Ehescheidung notwendig ist, liegt auf der Hand.

Diese Betrachtungen lassen in der Polygamie, die schon aus finanziellen Gründen, dann auch aus dem natürlichen Zahlenverhältnis der Geschlechter nur für die tüchtige Minderheit in Frage kommen kann, nicht etwa eine tiefere, sondern vielmehr eine höhere Form der Ehe erblicken. Selbstverständlich nur dann, wenn wir mit einer unübersehbaren Zukunft der Menschheit rechnen und die irdischen Dinge in diesem Sinne sub specie aeternitatis betrachten. Niemand ist ja zu mehreren Frauen gezwungen. Nur soll die Möglichkeit bestehen, sie zu nehmen. Damit wird auch

vermieden, daß ein großer Mann ohne Nachkommen stirbt, nur weil er das Unglück hatte, an eine unfruchtbare Frau zu geraten. Auch das Erlöschen hervorragender Familien ist damit beseitigt oder doch weniger drohend.

Um es kurz zu sagen: Wir besitzen ein einziges Mittel, die negative, die Menschheit schwer bedrohende Auslese zu bekämpfen: Die legitime Polygamie, denn die illegitime haben wir ja.

Eheliche Moral

Manche Staaten kennen die Ehescheidung nicht. Unsere Gesetze erschweren sie nach Tunlichkeit. Das hat zweifellos viel Gutes. Manche Ehe ginge gleich in den ersten Monaten aus dem Leim, wenn nicht beide Ehegatten durch die Unmöglichkeit einer Scheidung gezwungen wären, sich ineinander zu fügen. Der äußere Zwang führt zur Selbstzucht, ja, bisweilen zur Selbstverleugnung, und das ist gut so.

Aber auch unerträgliche Zustände werden vom Gesetz gebilligt. Die Ehe kann zwar wegen ehrlosen und unsittlichen Verhaltens geschieden werden. Das Reichsgericht sagt aber, ein solches Verhalten „darf keineswegs schon deswegen allein angenommen werden, weil die Verurteilung zu Zuchthausstrafe oder die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte ausgesprochen worden ist.“ Also kann ein Ehegatte gezwungen werden, gegen seinen Willen — denn sonst hätte er ja die Scheidung nicht beantragt — mit einem Zuchthäusler verheiratet zu bleiben!

Häufig genug kommt es vor, daß die Ehegatten gegeneinander eine tiefe, unüberwindliche Abneigung haben. Mag sie auf physischen Ursachen beruhen oder in der krankhaften Reizbarkeit, der Unverträg-

lichkeit und Zanksucht — die sich ja nicht in den vom Gesetz geforderten „vorsätzlichen, das Leben oder die Gesundheit gefährdenden Handlungen“ zu äußern braucht — des andern Teiles wurzeln, jedenfalls wird die Ehe zur irdischen Hölle. Das sehen auch die Gatten ein und beschließen, sich zu trennen, um „böswilliges Verlassen“ als Scheidungsgrund angeben zu können. Allein diese Ehe muß gleichfalls fortbestehen, weil der Nachweis, der eine Gatte habe sich gegen den Willen des andern entfernt, nicht erbracht werden kann.

Noch krasser liegt der Fall, wenn der Mann die Frau böswillig verläßt. Sie erhebt Klage auf Herstellung der häuslichen Gemeinschaft und erzielt die Verurteilung des Mannes. Dieser bleibt dreiviertel Jahr fort, kehrt dann auf wenige Tage zurück und verschwindet wieder. Klagt die Frau nach Ablauf des Jahres auf Scheidung, so muß sie abgewiesen werden, da ja der Mann nicht das ganze Jahr fort blieb! Dieses anmutige Spiel kann sich jahre- und jahrzehntelang fortsetzen. Um die Scheidung unmöglich zu machen, hat der böswillige Gatte nur nötig, jeweils vor Ablauf eines Jahres für einige Tage wieder auf der Bildfläche zu erscheinen. Im übrigen überläßt er Frau und Kinder dem Elend.

Und in diesen Fällen fordern Gesetz und Talmimoral, daß der geschädigte Gatte auch noch die eheliche Treue zu halten hat!

Jedermann kann also den andern Gatten widerwillig zum Asketen machen!

Wir wollen ganz davon absehen, daß es in Österreich jeder Kokotte ein Leichtes ist, dem Ehemann

das ganze Leben zu zerstören. Begeht sie wenige Tage nach der Verheiratung einen Ehebruch, in deren Folge die Scheidung ausgesprochen wird, dann muß der andere zeitlebens, d. h. solange die Schuldige lebt, auf Ehe und legitime Kinder verzichten.

Ebenso liegt der Fall, wenn einer der beiden Gatten im Irrenhause untergebracht ist. Es genügt als Scheidungsgrund weder Geistesschwäche noch einfache Geisteskrankheit. Auch nicht, daß der Kranke infolge seines Leidens seinen Pflichten nicht nachkommen kann. Das Gesetz und die Kommentatoren fordern, daß jede Aussicht auf Genesung ausgeschlossen sei, ja, wenn die Möglichkeit einer Besserung besteht, welche die geistige Gemeinschaft zwischen den Ehegatten wieder anknüpft, so ist gleichfalls die Scheidung nicht zulässig. Das mag sehr human für den Geisteskranken sein, gegen den unschuldigen Gatten ist es eine Barbarei, denn diese Sachlage fordert nicht nur von ihm den nominellen Fortbestand der Ehe, die Unmöglichkeit, sich weiter zu verheiraten, sie legt ihm auch Abstinenz auf. Also wieder erzwungene Askese von Ehegatten, die nicht zum mindesten geheiratet haben, um sich ein geregeltes Geschlechtsleben zu sichern.

Und diese barbarische Grausamkeit ist bei uns Gesetz! Daß in den seltensten Fällen der andere Gatte so töricht sein wird, eine solcherweise erzwungne Treue zu halten, ist eine Frage für sich.

Tatsächlich begeht er aber mit der Ausübung seines natürlichsten Rechtes auf die Freuden der Liebe Ehebruch. Entspringen einem solchen Verhältnis Kinder, dann leiden auch sie zeitlebens an dem himmel-

schreienden Unrecht, das sie und ihre Mutter traf: weil im Ehebruch erzeugt, können sie nicht legitimiert werden.

In der Praxis sind die gemalten Zustände selten so schlimm. Man wird wenigstens insofern mit den besonderen Verhältnissen rechnen, als man nicht so ohne weiteres auf den „leichtsinnigen" Ehegatten Steine wirft. Natürlich unter der Voraussetzung, daß er geschickt genug — heuchelt, bzw. gegen die Folgen des Verkehrs Maßnahmen trifft.

Unbegründete hartnäckige Verweigerung der ehelichen Pflicht gilt bei uns als Scheidungsgrund. Nicht aber, wenn ein Greis ein ahnungsloses junges Mädchen heimführt, um nach kurzem seinen Bankerott erklären zu müssen. Luther gestattet in diesem Falle der betrogenen jungen Frau, dem „untüchtigen" Gatten zu erklären, daß sie Ersatz bedürfe und mit seiner — nicht vorzuenthaltenden — Einwilligung in intime Beziehungen mit seinen nächsten Angehörigen oder Freunden zu treten. Wir sind so hochmoralisch, d. h. widerlich heuchlerisch geworden, daß wir zwar ein Auge zudrücken, aber diese Ehrlichkeit einer Betrogenen doch verurteilen. Das Gericht wird ohne weiteres auf ihr Verschulden die Ehe scheiden und damit den an sich schon schwer genug geschädigten Teil auch noch der öffentlichen Verachtung preisgeben.

Das steht im merkwürdigen Gegensatz zur Erschwerung der Scheidung im oben angeführten Beispiel. Wer sich jahrelang um seine Familie nicht kümmert, kann also den Fortbestand der Ehe erzwingen. Wer, einem mächtigen Naturgesetz folgend, als schwer Geschädigter außerhalb der Ehe kümmer-

lichen Ersatz sucht — und sei es nach Jahren der Entsagung ein einziges Mal —, der wird nicht nur als schuldiger Teil finanziell schwer geschädigt, er wird auch öffentlich gebrandmarkt. So fordern es Gesetz und — Moral!

Galten die bisherigen Inkongruenzen zwischen Gesetz, Vernunft und Moral — natürlich nicht Feigenblattmoral, mit der sie ja wundervoll harmonieren — für beide Geschlechter in gleichem Grade, so ist doch in der Tat der Mann bei uns stärker benachteiligt.

Daß Mann und Weib die eheliche Treue normalerweise zu halten haben, ist selbstverständlich, denn die oben genannten Fälle müssen als seltene Ausnahmen betrachtet werden. Trotzdem ist eine Entgleisung des Mannes nicht im allerentferntesten so zu verurteilen, wie die der Frau. Wenn von ihm aber gar „Jungfräulichkeit" vor der Ehe gefordert wird, so gehört das zu jenen Dogmen, die desto eifriger verfochten werden, je dümmer sie sind. Besonders Frauenrechtlerinnen, die selbst keinen ergattern konnten, reden sich den Rosenmund wund, um andern vorzuschreiben, was sie hätten tun oder lassen sollen. In ihren Wirrköpfen spukt die allein seligmachende Gleichheit. Gesundheit muß man vom Manne fordern, nicht Keuschheit. Daß den Frauen mit einem „Jüngling" als Ehemann oft ein sehr schlechter Dienst erwiesen ist, den sie nicht selten durch frühere oder spätere Untreue quittieren, sei nur im Vorbeigehen bemerkt. Wo soll denn auch ein Mann gelernt haben, eine Frau richtig und taktvoll zu behandeln, wenn nicht im Verkehr mit anderen Damen — nicht aber mit Prostituirten und Kellnerinnen! — die sehr edel,

moralisch und vornehm sein können, auch wenn sie sich ohne behördlichen und priesterlichen Segen unter den vorgenannten Einschränkungen dem Geliebten hingeben.

Daß wir trotzdem die eheliche Treue beider Gatten als hohes Ideal betrachten, ist selbstverständlich. Nur sie sichert die Hygiene, die Legitimität der Kinder, endlich basiert auf ihr das gegenseitige Vertrauen beider Gatten, die Grundlage des Familienlebens, des größten irdischen Glücks. Von einer Gleichstellung des Mannes zu reden, ist aber trotzdem unberechtigt.

Auch für ihn gelten natürlich die hygienischen Bedenken, auch für ihn die Gefahr, durch leichtsinnigen Umgang das Vermögen und den Ruf der Familie zu untergraben, auch er ist auf das Vertrauen seiner Frau angewiesen und soll gewiß eher mit gutem als mit schlechtem Beispiel vorangehen. Aber er mag auswärts so viel lieben, als es seinen Neigungen und Kräften entspricht, niemals wird er denselben Schaden anrichten können wie die Ehefrau. Denn sein Verhalten gefährdet nie die Legitimität der Nachkommenschaft. Was er tut und treibt, spielt sich außerhalb des Schoßes der Familie ab. Sein Beispiel vergiftet nicht die Seele der Kinder, wie es das der Mutter tut, er zwingt nicht seine Frau, die Obhut über einen Bastard zu übernehmen, während eine von Folgen begleitete Untreue der Frau ihm diese unsinnige Zumutung stellen würde. Alles Gründe, die es geradezu einfältig erscheinen lassen, Mann und Weib bezüglich der ehelichen Treue mit gleichem Maßstab zu messen. Hier haben wir eine der großen alles be-

herrschenden konventionellen Lügen, die über die private Meinung jedes einzelnen und über sein Handeln den Sieg davonträgt.

Nur sehr sinnliche Frauen, die ängstlich darauf bedacht sind, daß ihnen ja nichts entgeht, legen auf die Treue ihres Mannes ein so übermäßiges Gewicht.

Mit Vorliebe wird das Christentum hier ins Feld geführt. Besonders die römisch-katholische Kirche ist ebenso eifrig wie in der Forderung der Unlöslichkeit der Ehe, so auch in der der ehelichen Treue. Dabei werden beide Gebote von Priestern aufgestellt, die unbeweibt sind. Zur Ehre der praktischen Klugheit der Kirche muß allerdings eingeräumt werden, daß sie im Beichtstuhl gegen derartige Fleischessünden sehr human ist. Merkwürdigerweise kennt nun das Judentum, so wenig wie das älteste Christentum, weder die Unlöslichkeit der Ehe noch die Forderung der Treue beim Manne. Aber sogar der ehebrechenden Frau verzeiht Christus! Aus dieser Handlung wollen wir auch selbstverständlich gar keine Folgerungen auf die Gegenwart ziehen, denn mögen die Großen auch für ihre Zeit vorbildlich gewesen sein, für die ferne Nachwelt kann nicht jede Handlung als bindende Richtschnur gelten. Wir erwähnen es nur, weil es nicht ohne Interesse ist, daß heute noch Gewalten sich auf jene Vorbilder berufen, wiewohl es feststeht, daß sie anders urteilten.

Es ist eine nicht zu leugnende Tatsache, daß der Mann polygamisch veranlagt ist. Die Natur gewährt ihm die Möglichkeit, mit Leichtigkeit hundert Kinder im Jahre zu erzeugen, gegenüber dem einzigen der Frau. Er hat keine Schonzeit, muß aber auf die der

einzigen Gattin natürlich Rücksicht nehmen. Alle diese Umstände lassen den Ehebruch des Mannes viel leichter beurteilen als den der Frau. Was für ihn eine kleine Entgleisung ist, über die er vielleicht gedankenlos zur Tagesordnung übergeht, ist für jene ein tiefer Fall, und daß selbst sie unter gewissen Umständen ihn begehen kann, ohne unmoralisch zu handeln, sahen wir bereits.

Es läßt sich nicht leugnen, daß unsere eheliche Moral, die Gleichstellung von Mann und Weib hinsichtlich der Treueforderung, der in gewissen Fällen von Staat und Öffentlichkeit gebotene Zwang zur Askese, die Notwendigkeit eines Sündenbockes zur Ehescheidung vorsintflutlichen Anschauungen entspringen. Sie ändern nichts an den Menschen noch an ihren Handlungen. Damit ist es ihnen auch gar nicht so ernst. Aber sie sind unerbittlich in einem Gebot. Es lautet Heuchelei.

Das Strafrecht

Unser Strafrecht ist veraltet und schlecht. Das haben sogar die Juristen bemerkt. Es hat zwar lange gedauert, aber wenn es sich um verknöcherte Rechtsgelehrte handelt, muß man froh sein, wenn sie überhaupt etwas einsehen. Es hätte also noch schlimmer werden können. Kurz und gut: man gibt die Notwendigkeit zu, es zu ändern, und diesem löblichen Bestreben verdanken wir den Vorentwurf zu einer Strafrechtsreform. Gut Ding will Weile haben, und wenn wir alt genug werden, erleben wir vielleicht noch einmal den Entwurf des reformatorischen Werkes. Doch wir wollen nicht drängen, so groß die Versuchung wäre. Tatsächlich wird ja ein Gesetz immer erst dann eingeführt, wenn es bereits veraltet ist, denn bis die Mehrheit sich für etwas Neues entscheidet, dauert überaus lange. Dann aber herrscht es eine oder einige Generationen und lähmt den Fortschritt, d. h. die Anpassung an die inzwischen gewandelten Verhältnisse.

Bekanntlich stehen sich verschiedene Theorien schroff gegenüber. Die Modernen, fast eine Abart der Modernisten, meinen, die Strafe hätte nicht die einzelne Tat, sondern die Gesinnung des Täters zu treffen. Sie argumentieren, daß der Zweck der Straf-

rechtspflege der sei, die Gesellschaft vor antisozialen, sie in ihren Rechten bedrohenden und verletzenden Personen zu schützen. Denn worauf es jedem von uns allein ankommt, ist, daß sein Leib und Leben, seine Ehre und sein Besitz gesichert sind. Wie das geschieht, sei eine sekundäre Frage der Zweckmäßigkeit. Dazu kommt, daß die Willensfreiheit immer mehr an Boden verliert. Die Statistik lehrt uns, daß die Höhe der Getreidepreise, Wetter, Jahreszeit usw. in der Häufigkeit und Zahl der Verbrechen deutlich zum Ausdruck kommen. Daß die Erziehung, der Geburtsstand und das Vermögen, also Faktoren, auf die der einzelne keinen Einfluß ausübt, von allergrößter Bedeutung sind, weiß jedes Kind. Deshalb kann die Abhängigkeit des Verbrechens mindestens ebenso sehr von äußeren Faktoren als vom Willen des einzelnen nicht zweifelhaft sein. Damit fällt aber die Willensfreiheit, wenigstens die absolute, und es wird ein Unsinn, jemand zu strafen, für etwas, was er nicht verschuldet hat.

Diesen Modernen steht schroff die „klassische" Schule gegenüber.

Was ist klassisch? Klopstock ist klassisch, denn jeder gähnt schon beim Hören des Namens, und der Angstschweiß tritt ihm auf die Stirne in der Erinnerung an den Messias. Goethes Wilhelm Meister ist klassisch, denn kein Mensch kann die langatmige, wortreiche Salbaderei ohne Grauen und ein Gefühl tötender Langeweile über sich ergehen lassen. Gipsabgüsse in den Zeichensälen der Akademien sind auch klassisch, desgleichen Ciceros Reden und Vergils Wortschwall. Klassisch ist auch die Malerei ohne

Farben, alias kolorierte Zeichnung, Anstrich. Es gibt also ein unfehlbares Kriterium der Klassizität. Es lautet: langweilig, altfränkisch, rückständig. Je langweiliger, je altmodischer, je rückständiger, desto klassischer. Auch die herrschende Strafrechtsschule ist also klassisch.

Was lehrt sie: „die Strafe will die Tat und die in ihr verkörperte Schuld vergelten." Um als gerechte Vergeltung zu erscheinen, muß „die Strafe der Schuld proportional" sein.

In welcher Proportion stehen vier Wochen Gefängnis zum Diebstahl einer Wurst? In welchem zehn Mark Geldstrafe, die mein Gegner bekommt, für den Schmerz der mir applizierten Ohrfeige? Wie läßt sich überhaupt eine Proportion zwischen einem Mord, Körperverletzung, Diebstahl, Beleidigung usw. und Freiheitsentzug im Gefängnis herstellen? Ebensogut kann ich proportional zu Straftat den Delinquenten Quadrat- und Kubikwurzeln ziehen lassen, ihn zwingen, den „Messias" auswendig zu lernen oder Horazinterpretationen an der Oberklasse unserer Gymnasien anzuwohnen. Ich kann ihn bei ganz schweren Delikten auch in eine Richard Straußsche Oper schicken oder einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften beiwohnen lassen. Ja, eine Spezialausstellung Lovis Corinthscher und Hodlerscher Werke sei ihm gegönnt. Kurz, ich kann alle erdenklichen Proportionen aushecken. Logik ist allerdings wenig darin, das ist aber ja auch gar nicht nötig.

Sie finden wir in der echten Vergeltungslehre: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Da ist ein genauer Ausgleich, ein wirkliches Äquivalent der Übeltaten

garantiert, denn ich kann sagen: mein ausgeschlagenes Auge hat den gleichen Wert wie das meinem Gegner von der öffentlichen Gewalt geraubte. Steht also die „klassische“ Schule auf dem Standpunkt der Wiedervergeltung, dann muß sie Logik genug besitzen, ihn auch durchzuführen. Darin darf sie sich von Hammurabi nicht blamieren lassen. Entweder — oder.

„Aber“ — wird man einwerfen — „Sie vergessen ja ganz die Gesinnung des Täters! Es ist doch etwas anderes, ob ich mit einem Tennisball aus Versehen meinem Partner ein Auge ausschlage oder ob ich ihn auf dem Heimweg überfalle und ihn in einer Rauferei so schwer verstümmle!“

Das zu leugnen fällt niemandem weniger ein als mir. Aber der Strafrechtsentwurf denkt nicht so, wenn er auch Konzessionen macht. Er lehnt ausdrücklich eine Klassifikation der Verbrecher nach ihrer Gesinnung ab, desgleichen den Begriff des Gewohnheitsverbrechers, um den des rückfälligen bestehen zu lassen.

Nun sei gern zugegeben, daß die Definition dieses Begriffes große Schwierigkeiten verursacht, auch daß ohne Definitionen sich behelfen die Rezeption des römischen Rechtes ignorieren hieße. Aber darf eine derartige rein äußerliche Schwierigkeit eine Sache von solcher Wichtigkeit zum Scheitern bringen? Besser wir verzichten auf das ganze römische Recht, als wir schädigen dauernd unser Volk. Es ist sowieso nur eine Frage der Zeit, bis wir ein wahrhaft deutsches Recht haben werden. Was England kann, sollten wir erst recht können.

Der Strafrechtsentwurf hält sich ganz scharf an

die einzelne Tat, wenn er auch zugibt, daß „die in der Tat hervortretende verbrecherische Gesinnung" bei der Bemessung der Strafe berücksichtigt werden soll. Aber das ist doch etwas ganz anderes als die von den Modernen geforderte Gesinnungsstrafe! Demnach besteht kein qualitativer Unterschied zwischen der Vergeltungstheorie der „klassischen" Schule und der alttestamentlichen Moral, nur daß diese weitaus logischer ist und im Strafausmaß sich genau an den angerichteten Schaden hält.

Unlängst wurde eine Frau, die Holz stahl, um die Milch ihres neugeborenen Kindes damit zu wärmen, zu mehr als einem Jahr Gefängnis verurteilt. Sie hatte allerdings schon früher gestohlen, aber ändert das etwas an der Tatsache, daß sie außerordentlich viel moralischer und sozialer handelte, als sie ihr Kind vor dem Verhungern bewahrte, als wenn sie die paar Stückchen Holz liegen gelassen hätte? Unser Gesetz bestrafte mechanisch die Rückfälligkeit. Eine fortgeschrittenere Rechtsanschauung würde sie freigesprochen haben.

Angenommen, ein verkommenes, aber energisches und intelligentes Subjekt hat nichts anderes gelernt als den Einbruch von Kassenschränken. Immer wieder wird er in Freiheit gesetzt, seinem Metier nachgehen. Denn das kann er. Seine Strafe aber wird ganz zufällig davon abhängen, wie oft er erwischt wird, und von andern äußeren Umständen. Hat die Gesellschaft nicht das allergrößte Interesse daran, ihn so lange unschädlich zu wissen, bis kompetente Personen die Überzeugung gewonnen haben, daß er seine Sinnesrichtung geändert und einen andern Beruf gelernt hat?

Oder jemand begeht fortgesetzt Roheitsdelikte, für die Prügelstrafe vom Standpunkt der Vergeltung so gut wie der Abschreckungstheorie allein angezeigt wäre, so wird er strenger oder milder bestraft, je nach dem zufälligen Wert der zerstörten Sache, der Schwere der beigebrachten Wunde, dem gar nicht in seiner Hand liegenden Umstande, ob der Mißhandelte stirbt oder durchkommt, ob er gleich seinen Wunden erliegt oder erst nach einiger Zeit. Ist da nicht die einzig richtige Forderung, die einzige, die es wirklich auf den Schutz der Allgemeinheit abgesehen hat, das antisoziale Individuum so lange in Obhut zu halten, bis es sich dauernd gebessert hat, und wenn dieser Zustand nicht eintritt, lebenslänglich?

Daß also die „klassische" Reform allen Ansprüchen genügt, wird niemand behaupten können. Sie macht beiden Schulen Konzessionen, und das ist auch zurzeit wohl noch das Richtige, aber der Rachegedanke dominiert. Das Recht ist jedoch keine mystische Sache, die durch göttliches Machtwort auf die Erde kam, sondern es ist, wenn überhaupt etwas, von eminent praktischer Bedeutung. Es ist gut, wenn es ein friedliches Zusammenleben der Menschheit verbürgt, und schlecht, wenn es das nicht tut. Die Strafe ist als Mittel zu diesem Zweck nur etwas Sekundäres.

Ob das antisoziale Element durch Wohltaten und Belohnungen gewonnen wird, ob es hingerichtet, lebenslänglich eingesperrt oder am Vermögen bestraft wird, ob man es verstümmelt oder in einem Sanatorium unterbringt, ist eine Frage der Technik. Was sich besser bewährt, d. h., was die Allgemeinheit mehr schützt, ist das beste. Möglichst wenig zu strafen,

d. h. so wenig, als der bezeichnete Zweck gestattet, ist das Ideal aus finanziellen Gründen — denn die Gefängnisse mit Inhalt kommen dem Steuerzahler hoch zu stehen —, und aus der andern nationalökonomischen Erwägung, daß wir möglichst viele arbeitende Volksgenossen brauchen. Andererseits hat die Gefangenenarbeit den großen Nachteil, den freien Arbeitern Konkurrenz zu machen.

Aber, wird man sagen, wohin kommt bei dieser nüchternen Betrachtungsweise die Moral? Eine Konsequenz der modernen Lehre wäre ja unter Umständen, daß jemand straflos durchkommt, der andern Schaden zufügte. Dagegen sträubt sich das Rechtsgefühl des Volkes. Der Vorentwurf sagt ausdrücklich, „wo eine schuldhafte rechtswidrige Verbrechertat vorliegt, muß auch gestraft werden".

Nun leben wir — offiziell — in einem christlichen Staat. Das Christentum wird zu Tode gehetzt von der Schule bis zum Grabe. Thron und Altar sind die berühmten Schlagworte der Konservativen. Sie sind immer in Gefahr, wenn diese staatserhaltende Partei zahlen soll. Es wimmelt von christlichen Bauern-, Gesellen-, Handwerkern-, jungen Männer-, Hebammen- und Jungfernvereinen. Die stärkste Partei in unserm Reichstage ist das Zentrum, das das Christentum in Erbpacht besitzt, in jedem Dorf erheben sich christliche Kirchen, den armen Abcschützen wird schon mit dem Christentum bzw. dem, was dafür ausgegeben wird, das Leben schwer gemacht, und die Soldaten und Beamten leisten auf das Evangelium ihren Eid. Also Christentum besitzen wir genug, ja zuviel.

Bekanntermaßen hat Christus der alttestamentlichen Moral „Auge um Auge, Zahn um Zahn" die andere „liebe deinen Nächsten" entgegengesetzt. „Was ihr wollt, daß euch die Leute tun, das tut ihr ihnen." Es wimmelt von solchen Aussprüchen, die ja jedem geläufig sind.

Wie verträgt es sich nun mit unserm offiziellen, staatlich approbierten Christentum, daß wir in der Institution, in der vielleicht am allerhervorragendsten die Staatsgewalt und der Staatsgedanke in die Erscheinung treten, die Vergeltungstheorie üben? Daß also der Staat die christliche Moral rundweg ablehnt, während er ebenso offiziell und feierlich bei jeder passenden und besonders bei jeder unpassenden Gelegenheit — als ob nicht auch Juden, Freidenker, Buddhisten und Mohammedaner gute Staatsbürger sein könnten! — mit seinem Christentum protzt?

Während die moderne Theorie der christlichen Ethik sehr nahekommt, ist unser geltendes Strafrecht nicht christlich, sondern heidnisch oder alttestamentlich. Entweder ist die christliche Moral ungeeignet zur Lösung einer so gewaltigen Aufgabe wie der Rechtspflege, oder der Staat ist ihr nicht gewachsen. Das aber ist für ihn wenig rühmlich. Denn das Einzige, was unsere Strafrechtspflege mit Christi Lehre gemeinsam hat, ist der Name. Die christliche Rechtspflege ist Phrase, ganz leere Phrase.

Humanität

Die Humanität ist vornehmlich eine Errungenschaft der Aufklärungszeit. Gewiß gab es stets und in allen Ländern des Erdballs edle Menschen, die ihrer Umgebung in selbstverleugnender Weise Gutes erwiesen. Auch die Kirche hat Armen und Kranken gegenüber mit Wohltaten nicht gekargt. Aber während erstere vereinzelt blieben, stand hier hart neben der Nächstenliebe grausamste Hexen- und Ketzerverfolgung und wirtschaftliche Ausbeutung des Volkes.

Der sittenmildernde Einfluß von Christentum und Kirche auf Strafrecht und Kriegsführung kann gar nicht gering genug veranschlagt werden, ja, durch das grausige Beispiel der Folterung und Verbrennung trugen beide direkt zur Verrohung der Gemüter bei. Berücksichtigt man endlich, daß alle Ermahnungen zur Humanität lediglich Christen gegenüber galten, ja, daß seit den Albigenserkriegen und der Glaubensspaltung sogar nur die einzelnen Sekten und Konfessionen untereinander sich an die Vorschriften der Menschlichkeit banden, dann kann es nicht strittig sein, daß sie im christlichen Mittelalter keinen oder doch nur einen ganz winzigen Raum einnahm. Keinesfalls gab es dort mehr Humanität, als in andern Kulturkreisen, bei Juden, Chinesen oder Arabern.

Seit den kosmopolitischen Ideen der Aufklärung, der Weltverbrüderung der großen Revolution erst ist die wahre Humanität, d. h. die Liebe zu allem, was Mensch heißt, oder doch wenigstens die Unterlassung von zwecklosen grausamen Handlungen gegen jedermann ohne Rücksicht auf Nation oder Glauben zum anerkannten Programm geworden. Daß vielfach dagegen noch heute verstoßen wird, wollen wir durchaus nicht leugnen. Die Barbarei von Jahrtausenden läßt sich nicht so leicht tilgen. Die blonde Bestie kommt noch unendlich viel häufiger unter dem Schaffell zum Vorschein, als es gut und wünschenswert ist. Andererseits herrschen — wie naturgemäß bei neuen Ideen — noch längst nicht die richtigen Vorstellungen vom Inhalt wahrer Humanität.

„Kunst ist Selbstzweck", „Wissenschaft ist Selbstzweck", „Philosophie ist Selbstzweck", „Moral ist Selbstzweck", so lauten die beliebten Phrasen, die immer dann vorgezerrt werden, wenn jemand etwas ganz Dummes oder Zweckloses tut. Wollen wir uns nicht, um den Fehler der bornierten Zwecksetzungen zu vermeiden, in mystische Reflexionen versenken und das Weltall oder Gott als Selbstzweck in höchster Synthese proklamieren, dann können wir — auf festem Boden stehend — nur einen Selbstzweck erkennen: die Gesamtheit oder die Menschheit. Alles, was ihr dienlich ist, ist gut, was ihr schadet, schlecht. Human aber ist alles, was mit dieser Liebe zur Menschheit im Einklang steht.

Nun liegt es auf der Hand, daß in einer großen Zahl von Fällen das Gute sich mit dem Angenehmen durchaus nicht deckt. Wer ein zerschossenes, eitern-

des und darum das Leben bedrohendes Bein amputiert, verursacht dem Patienten Schmerzen, ja, er verstümmelt ihn sogar. Trotzdem wird niemand den Arzt unhuman schelten, vorausgesetzt, daß er alle Erleichterungen gewährt, die nach Lage des Falles zulässig und möglich sind. Der Operierte aber wird voraussichtlich sogar später dem Arzt als seinem Lebensretter danken. Da ja das Leben höher zu bewerten ist als das Bein, trotz seines an sich hohen Wertes, wird es jedermann für selbstverständlich halten, daß das geringere Übel für das größere eintritt.

Kriege sind zweifellos etwas Schreckliches, und es will dem Kulturmenschen nicht recht in den Sinn, daß große und hochzivilisierte Völker sich bekämpfen. Der Gedanke an das viele vergossene Blut ist abstoßend. Dabei handelt es sich nur um junge gesunde Individuen, so daß der Krieg, biologisch betrachtet, nur eine negative Auslese darstellt. Die brennenden Städte, die zerstörten Felder sich vorzustellen, hat etwas Niederdrückendes. Da wir aber vorläufig und für unberechenbare Zeiten kein anderes Mittel zur Austragung vitaler Fragen zwischen Staaten haben, so müssen wir mit dem Kriege als gegebener Tatsache rechnen, genau wie jeder mit seinem Tode. Beide lassen sich nicht aus der Welt schaffen und beide haben auch ihr Gutes.

Aufgabe der Menschheit muß es sein, beide möglichst human zu gestalten, d. h. alles zu entfernen, was in unnötiger Weise Leiden bereitet. Die Bestrebungen in dieser Richtung führten bekanntlich zur genfer Konvention. Mögen Greuel-

taten auch heute noch da und dort von einer verrohten Soldateska verübt werden: die Kulturstaaten haben sich endgültig dazu bekannt, Kriege mit aller mit der Erreichung des Zweckes, den Gegner niederzukämpfen, vereinbarlichen Schonung zu führen. Verwundete, offene Städte, Privateigentum werden respektiert, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis diese Grundsätze auch im Seekrieg Anwendung finden. Selbst in dem mörderischen japanisch-russischen Feldzug wurde die Humanität von beiden Seiten nicht außer acht gelassen.

Wie steht es nun mit der Humanität im bürgerlichen Leben?

Als vor etlichen Jahren der Kinderbrutapparat erfunden wurde, schwamm die Welt in Wonne. Man hatte ein Mittel, nicht ausgetragene Kinder künstlich aufzuziehen. Es mag ja gewiß in vereinzelten Fällen für die Familie von Wert sein, eine Frühgeburt am Leben zu erhalten und so sich den Erben zu sichern. Aber zunächst gilt das nur für einzelne reiche Familien, da die hohen Kosten der künstlichen Aufzucht für die breite Masse des Volkes unerschwinglich sind. Dann aber ist die wichtigere Frage aufzuwerfen, ob diese Brütlinge ebenso kräftige Menschen werden wie die natürlich aufgewachsenen und ob sie auch eine ebenso kräftige Nachkommenschaft erzielen. Ist letzteres nicht der Fall, dann ist der Apparat ein Danaergeschenk. Denn in einer Zeit, in der die natürliche Auslese der Vorzeit — durch Jagd, Wanderungen, Hungersnöte usw. — immer mehr schwindet, infolgedessen eine Verschlechterung der Rasse eintreten würde, wenn die Hygiene nicht ungeahnte Fort-

schritte gemacht hätte, muß alles vermieden werden, was den biologischen Wert herabmindert.

Humanität gegen Eltern und den Einzelnen kann grausam sein, indem es die Allgemeinheit schädigt. Daß bei der seltenen Anwendung des Brutapparates und der Unentschiedenheit der Frage nach dem biologischen Werte der Brutkinder merkbarer Schaden angerichtet wird, soll ja nicht behauptet werden. Immerhin ist sicher, daß es unter Umständen selbst für die Nächstbeteiligten und die Familie humaner ist, Schwächlinge ihrem Schicksal zu überlassen, als sie zu Krüppeln und Vätern von solchen aufzuziehen.

Klarer liegt der Fall in unserer Strafrechtspflege. Man hat die Folter abgeschafft. Sie war nicht mehr nötig, als man das Schuldbekenntnis des Angeklagten für nicht mehr erforderlich zur Verurteilung ansah. Vorher war sie logisch berechtigt, denn sonst hätte sich ja jeder hartnäckige Leugner der Strafe entziehen können. Man räumte auch mit der barbarischen Bestrafung, Verstümmlung und körperlichen Züchtigung auf. Ja, in manchen Staaten wurde die Todesstrafe beseitigt.

Daß dieser Bruch mit der barbarischen Vorzeit als Kulturfortschritt freudig zu begrüßen ist, kann nicht zweifelhaft sein. Und doch muß auch hier der Maßstab einer höheren Humanität angelegt werden.

Wer im Staate oder überhaupt in der Menschheit ganz allein Schutz verdient, ist der ordentliche, friedliebende, nützliche Bürger. Wer bekämpft werden muß, ist der Verbrecher, d. h. jeder, der sich

antisoziale Handlungen zuschulden kommen läßt. Nun kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Vermenschlichung der Strafrechtspflege nicht in erster Linie der vorgenannten Kategorie, sondern den Verbrechern zugute kommt. Solange sich beides vereinigen läßt, d. h., solange erhöhter Schutz der Allgemeinheit Hand in Hand geht mit Milde gegen den Entgleisten, solange ist letztere gewiß am Platz. Es würde auch jeder Ökonomie widersprechen, stärkere Mittel anzuwenden, als zur Erreichung des Zweckes erforderlich sind.

Wir stellten fest, daß die Vermenschlichung der Strafen zunächst dem Verbrecher zugute kommt, während Zweck der Gesetzgebung im Gegenteil nur sein kann, den sozialen Elementen, der Allgemeinheit zu dienen. Dieser Gesichtspunkt ist allein berechtigt und im höheren Sinne allein human. Als Hirt sorge ich für meine Herde und halte das Raubzeug von ihr ab. Geht es unblutig, dann um so besser. Andernfalls führe ich einen Vernichtungskrieg, nicht etwa grausam, denn das ist zwecklos und barbarisch, wohl aber nachdrücklich, bis zur Erreichung meines Zweckes. Genau so hat der Staat gegen die Bestien in seinen Grenzen vorzugehen.

Geschieht das?

Zunächst werden in einer Unzahl von Fällen Leute bestraft, die der Allgemeinheit gar keinen oder keinen nennenswerten Schaden zufügen. Was tangiert es mich, wenn zwei erwachsene Schweine sich untereinander nach Paragraph 175 des Reichsstrafgesetzbuchs vergehen? Soll ich erhöhte Steuern zahlen, damit sie auf meine Kosten verpflegt, behaust und be-

kleidet werden? Was kümmert es mich, wenn ein Rüpel Gott lästert? Was dem einen sein Gott, ist dem andern sein Bitru oder Uraffe. Entweder muß ich jeden bestrafen, der die Gefühle anderer verletzt — und dann wird bald ganz Deutschland im Gefängnis sitzen —, oder ich bestrafe niemand. Und letzteres ist das Verständigere. So gibt es noch eine Reihe von Vergehen, an deren Abstellung die Allgemeinheit kein Interesse hat.

Wenn Rohlinge aus Zerstörungswut Denkmäler beschädigen, Pflanzungen verwüsten oder sonstigen Unfug anrichten, sind das zweifellos Delikte, an deren Bestrafung die Allgemeinheit ein Interesse hat. Es fragt sich nur, ob es das Richtige ist, in solchen Fällen Gefängnisstrafen zu verhängen. Hier dürfte ganz allein die Prügelstrafe am Platze sein. Manches arbeitsscheue Individuum, das nur gegen die Gesetze verstößt, um auf Staatskosten überwintern zu können, würde sich besinnen, wenn es mit ungebrannter Asche in Fühlung träte.

Das ist durchaus nicht unhuman, handelt es sich hier doch nicht um Delikte, die jemand im Drange der Not begehen könnte, sondern nur um Roheiten, gegen die jedermann mit Nachdruck geschützt werden muß. Hier ist die Abschreckungstheorie unstreitig am Platze, zumal Roheitsdelikte in erschreckender Weise sich häufen. Dazu sind die Vollzugskosten minimal, so daß die Steuerlast verringert wird! Der Einwand, es widerstrebe unsern Gefühlen, etwa Studenten zu züchtigen, kann zurückgewiesen werden mit dem Hinweis, daß gerade gebildete Elemente sich am ehesten durch anständiges Benehmen auszeichnen müssen. Gute Er-

ziehung steht höher und ist viel schwieriger zu erlangen als Fachbildung. Ist letztere vielfach Sache des Geldbeutels, so erstere das Resultat unablässiger Selbstzucht. Wer sich nicht besiegt, geht mit Fug und Recht der Prärogative verlustig, die ihm seine wissenschaftliche Bildung sonst gewähren würde.

Schließlich könnte man in Ausnahmefällen ja auch sehr hohe, der Allgemeinheit zugute kommende Geldstrafen zulassen. Auch sie wirken abschreckend. Der weitere Einwand, die Ausführung der Prügelstrafen verrohe den Exekutor, ist nicht stichhaltig. Sollte man aber um seine Seele bangen, dann kann man den einen Rohling durch den andern justifizieren lassen oder einen Prügelapparat konstruieren. Die humanste Strafe ist eben jene, die die Allgemeinheit am meisten vor Übergriffen sichert, selbstverständlich unter Vermeidung jeder unnötigen Grausamkeit und Härte.

Es wird noch einmal die Zeit kommen — und sie ist vielleicht gar nicht mehr fern —, wo man nicht verstehen wird, wie ein Staat einen hohen Prozentsatz seiner Einwohner ständig in Gefängnissen hält. Der dadurch dem Nationalvermögen zugefügte Schaden ist enorm und der Erfolg höchst problematisch.

Welche Barbarei und Torheit liegt etwa in unsern Strafbestimmungen für Diebstahl im Rückfalle! Statt die Motive, vielleicht furchtbare Not, zu berücksichtigen, wird der arme Schlucker lediglich nach äußeren Merkmalen verurteilt. Wie äußerlich und schematisch ist der Einbruchdiebstahl definiert! Wie schaft der Staat selbst Übeltäter, wie wir am Beispiel des „Hauptmanns von Köpenick“ deutlich sehen.

Welcher Wahnsinn, unsere Bestimmungen über Urkundenfälschung! Ein ehrenhafter und brauchbarer Bürger, der etwa unbedachtsam den Datumsstempel seiner Rückfahrkarte ändert, wird mit den schwersten Freiheitsstrafen belegt, ja, — in der Regel wird eine Existenz vernichtet. Dagegen werden Delikte gegen Leib, Leben und Ehre, auch Erpressungen nicht im allerentferntesten so bestraft, wie es erforderlich wäre.

Eine gut gemeinte Institution, die aber die schlimmsten moralischen Verwüstungen anrichtete und noch anrichtet, ist die staatliche Arbeiter- und Invalidenversicherung. Das Solidaritätsgefühl der Familie, das die Eltern für die Kinder und umgekehrt, die Gatten und Geschwister für einander eintreten läßt, wird ertötet durch die vom Staate abgenommene Sorge. Und doch ist niemand mit der Höhe der Rente zufrieden. Statt gesunde Glieder und Arbeitsfähigkeit für das größte Glück zu halten, lernt das Volk die durch einen Unfall erzwungene Muße höher schätzen. Man sehnt nicht möglichst schnelle Heilung, sondern möglichst langen Fortbezug der Rente herbei. Ja man heuchelt Arbeitsunfähigkeit. So kann die beste Absicht demoralisierende Wirkungen haben.

Die Art unserer Strafrechtspflege ist oft gefühlsduselig, wenn auch im Geiste heidnisch, aber human fast nie. Die ungeheure Menge der unnötigerweise in Gefängnissen und Zuchthäusern Untergebrachten wären in der erdrückenden Zahl der Fälle mit Geld, Verweis oder bedingte Strafe viel zweckmäßiger bestraft worden. Statt dessen vernichtet der Staat täglich törichter- und barbarischerweise Hunderte von

Existenzen in geistlosem Paragraphendienst. Aber auch gegen den Steuerzahler ist der gegenwärtige Modus nicht human. Es muß ihn erbittern, wenn mit seinem sauer erarbeiteten Gelde wahre Paläste von Gefängnissen errichtet werden, in denen Müßiggänger auf seine Kosten ernährt werden.

So sehr hier Reduktion der Strafe auf ein Minimum vom Standpunkt der Humanität sowohl im Interesse des Delinquenten als auch des Steuerzahlers gefordert werden muß, so erheischt das Interesse der Allgemeinheit ganz andere Maßnahmen gegen die Berufsverbrecher.

Jeder von uns kann ins Gefängnis kommen. Nur ein Tor oder Heuchler wird leugnen, daß er in gleicher Notlage oder in größter Leidenschaft auch oft so gehandelt hätte wie ein armer Schlucker. Wer im Gefängnis sitzt, kann ein Ehrenmann sein, der sich für seine Familie opferte. Für ihn sind die Nebenwirkungen unseres gegenwärtigen Strafrechts oft vernichtend und überaus grausam. Der berufsmäßige Mädchenhändler dagegen, der Zuhälter und Erpresser, bedeuten sie nicht nach Abbüßung ihrer Strafe eine Gefahr größer als Wölfe und Löwen? Gewiß macht die Gesellschaft ihnen ein ehrliches Leben schwer, weil sie ihre Tore verschließt. Das ist sehr traurig für sie. Aber wir beseitigen auch Giftschlangen, wo wir sie finden, wiewohl sie doch gar nichts für ihre furchtbare Waffe können, uns auch vielleicht gar nicht beißen wollen, lediglich um uns zu schützen.

Oder stellen wir uns den Fall vor, jemand kam wegen eines Anschlages auf das Leben seines Feindes ins Zuchthaus. Er wird ihn zweifellos ermorden, so-

bald er die Freiheit zurückerlangt hat. Das hindert uns aber nicht, ihn nach Verbüßung seiner paar Strafjahre auf die Menschheit loszulassen. Das ist grausam, geradezu barbarisch gegen den Bedrohten und seine Familie.

In solchen Fällen erfordert die Humanität, d. h. die Rücksicht auf das Wohl der Gesamtheit Vernichtung bzw. dauernde Unschädlichmachung der Feinde der Gesellschaft. Man soll mit größter Vorsicht verfahren, um ja nur den einzufangen, der wirklich Verbrecher von Beruf und Neigung ist. Diesen aber mit lebenslänglichem Zuchthaus bestrafen. Nur dann tritt Begnadigung ein, wenn jahrelanges unsträfliches Verhalten eine gewisse Garantie dafür biete, daß er sich dauernd gebessert hat.

Genealogische Untersuchungen haben ergeben, daß gewisse Familien ausschließlich aus Gewohnheitssäufern, Prostituierten und Verbrechern bestehen. Hier erfordert die Humanität und die Rücksicht auf künftige Jahrhunderte oder Jahrtausende Ausrottung. Einige Staaten Amerikas gaben das Beispiel, indem sie durch eine Operation dem Gewohnheitsverbrecher die Fortpflanzung unmöglich machen. Je eher wir dieses Beispiel nachahmen, desto besser für uns und unsere Nachkommen. Unsere Vorfahren erwarben sich die größten Verdienste um uns, als sie Bären und Wölfe ausrotteten. Folgen wir ihnen und vernichten wir aus Humanität und Liebe zum Menschengeschlecht die gefährlicheren und zahlreicheren Bestien in unserer Mitte. Nur die Kastration des Gewohnheitsverbrechers gewährt unsern Nachkommen den Schutz, auf den sie Anspruch erheben können. Sie ist ein Gebot der Humanität.

Patriotismus

Ich hatte einmal mit einem hochachtbaren Manne ein ziemlich erregtes Gespräch. Er konnte es nicht begreifen, daß ich, als guter, ja leidenschaftlicher Patriot, der an die Zukunft seines Volkes glaubt und keinen Augenblick zögern würde, den Tod auf dem Schlachtfelde einer Demütigung des Vaterlandes vorzuziehen, doch an mancherlei Orten auf Mißstände in unserer Rechtspflege, dem Unterrichtsbetriebe, der Verwaltung, Polizei usw. hinwiese. Das sei ja geradezu sozialdemokratisch und ihm völlig unverständlich. Damit untergrabe man die Autorität, und sie allein verbürge geordnete Verhältnisse.

Ich gab gerne zu, daß die Staatsgewalt unbedingt gestützt werden müsse, selbst auf die Gefahr etwaiger Übergriffe. Denn wenn ich auch ein Feind jedweder Tyrannei bin, so ist doch die von oben unendlich der von unten vorzuziehen. Nichts so schrecklich, als wenn der Mob in irgendwelcher Form seinen Willen aufzwingt. Allerdings sind gerade wir zu leicht geneigt, uns von höheren Instanzen in Angelegenheiten hineinreden zu lassen, die uns ganz allein angehen. Es wird immer noch zu viel und zu schwerfällig regiert. Gewiß ist es ungeheuer schwer, die Grenze zu ziehen, wo das berechtigte

Sonderinteresse aufhört und das der Allgemeinheit beginnt.

Die Aufhebung der Zünfte und die schrankenlose Gewerbefreiheit, um ein Beispiel zu nennen, haben gezeigt, daß es keineswegs gut ist, im Wirtschaftsleben alles dem Einzelnen zu überlassen. Dadurch sind viele Schwache von wenigen Starken erdrückt worden, und tatsächlich ist eine rückläufige Bewegung nicht zu verkennen. So geht es noch auf einer Reihe von Gebieten. Im wesentlichen ist aber doch der Grundsatz anerkannt, daß der Staat alles das der freien Bestimmung seiner Angehörigen überlassen muß, was nicht wesentliche Interessen der Allgemeinheit bzw. des Staatszweckes schädigt. Dagegen wird heute noch vielfach verstoßen.

Die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist so wenig völlig gewahrt wie das verfassungsmäßige Recht der freien Meinungsäußerung. Daß dem so ist, gehe — so sagte ich — am besten aus den Worten meines Gegners hervor, der sogar den schweren Vorwurf des mangelnden Patriotismus erhebe, wo es sich doch um Aufdeckung von Mißständen handle. Die Staatsautorität werde am besten dadurch gestärkt, daß man dazu beiträgt, ihren sittlichen Wert zu erhöhen. Daß man den Gesetzen, auch wenn sie schlecht sind, folgen müsse, sei selbstverständlich, aber ebenso Pflicht, für ihre Verbesserung zu sorgen.

Der Vorwurf der Neigung zur Sozialdemokratie, den mein Gegner mir machte, berührte mich geradezu komisch. Ich setzte ihm auch auseinander, daß ich Gleichheit für eine ganz falsche Prämisse und in ihren Konsequenzen eine äußerst törichte Forderung hielte.

Zudem sei die Kultur stets und überall ein durchaus aristokratisches Produkt gewesen, das von Einzelnen, wenn auch nicht immer den Fürsten oder den höchsten Ständen, geschaffen und getragen nur in minimaler Verdünnung auf die Massen tröpfle. Sie hätten allein die Aufgabe, das zu benutzen, was die einzelnen Führer ihnen in die Hand gegeben hätten. Richtig sei aber, daß wir der Sozialdemokratie die Besserung der Lage der niederen Stände, zumal in wirtschaftlicher Beziehung, verdanken und daß sie viele Übergriffe der herrschenden Klassen beseitigte. Nur durch ein Parallelogramm der Kräfte Sozialdemokratie und Konservativismus bzw. Reaktion sei die, ja gewiß nicht überstürzte, aber immerhin bemerkbare aufsteigende Bewegung unseres Volkes ermöglicht.

Mein Gegner, Aristokrat und Autoritätsmensch bis in die Knochen, wollte nicht in Abrede stellen, daß auch die Sozialdemokratie gewisse Verdienste um die Allgemeinheit sich erworben habe, bestritt aber entschieden die Opportunität meines Vorgehens, d. h., daß ich, als ausgesprochener Gegner dieser Partei und sehr platonischer Freund der Demokratie, wo nur zu leicht die Quantität über die Qualität triumphiere, bisweilen dieselben Saiten wie sie anschlüge.

Da der implizite enthaltene Vorwurf, die Kritik sei nur Sache der Sozialisten, der Freund der bestehenden Rechtsordnung aber habe alles, was der Staat tut, ob gut, ob schlecht, wenn auch nicht zu loben so doch still hinzunehmen, mich alterierte, gestattete ich mir die Bemerkung, wenn er Recht habe, dann müßten wir heute noch Troglodyten und Kannibalen sein.

Zu allen Zeiten haben die Regierenden die Zustände ihrer Zeit und die Institutionen, denen sie vorstanden, sowie die Art, in der das geschah, für gut gehalten. Immer seien die Anstöße zur Änderung von außen gekommen, bzw. von unten, und wenn es den Anschein hatte, als sei einmal von oben politisch reformiert worden und als habe man den Versuch gemacht, der Zeit vorauszueilen, so sei wohl fast stets der Grund tiefer gelegen. Man habe gefürchtet, daß die Untertanen sich auf die Dauer die Mißstände nicht würden gefallen lassen, und um eine Explosion zu vermeiden, habe man lieber rechtzeitig ein Ventil geöffnet. Daß es geniale bahnbrechende Fürsten gab, sei darum gewiß nicht in Abrede gestellt. Aber sie waren nicht die Regel, sondern seltene Ausnahmen. Die Kannibalen seien sicher aufs höchste entrüstet gewesen, als die Ersten auftraten, die sie auf die Schändlichkeit ihrer Gewohnheit hinwiesen. Sie werden sie wohl auch erschlagen und verspeist haben.

Trotz dieser Deduktion kam mein Gegner immer wieder darauf zurück, daß es eben Sache derer sei, die in erster Linie unter den Mißständen zu leiden haben, also des niederen Volkes, sich dagegen zu wehren, nicht aber der höheren Stände. Das konnte ich nicht zugeben, und so trennten wir uns, beide unbefriedigt.

Und nun will ich versuchen, dem Leser meine Gedanken zu entwickeln. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß es jederzeit und überall Mißstände gab und gibt, und daß der Fortschritt, den wir ja alle wollen, zunächst auf ihrer Beseitigung fußt. Man braucht

nicht immer eine neue Wahrheit zu finden. Auch mit einem Irrtum aufzuräumen ist verdienstlich. Es fragt sich nur, ist derjenige, der es sich zur Aufgabe macht, Fehler aufzudecken, der bessere Patriot, als wer sie schweigend hinnimmt.

Es sei gern eingeräumt, daß der Nörgler, der nur schimpft, ohne die Absicht der Besserung zu haben, im schiefen Licht erscheint. Aber es ist nicht leicht, die Motive der Nörgelei aufzudecken. Vielleicht geschieht es doch nicht nur aus Freude am Schimpfen, sondern aus dem Wunsch heraus, Fehler zu beseitigen. Doch wir wollen die Frage nicht komplifizieren.

Wer ruft „da brennts" ist nicht der Brandleger, sondern er will, daß der Brand gelöscht wird, also etwas Gutes. Niemand wird nur dem Hauseigentümer erlauben, diesen Warnungsruf auszustoßen, sondern jeder Vorübergehende ist dazu berechtigt, ja, moralisch verpflichtet. Er tut damit dem Hauseigentümer und jedem Bewohner einen Dienst, vielleicht sogar den Nachbarn.

Und da sollte der Fall im Staatsleben so anders geartet sein?

Es ist bei uns allerdings ein weder logisch noch moralisch zu rechtfertigender Brauch nicht den zu brandmarken, der Unheil anstiftet, sondern den, der darauf hinweist. Wenigstens geschieht das häufig. Ja, man nennt Sozialist in Zweifel jeden Freund des Fortschritts, was für die übrigen Parteien nicht eben rühmlich ist. Es ist doch ohne weiteres klar, daß alles, was die Existenz des Staates — und die beruht zum größten Teil auf der Zufriedenheit

seiner Bürger — fördert, vom staatserhaltenden, patriotischen Standpunkt, gut ist. Alles aber, was sie schädigt, schlecht. Daraus folgt aber mit zwingender Logik, daß jeder, der Mißstände aufdeckt, die die Wohlfahrt der Allgemeinheit bedrohen oder den Staatsbürgern unnötige Unbequemlichkeiten bereiten, patriotischer handelt, als wer sie sieht und schweigt.

Nun mag man einwenden, daß die Mißstände fast nur für die unteren Klassen drückend sind. Sie aber sollen sich nur selbst wehren.

Das dürfte falsch sein, zunächst, weil es gegen die Menschenpflicht verstößt, seine Hilfe den Schwachen zu versagen. Dann auch, weil es sich nicht gut mit unzufriedenen Elementen zusammen wohnen läßt. Es mag seine Richtigkeit haben, daß die französische Revolution nicht zuerst von den Bedrückten, sondern vom Adel eingeleitet wurde. Und doch ist es nur teilweise wahr. Denn die Mißstände waren so gewaltig, daß die Explosion unter allen Umständen erfolgt wäre. Man hätte sie höchstens um einige Jahre oder Jahrzehnte hinausziehen können. Dann fragt es sich aber, ob es klüger ist, dem Zwange zu weichen oder es gar nicht erst zur Gewalt kommen zu lassen.

Gerade im Wesen der Autorität ist es gelegen, daß sie sich nichts abzwingen läßt, sondern freiwillig gibt. Deshalb soll sie einlenken, bevor es zu spät ist und sie eventuell dem Zwang weichen muß. Bei uns handelt es sich aber gottlob um gar keine Revolution, sondern nur um Verstimmungen, die im Volke gären und die der Autorität innerlich Ab-

bruch tun. Das aber muß verhütet werden, um des Staates und der Gesellschaft willen.

Denn daß jeder gern in seinem Vaterlande lebt, daß er es für das beste Land der Welt hält, das ist das Ziel und darauf hinzuwirken die Aufgabe aller Patrioten. Nicht mit Knütteln den Widerstrebenden niederzuschlagen ist die Kunst, sondern keinen Anlaß zu Unzufriedenheit zu geben. Nicht auch dann erst zu löschen, wenn der Brand himmelhoch schlägt, sondern wenn das Feuer noch glimmt.

Die Staatsautorität ist nur wirklich vorhanden, wenn sich jedermann ihr gern und willig beugt, weil er weiß, sie ist gut und notwendig. Das Volk — und das ist die erdrückende Mehrheit, denn der Staat ist selbstverständlich eine Ordnung der Ungleichheit, und der Regierenden müssen und können es stets nur wenige sein — das Volk läßt sich aber nur gern regieren, wenn es weiß, die Regierenden kommen seinen Wünschen entgegen. Diese müssen sie aber auch kennen lernen, und das geschieht durch offene Kritik. Das Bestreben der Führer muß es sogar sein, nicht nur dem moralischen Druck nachzugeben, wenn er unwiderstehlich wird, sondern Wünschen zuvorzukommen. Nicht lediglich aus Egoismus, um sich Unannehmlichkeiten zu ersparen, sondern um möglichst vielen möglichst gute Verhältnisse zu schaffen.

Deshalb sage ich, nicht wer mit der Regierung durch dick und dünn geht, wer alles im Staate gut findet, nur weil es besteht, ist ein Patriot, sondern nur der kann darauf Anspruch erheben, der aufdeckt,

was Staat und Gesellschaft schädigt, der so früh wie möglich warnt und dadurch dazu beiträgt, daß jedermann sich im Vaterlande wohl fühlt. Das aber ist der ehrliche, freimütige Kritiker, der Satiriker, ja, der Nörgler. Sie alle sind bessere Patrioten und dem Staate nützlicher als der gedankenlose Hurraschreier.

Der christliche Staat

Wir leben in einem christlichen Staat. In der Schule ist Religionsunterricht obligatorisch, ja, der sonntägliche Kirchenbesuch kann erzwungen werden. Trotz verfassungsmäßig garantierter Gewissensfreiheit kann nur Beamter werden, wer einer christlichen Konfession oder dem mosaischen Glauben angehört. Letzterer ist aber im Fortkommen beschränkt. Unser Militär wird offiziell in die Kirchen geführt und der Fahneneid nach christlichem oder jüdischem Ritus abgenommen. Die Feiertage des Kirchenjahres sind auch staatliche Feiertage bis hinab zum Gedenktag des obskursten Lokalheiligen. Wer endlich noch zweifeln will — wiewohl Regierung und Parlament nicht müde werden, das christliche Wesen unseres Staates zu betonen —, der wird in mehr oder minder erhebender Weise durch die zwangweisen Kirchensteuern eines besseren belehrt. Das Christentum des Deutschen Reichs und der Einzelstaaten steht also fest.

Die mittelalterliche Anschauung vom Verhältnis zwischen Staat und Kirche — denn so müssen wir statt Christentum sagen — ist sattsam bekannt. Aus der einfältigen Erfindung der beiden Schwerter wurde gefolgert, daß der Staat das weltliche, die Kirche das

geistliche habe. Es war durchaus logisch, weiter zu schließen, daß die Kirche als geistliche Institution über der weltlichen des Staates stehe und dieser daher zu gehorchen habe. Man kann ja, ohne ungerecht zu sein, nicht leugnen, daß alles, was das Mittelalter wenigstens in seiner ersten Hälfte, an Bildungstrümmern aus dem Untergang der antiken Welt gerettet hatte, in der Kirche aufgespeichert war. Außerhalb ihrer gab es sicher keine Bildung, kaum Intelligenz, denn auch die höchsten Berater der Fürsten waren Geistliche oder hatten zum wenigsten geistliche Schulung genossen.

Also der Staat hatte sich der Kirche unterzuordnen. An sich schon deshalb ein großartiger Gedanke, weil die Kirche die einzige höhere kulturelle Einheit war, die die abendliche Welt besaß.

Von der allgemeinen Menschenliebe, d. h. dem Bestreben, jedermann menschlich zu behandeln — von einer wirklichen Liebe zu Krunegern und Patagoniern kann natürlich auch heute gar keine Rede sein —, war man himmelweit entfernt. In diesem Kriege aller gegen alle, in dem jedes Mittel der Brutalität, Grausamkeit und Falschheit erlaubt war, mußte es schon als ein Gewinn betrachtet werden, wenn sich eine Zentrale bildete, die wenigstens gewisse, wenn auch höchst minimale Milderungen einführte. Was nicht römisch-katholischer Christ war, war wildes Tier, vogelfrei. Die römischen Katholiken schonten einander in Kriegen zwar auch nicht und die Kirche gab zumeist ein schlechtes, allzuweltliches Beispiel, aber wenigstens stellte sie humane Ideale auf, und das war besser wie nichts.

Dazu kam die wunderbare Logik und Kontinuität der kirchlichen Entwicklung. Die mächtigsten Reiche verschwanden spurlos von der Bildfläche. Rom blieb, ja, es änderte sich noch nicht einmal merklich. Es blieb trotz der verruchtesten Menschen, die als Päpste das Schifflein Petri lenkten, trotz Ketzerei und Abfall, trotz Schismen und kaiserlicher Feindschaft, trotz schmutziger weltlicher Begehrlichkeit und aller verwerflichen Mittel priesterlicher Verlogenheit und Treulosigkeit.

Man hat gesagt, die Kirche müsse eine göttliche Institution sein, da sie sonst schon längst der vielen Schlechtigkeit und Ruchlosigkeit in ihrem Schoße zum Opfer gefallen wäre. Wir haben diese Frage nicht zu prüfen. Mag man sie beliebig beantworten, Tatsache bleibt, daß sie trotz aller Erschütterungen weiterblühte und noch blüht. Das imponiert und muß imponieren.

Was liegt näher, als auch das Alter der Kirche dem Staat gegenüber als Vorzug ins Treffen zu führen? Also: Zur fingierten oder supponierten Göttlichkeit der Institution, zur gewaltigen Organisation und Logik des Lehrgebäudes tritt hinzu im frühen Mittelalter der Alleinbesitz der Bildung, bis heute die gewaltige räumliche Ausdehnung über den Erdball und die entsprechende zeitliche Dauer.

Was will gegen alle diese Vorzüge der Staat, und sei es der größte, mächtigste und älteste bedeuten? Er ist eine ephemere Schöpfung, abhängig von den Zufällen der Revolutionen und Kriege, Erbteilungen u. a. m. Er ist Materie, dort ist der Geist.

Er war ja auch einmal dort. Das soll gar nicht

bestritten werden. Die Kirche ist wohl der glänzendste Beweis für die überragende Bedeutung der Organisation, d. h. des Geistes. Man kann ihr den Territorialbesitz nehmen, man kann ihre Rechte gesetzlich oder gewaltsam beschneiden, sie bleibt. Völker und Nationen sind hier nichts. Ob die herrschende Geistlichkeit von französischer, deutscher oder italienischer Herkunft ist, spielt keine Rolle. Die Organisation ist das Röhrenwerk, das unberührt bleibt, ob es Wasser oder Wein enthält; Generationen und Völker fließen durch, sie sind Schein, vergänglich, der Röhrenbau bleibt. Er ist Geist.

Dieser Gedanke ist unstreitig gewaltig, und man begreift, wenn die unkritischen Verehrer der Kirche in ihr heute noch die dem Staate unendlich überlegene Macht bewundern. Allein sie vergessen, daß die Bildung inzwischen Allgemeinbesitz geworden ist, und zwar eine der kirchlichen vielfach entgegengesetzte und überlegene Bildung, womit von selbst das geistige Übergewicht über den Staat erlischt. Sie vergessen ferner, daß wir, anfänglich durch die Kirche in gewisser Hinsicht zur Humanität erzogen, jetzt die kirchlich beschränkte Humanität weit überflügelt haben. Daß der Kulturmensch keinen Unterschied mehr macht zwischen Protestant und Katholik, zwischen Christ, Jude, Buddhist, Mohammedaner oder Heide, sondern bestrebt ist, jeden nach seinem Wert als Mensch zu betrachten und zu behandeln, jedem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, niemanden zu vergewaltigen oder zu verachten, der es nicht durch seine Minderwertigkeit als Person verdient.

War demnach früher die Kirche eine Förderin der Humanität, so ist sie jetzt eine Feindin gegen alles, was nicht zu ihr gehört. Hier heiligt noch der Zweck die Mittel. Und zwar nicht in dem guten Sinne, daß das kleinere Übel an Stelle des größeren gewählt werden muß, sondern in dem, daß die Erhöhung der Kirche als das absolut Gute gilt, zu dessen Förderung jedes Mittel tauglich erscheint.

Wenn also weder Überlegenheit der Bildung noch der Moral der Kirche gegenüber der staatlich organisierten Gesellschaft mehr zukommt, wenn im Gegenteil die Gesellschaft nach beiden Richtungen den Kirchen überlegen ist, so ist noch zu bedenken, daß der Staat von heute etwas ganz anderes ist als der des Mittelalters.

Damals war er mangelhaft organisiert, eine Einrichtung zum mehr oder minder ausschließlichen Vorteil des Fürsten oder der Gewalthaber. Im wesentlichen beschränkte sich deren Wirken nur auf Rechtspflege und Schutz nach außen. Auch das war mangelhaft genug. Um Humanität, Bildung, Wohlfahrt der Gesamtheit kümmerte man sich so gut wie gar nicht. Heute ist der Staat eine Vereinigung aller Funktionen der Gesellschaft, begabt mit größter, nach Tunlichkeit auf alle Schichten verteilter Macht. Er ist ein Kulturträger und Kulturförderer im eminentesten Sinne, und wo er es noch hie und da nicht ist, ist er bestrebt oder sind Kräfte in ihm am Werke, ihn dazu zu erheben.

Überdies spielt heute die Nation eine ganz andere Rolle wie einst. Im Mittelalter trat sie völlig zurück hinter den Interessen des Fürsten. Sie war sich ihrer

Existenz kaum bewußt. Heute decken sich Nation und Staat beinahe. Allerdings haben wir im Deutschen Reiche noch Millionen von Polen, andererseits stehen Millionen Deutscher unter österreichischer und russischer Staatshoheit. Aber das sind Ausnahmen, deren Permanenz nicht über jedem Zweifel erhaben ist.

Endlich hat sich das Individuum und sein Denken seit dem Mittelalter ganz außerordentlich gewandelt. War früher der Einzelne nur Glied eines Standes, einer Kaste, Gilde, Zunft, Gemeinschaft, so beginnt er, sich mehr und mehr als Mikrokosmos zu fühlen. Nicht, daß es nicht auch in der Vergangenheit gewaltige Individualitäten gegeben hätte. Ja, der Adel hat an ungezügelter, schrankenloser Betätigung seiner Person in der Gegenwart keinen Rivalen. Aber die Individualität speziell der Herrschenden bestand im wesentlichen in einer Unterdrückung der Rechte anderer.

Man wendete seine Energie wohl dazu an, den Gegner zu bezwingen, aber war weit entfernt, die höchste der Tugenden und die schwierigste Selbstbeherrschung, Unterordnung in das für das Wohl der ganzen Gesellschaft Notwendige zu üben. Unstreitig gab es auch unter den Geistlichen, Gelehrten, Künstlern und Kaufherren kraftvolle Individualitäten, aber sofern sie nicht wie der Adel nach außen und auf andere wirkten, sofern sie nicht ihrem Beruf oblagen, waren sie widerstandslos den Vorurteilen ihres Standes, den Lehren der Kirche untertan. Wer sich dagegen auflehnte, wurde verbrannt. Das ermutigte nicht.

Der moderne Mensch unterscheidet sich darin ganz wesentlich von seinem Vorgänger. Er ist weit weniger willkürlich, hat viel mehr auf die Interessen anderer Rücksichten zu nehmen gelernt, ist — auch in den höchsten Ständen — weit gebundener in seinen Willens- und Kraftäußerungen, aber er steht der Tradition, Vorurteilen und Lehrmeinungen weit unabhängiger gegenüber. Er beansprucht für sich das Recht der Kritik, das, die Wahrheit selbständig zu ermitteln. Alles was ihn darin hindert — und das ist in erster Linie die Kirche, dann der Staat, soweit er unter kirchlichem Einfluß steht — ist ihm verhaßt. Er will Denk- und Gewissensfreiheit und sieht in deren Verkürzung eine widerrechtliche Vergewaltigung seiner Person.

Die Verquickung von Staat und Kirche, die gegenseitige Unterstützung, die bei der gegenwärtigen Machtlage in erster Linie der Kirche zugute kommt, ist daher als ein mittelalterliches Rudiment zu betrachten, das je früher, desto besser beseitigt werden muß. Die verfassungsmäßige Gewissensfreiheit steht auf dem Papier, solange es die Glaubensschnüffelei gibt. Solange die Parität — noch dazu nur unter den christlichen Konfessionen, denn die Juden werden trotz aller Proteste als Bürger zweiter Güte behandelt — nicht der Leistungen und Fähigkeiten, sondern des Bekenntnisses für die Bekleidung öffentlicher Ämter gefordert wird. Daß sich in den seltensten Fällen Bekenntnis und Glauben decken, also Heuchelei erzeugen wird, ist bekannt.

Voraussetzung zur Bezeichnung eines Staates als christlich ist, daß sich Staat und Christentum über-

haupt vertragen. Inwieweit das der Fall ist, werden wir noch sehen. Tatsache ist aber, daß der Staat desto christlicher, d. h. humaner wird, je weiter er sich von der Kirche entfernt. Mag das im Strafrecht auch weniger zum Ausdruck kommen, so ist doch der Fortschritt gegenüber früheren Jahrhunderten enorm, und je weiter wir uns vom beschränkten Geist irgendeiner Konfession entfernen, je mehr wir unsern Verstand und unser Herz und nicht verstaubte Dogmen und Gebote zu Rate ziehen, desto menschlicher werden unsere Gesetze.

Wo sonst noch im Staate Christentum zu finden ist — Kirchlichkeit haben wir ja zum Überdruß —, weiß ich nicht. Ich glaube, überall so viel wie im Strafrecht, und das ist sehr wenig. Oder würde unser Wirtschaftsleben anders sein, wenn wir uns nicht christlich nennen würden? Verträgt sich die Kriegsführung mit dem Christentum?

Es soll ja nicht bestritten werden, daß der Staat mehr vom Geiste Christi enthält als die Kirche. Aber darum braucht es noch nicht viel zu sein. Darauf kommt es aber auch nicht an. Maßgebend ist der Wille des Staates, christlich zu sein. Dieser kommt in praktischen Fragen aber nicht zum Ausdruck, denn in den wenigen Fällen, wo wir wahre Humanität finden, hat diese sich vollständig selbständig, ja, gegen Kirche und Christentum entwickelt. Man denke an die verbesserte wirtschaftliche Lage der Arbeiter infolge der Sozialdemokratie!

Geltung dagegen hat das sogenannte Christentum im Geistesleben. Da führt es zu Gesinnungsschnüffelei und Heuchelei, es spielt Autorität gegen

Vernunft, Tradition gegen Fortschritt aus. Es macht aus der Religion, die der Gläubige als größtes Heiligtum im Innersten seines Herzens verschließt, ein Spekulationsobjekt.

Entweder versteht man unter christlichem Staat einen Staat, in dem eine oder mehrere Kirchen herrschen, wie das bei uns der Fall ist. Dann gehört er einer überholten, mittelalterlichen Entwicklungsstufe an und ist ein Anachronismus. Oder man denkt dabei an den Geist Christi, der den Staat durchdringen soll, dann muß man sich klar sein, daß fast das einzig Christliche im Staate der Name ist.

Christus und bürgerliche Tugenden

Wir sagten eben, daß fast das einzig Christliche in unserm Staate der Name ist. Das bedarf des Beweises. Wir müssen allerdings scharf unterscheiden zwischen der Lehre Christi und der Kirche. Wie sie sich unter Anlehnung an diese, aber unter Aufnahme vieler fremder Elemente, vor allem unter der Einwirkung und praktischen Erfahrung langer Jahrhunderte entwickelte. Mit der Kirche haben wir es hier nicht zu tun.

Die Moral Christi, soweit sie das Verhältnis zum Nebenmenschen, die Liebe, zum Gegenstande hat, ist über jede Kritik erhaben großartig. Solange es Menschen gibt, wird es Ziel der Edelsten sein, in ihrem individuellen Verhalten ihr gemäß zu leben.

Kant sagt: „Es ist überall nichts in der Welt, ja, überhaupt auch außer dieser zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille." In diesem Sinne ist Christi Wirken absolut vollkommen.

Denn erhabenere Ziele als die Brüderschaft der ganzen Menschheit, aufopferndere Selbstverleugnung, als Jesus sie bis zum letzten Atemzuge übte, ein

reineres und makelloseres Leben kann man sich schlechthin nicht vorstellen. Dabei will es nicht viel besagen, daß die Ethik eines Sokrates, der Stoiker, Buddhas, Konfutses nicht minder ideal ist. Wir wollen hier kein relatives, sondern ein absolutes Werturteil fällen.

Was uns die Lehre aller dieser Führer der Menschheit so vorbildlich macht, ist eben das allgemein Menschliche. Darum finden wir auch in den höchsten Religionen der ganzen Erde die gleichen Sittenlehren. Wir begegnen andererseits so selten großen Moralisten, weil dieses edle Menschentum das allerkostbarste Gut ist, das wir erwerben können, eine Frucht, die nur die wenigsten Bäume nach sorgfältigster Pflege tragen können. Nicht nur Klugheit und Welterfahrung, nicht nur Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung bis zur völligen Aufopferung des eigenen Ich, auch Tatkraft und unendliche Liebe sind notwendige Vorbedingungen einer solch erhabenen Sittlichkeit. Wenn wir daher kritisieren, so geschieht es durchaus nicht in der Absicht Christus herabzusetzen, da ja das edle Streben und nicht der Erfolg den sittlichen Wert eines Mannes bedingt, es hat lediglich den Zweck zu zeigen, wo dieser Lehre praktische Mängel anhaften, bzw. die Augen zu öffnen über die Unvereinbarkeit mancher idealer Forderungen mit den Ansprüchen des öffentlichen Lebens.

Wie stellt sich zunächst Jesus zum Staate?

Bekannt ist seine Antwort „gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“, daraus glaubte man folgern zu sollen, daß er Pflichten dem Staate gegenüber anerkennt. Tatsächlich war die Antwort Christi sehr klug, denn

er wich der ihm gestellten Falle aus. Die Münze trug zwar den Kopf des Kaisers, war aber trotzdem keineswegs sein Eigentum. Es war eine Ausflucht, und zudem ist es die einzige Stelle bei den Evangelisten, die Bezug auf das Verhalten des Staatsbürgers hat. Vorschriften darüber gibt also Christus nicht.

Das ist auch sehr begreiflich. Die ganze bekannte Welt war ja damals mit dem Römerreich identisch. Es war der Staat schlechthin, und was außerhalb seiner Grenzen lag, waren die „Barbaren", um die sich zu kümmern man keine Veranlassung hatte.

Das mag man zugeben mit der Einschränkung, daß Christus aber doch von Nation Jude war und deshalb hätte Anweisungen geben können, wie sich seine engeren Landsleute politisch verhalten sollten. Hier ist die Geschichte mit dem Zinsgroschen einschlägig. Er will das also nicht — wenn er auch durch Befolgung behördlicher Anordnungen ihnen Unannehmlichkeiten zu ersparen empfiehlt — und kann es auch nicht wollen.

Denn die notwendige Konsequenz wäre gewesen, daß die Weltreligion, die aus der Forderung der allgemeinen Menschenliebe, falls sie auf fruchtbaren Boden fiel, werden mußte, zu einer neuen Sekte des Judentums zusammengeschrumpft wäre. Daß das nicht in Christi Intentionen liegen konnte, ist ohne weiteres klar.

Für Christus wäre nur ein engeres Vaterland, das jüdische Reich, in Frage gekommen. Hätte er also zum Patriotismus erziehen wollen, so hätte es nur dieser begrenzte jüdische sein können, der der

Universalität seiner Lehre konträr entgegengesetzt gewesen wäre. Damit ist natürlich keineswegs behauptet, daß Christus nicht auch als Jude fühlte, mehr aber doch jedenfalls als Weltbürger, d. h. Mensch, als Kind Gottes, wie er sich ausdrückt.

Wir sind weit davon entfernt, diese Humanität geringer einzuschätzen wie den Patriotismus. Jeder an seinem Platz. Denn stände der Patriotismus absolut höher, dann müßten wir die barbarische mittelalterliche Kriegsführung billigen und es gut heißen, wenn ein Staat, und sei es der winzigste, Kulturgüter von unersetzlichem und unschätzbarem Werte zerstört, nur um sich durchzusetzen.

Dagegen betrachten wir den Staat nur als eine Provinz der Menschheit, nur als ein Glied der Familie, als eine Vorstufe. Vielleicht wird einmal, wenn auch kein Weltstaat kommen — das wäre bei der ganz verschiedenen kulturellen Höhe, die die Menschheit in allen ihren Zweigen einnimmt, so wenig wahrscheinlich als wünschenswert —, so doch eine Vereinigung aller derselben Rasse oder demselben Kulturkreis angehörigen Staaten. Die menschliche Kultur, das was den Menschen vom Tier unterscheidet, umschließt eine ganze Reihe von Gebieten, unter denen der Staat nur eines, wenn auch ein außerordentlich wichtiges, in Anspruch nimmt. Die Vereinigung eines solchen Kulturkreises zu höherer Synthese repräsentiert die römisch-katholische Kirche, deren Wirkung über die staatlichen Grenzen weit hinausgreift. Sie ist in dieser Hinsicht eine logische Konsequenz der Lehre Christi, aber sie ist andererseits an Christi Maßstabe gemessen viel zu begrenzt, denn sie um-

faßt nur einen geringen Teil der Menschheit und ihre Humanität findet nur ihren Gläubigen gegenüber Anwendung.

Aber auch der Kosmopolitismus ist nicht das absolut höchste. Wie jede Familie innerhalb des Staates ihre Daseinsberechtigung hat, ja, direkt unersetzlich ist, so jeder oder doch viele Staaten innerhalb ihres Kulturkreises oder der Menschheit. Es gibt ganz bestimmte Pflichten, die jeder seiner Familie, andere, die er seinem Vaterlande schuldet. Und zwar steht hier das Wohl der Allgemeinheit höher als das des Einzelnen, eine Folge des wohlverstandenen Egoismus. So gibt es auch bestimmte Pflichten der Staaten gegenüber der Menschheit, gegenüber der Kultur. Wie sie jedes Mal beschaffen sind, welches ihr Umfang und Inhalt ist, wollen wir nicht näher untersuchen. Es wäre eine außerordentlich schwierige Aufgabe, die uns viel zu weit führen würde. Was uns hier genügen muß, ist die Feststellung, daß nicht der Staat, nicht der Patriotismus in der Lehre Christi ihren Platz finden, sondern das gerade Gegenteil: die Liebe zur ganzen Menschheit, der Kosmopolitismus, die Humanität.

Deshalb ist es grundfalsch und nur bei völliger Verkennung des Geistes Jesu möglich, Vaterlandsliebe zu einer christlichen Tugend zu stempeln! Es wäre zuviel gesagt, daß Patriotismus stets dem Christentum widerspricht, wiewohl es häufig zutrifft, keinesfalls aber decken sie sich. Der Staat hat ganz bestimmte Grenzen, das Christentum ist seinem Wesen nach grenzenlos. Patriotismus, d. h. Liebe zum eigenen Staate, ist nur denkbar im Gegensatz zu andern

Staaten und Leuten, die diese lieben. Da Christus aber Liebe zu allen Menschen fordert, ignoriert er damit die Staaten.

Wenn es auch richtig ist, daß manchmal das Interesse der Familie dem des Staates zuwider läuft, so kann es andererseits doch nicht dem allergeringsten Zweifel unterliegen, daß in der erdrückenden Mehrzahl der Fälle die Vorteile, die der Staat bietet, weit überwiegen. Gewiß kollidieren die zu zahlenden Steuern, noch mehr die Notwendigkeit, daß der Ernährer der Familie sich für den Staat totschießen lassen muß, stark mit der Liebe zur Familie. Aber die einfache Erwägung, daß ohne Staat die Unsicherheit für Hab und Gut, Leib und Leben außerordentlich wären, daß relativ wenige ihr Leben opfern müssen, um allen die kostbarsten Rechtsgüter zu sichern, lassen es nicht zweifelhaft erscheinen, daß wohlverstandener Egoismus zu Patriotismus führt.

Ebenso lehren die Vorteile, die etwa die Genfer Konvention allen Teilnehmern bietet, die Fortschritte der internationalen Wissenschaft z. B. in Physik, Medizin und Chemie, von denen jeder einzelne profitiert, zur genüge, daß der praktische Wert des Kosmopolitismus sehr groß ist. Dazu kommt der Austausch der Güter durch den internationalen Handel und noch vieles andere. Alles aber basiert auf der Humanität.

Sie gelehrt zu haben ist Christi unsterbliches Verdienst. Patriotismus aber war ihm unbekannt.

Aus dem Fehlen des Patriotismus als christlichem Tugendideal folgt auch von selbst die Stellung, die Jesus zu den soldatischen Eigenschaften einnimmt.

„Nur ein guter Christ kann ein guter Soldat sein," lautet eine These. Prüfen wir sie.

Nichts ist so falsch, daß es nicht ein Wahrheitsatom umschlösse. Das gilt auch hier. Es leuchtet ein, daß der „gute Christ" im Sinne eines Jenseitsgläubigen sich williger totschießen läßt als jemand, der der Überzeugung lebt, daß mit dem Erlöschen seiner irdischen Persönlichkeit alles dauernd vorbei ist. Das gilt aber selbstverständlich von jeder eine Unsterblichkeit lehrenden Religion, besonders vom kriegerischen Mohammedanismus. „Nur ein guter Moslem kann ein guter Soldat sein," wäre also viel richtiger, aber auch falsch. Im Glaubensleben sind die Zeiten dahin, wo der gefallene Recke in Walhall einzieht.

Wir vergessen ganz, daß es ein Pflichtgefühl gibt. Es gibt Menschen — und der Schreiber dieses gehört dazu —, die stolz darauf sind, nie etwas zu tun, mit Rücksicht auf jenseitige Vergeltung. Weder handeln sie gut in der Hoffnung auf ewigen Lohn, noch unterlassen sie etwas Böses aus Furcht vor ewiger Strafe. Sie handeln gut um des Guten willen oder bemühen sich doch es zu tun. So opfert der wahre Mann sein Leben, weil er die Notwendigkeit einsieht, sich als Einzelnen dem Ganzen darzubringen. Gewiß spielt der Egoismus eine Rolle dabei, denn niemand wird wünschen, daß Kinder und Eltern, Verwandte und Freunde die Demütigung und Nachteile des Besiegten je ernten mögen. Aber es ist ein edler Egoismus.

Allein auch der Feigling braucht keineswegs gläubig zu sein, um den Tod auf dem Feld der Ehre dem

auf der Richtstätte vorzuziehen. Unsere Kriegsgesetze sind hart und müssen es sein. Sicherer unehrenhafter Tod erwartet den pflichtvergessenen Soldaten, während er in Erfüllung seiner Pflicht die größere Wahrscheinlichkeit hat, mit heiler Haut aus dem Schlachtgetümmel heimzukehren. Zieht er aber das Todeslos, dann wird sein Name von Mit- und Nachwelt gefeiert. Und sei es auch nur im engeren Kreise der Familie und Freundschaft.

Fast hätten wir den Ruhm vergessen, der gerade die Tüchtigsten zu Heldentaten fortreißt, das Bestreben, sich auszuzeichnen, vorwärtszukommen, das dem Ehrgeizigen Löwenmut verleiht.

Der Staat wird gut tun, die ihm von der Kirche gewährte Unterstützung anzunehmen und manchem tapferen Soldaten so das Scheiden vom Leben zu erleichtern. Aber soldatischer Heldenmut ist trotzdem nicht nur keine Tugend im Sinne Jesu, sie kann nur in seinen Augen günstigenfalls eine menschliche Schwäche sein. Denn wie verträgt er sich mit der Nächstenliebe? Mit dem Befehl, den andern Backen darzubieten, wenn der eine geschlagen wurde? Ja, sogar das „Du sollst nicht töten" des Alten Testaments verwirft ihn.

Darum ist der Satz „Nur ein guter Christ kann ein guter Soldat sein" eine leere und falsche, unchristliche, ja widerchristliche Phrase. Aus dem Christentum eine Soldatenreligion machen zu wollen, ist ein direkter Unsinn.

Übrigens hatte Christus nicht die geringste Veranlassung, sich mit dem Soldatenstande näher zu befassen, herrschte doch schon lange der römische Friede

über der Welt und Palästina. Endlich hätte Christus entschieden zum Vaterlande eine andere Stellung einnehmen müssen, als er sie tatsächlich einnahm, denn daß Soldatsein ein Vaterland, und sei es noch so schäbig, voraussetzt, liegt doch auf der Hand.

Wie steht aber Christus zum Wirtschaftsleben? zu Gelderwerb und Handel? ja, überhaupt zu jeder produktiven, die Zukunft im Auge habenden Tätigkeit?

Die Verdienste, die sich die Kirche in dieser Hinsicht erwarb, sind ja hinlänglich bekannt, aber Christus und Kirche sind etwas ganz anderes. Es wäre ein Anachronismus, manches Gute, das die Kirche unabhängig, ja, gegen die Lehren ihres Stifters schuf, ihm zuzuschreiben, wie es eine empörende Ungerechtigkeit wäre, ihn für viele Mißstände haftbar zu machen.

Wie Christus über das Wirtschaftsleben, ja, über die Arbeit denkt, geht deutlich genug aus den Worten der Bergpredigt hervor: „Sehet die Lilien auf dem Felde an, sehet die Vögel unter dem Himmel an“ usw. Da Christus glaubte, daß der Weltuntergang bzw. das Reich Gottes unmittelbar bevorstehe, so konnte es für ihn ja auch keinen Wert haben, irdische Güter zu sammeln. Daher seine Verurteilung der Reichen, der Sorge ums tägliche Brot und der gesamten wirtschaftlichen Tätigkeit, der wir in erster Linie die Blüte unserer Kultur verdanken. Wenn die Kirche sich an diese Lehren nicht hielt, so tat sie Recht, denn das Reich Gottes blieb bis zum heutigen Tage aus, und in der Zwischenzeit gab es unzählige Aufgaben zu erfüllen, die Arbeit und Sorge für die Zu-

kunft erheischten. Christus selbst aber, das scheint mir unwiderleglich festzustehen, war ein Feind jeder materiellen, d. h. wirtschaftlichen Tätigkeit.

Wenn die christlichen Länder doch wirtschaftlich hoch stehen, ja, gegenwärtig alle anderen des Erdballs überflügelt haben, so war das nur möglich, weil man den Geboten des Stifters schnurstracks zuwiderhandelte. Staat, Heer und Wirtschaft, d. h. industrielle Tätigkeit, Handel und Geldwesen, mithin die materiellen Pfeiler unserer Kultur, sind also nicht nur nicht von Christus begünstigt worden, sie wurden im Gegenteil ignoriert oder gar bekämpft.

Aber das ist nicht alles. Sparsamkeit, Sorge für die Zukunft sind so wenig christliche Tugenden, wie es Ehrgeiz oder gar Streben nach Ruhm sind. Welchen Sinn sollte es auch haben, Rücksicht auf die Nachwelt zu nehmen, wo jeden Tag der Weltuntergang erwartet wurde? Aus diesem Irrtum Christi folgt alles weitere ganz von selbst.

Wird jemand leugnen wollen, daß eine der wichtigsten sozialen Tugenden die ist, für seine Nachkommenschaft zu sorgen? Daß dem Streben, sich auszuzeichnen, gerade die idealsten, hervorragendsten Taten ihr Dasein verdanken? Und doch sind das keine Tugenden, es sind vielmehr Fehler in den Augen des Stifters unserer Religion.

Daß Christus den Kampf ums Dasein verurteilt, ist selbstverständlich, und doch ist er es, der allein eine Scheidung des Tüchtigen vom Untüchtigen gestattet und damit den Fortschritt gewährleistet. Befiehlt Christus im individuellen Verhalten zum Nebenmenschen Liebe, nur Liebe, so ist das eine sittliche

Forderung von außerordentlicher Reinheit und Vollkommenheit.

Ins öffentliche Leben sie ohne Einschränkung zu übertragen, wäre unmöglich. Denn der Egoismus, gemäßigt durch gleichfalls egoistische, aber auch zugleich weitblickendere Rücksichten, etwa auf Familie, Gemeinde, Staat, Gesellschaft, ist die Triebfeder zu großen Leistungen. Das wußte vielleicht auch Christus und forderte das Unmögliche, um das Mögliche zu erreichen. Das aber war eine Milderung der Härten des notwendigen Kampfes ums Dasein, der allein Helden, Genies, Bahnbrecher erzeugt und es ist, der die Menschheit über die tierische Stufe emporhob.

Darum müssen wir sagen: was seit je wahrhaft Großes an positiven Leistungen — also nicht an solchen der Selbstverleugnung und Demut, die menschlich gewiß außerordentlich hoch bewertet werden müssen — vollbracht wurde, sei es im Krieg, Politik, Wirtschaftsleben oder auf irgend einem andern Gebiete, geschah nicht mit, sondern gegen Christi Willen.

Wenn wir uns eines Vaterlandes erfreuen, wenn wir ein Heer besitzen, das zu seiner Verteidigung das Schwert zieht; wenn wir stolz sind auf die Vorzüge unserer Rasse und die Verunreinigung durch Vermischung mit tiefer Stehenden voller Entrüstung von uns weisen; wenn unser Wohlstand blüht, Handel und Industrie selbst sterilen Ländern den Segen des Reichtums zuführten, ja, wenn Künste und Wissenschaften gepflegt werden — denn auch sie haben keinen Platz in einem Reich, das nicht von dieser

Welt ist und morgen untergehen kann, ja soll! —, so war das alles nur möglich, weil und soweit es gegen Christi Weltanschauung und Moral verstieß. Denn im Einklang mit ihr waren und sind alle heroischen und zugleich praktischen Taten unmöglich.

Deshalb ist vom militärischen, nationalen, patriotischen und wirtschaftlichen Standpunkt das größte Glück mit Rücksicht auf unsere Religion darin zu suchen, daß sie nie praktisch befolgt wurde.

Das Alte Testament

Das erste, was unsere Kinder auf der Schule lernen, ja, was ihnen oft schon in der Kinderstube beigebracht wird, sind die biblischen Geschichten. Da hören sie, wie Gott die Welt in sechs Tagen à vierundzwanzig Stunden schuf, wie er zwei Lichter an die Feste des Himmels setzte, ein großes, das den Tag regiere, und ein kleines, das die Nacht regiere. Sie hören von der sprechenden und Erde essenden Schlange und von der wundervollen Arche Noah, in die von jeglichem Getier ein Pärchen gesetzt wurde. Sind sie dann durch solche Geschichten genügend verdummt, dann glauben sie auch an die Sonne, die auf Josuas Befehl stehen blieb, und an andere schöne Dinge.

Daß in vielen von diesen Geschichten ein tiefer Sinn steckt, wollen wir gern zugeben, auch daß die poetische Schönheit vieler Bibelstellen groß ist; aber was gehen unsere Kinder die Märchen an, die sich im fernen Palästina ein kleines Völkchen unter Babylonischem Kultureinfluß erzählte?

Sind nicht die nationaldeutschen Sagen und Mythen von Walhalla, Frau Holle und der Schöpfung ebenso schön?

Dabei ist aber ein wesentlicher Unterschied: Niemand fordert, daß unsere Kinder das glauben, was die alten Germanen ersannen. Es sind Märchen, weiter nichts. Märchen, die oft jahrtausende alte volksmäßige Weisheit enthalten, die die Phantasie anregen und befruchten und die dem Alter der Kinder angemessen sind, denn sie stammen aus der Jugendzeit des Volkes.

Spielend werden so die Kinder mit der Welt unserer Altvordern vertraut gemacht, sie werden aber am Gebrauch ihres Verstandes und ihrer Sinne nicht behindert. Denn wenn sie durch eigenes Denken zum Resultat gelangten, daß dieses oder jenes aus der alten Sage unmöglich sei und mit der Erfahrung nicht übereinstimme, dann wird der Lehrer sich über diese erwachende Kritik freuen.

Anders im biblischen Unterricht. Hat das Kind erfahren, daß die Erde sich um die Sonne dreht, also viel kleiner ist als diese, daß es Sterne gibt, die ungeheuer viel größer sind als unser Planet, hat es gelernt, daß die Erde keine Scheibe, sondern eine Kugel ist, daß die Tiere nicht sprechen u. a. m., dann hat es mit jeder dieser Kenntnisse sich innerlich von dem entfernt, was ihm als Wahrheit seinerzeit beigebracht wurde.

Denn die Bibel muß es wörtlich glauben! Ihm wird vom Religionslehrer gesagt, sie sei Gottes Wort, Gott aber lüge nicht. Das arme Kind kommt in die größten Gewissenskonflikte, denn es kann unmöglich das viele Falsche glauben. Es lernt doch gleichzeitig im naturgeschichtlichen Unterricht das Gegenteil dessen, was ihm der Religionslehrer einbläut. Es

hat zudem auch selbst die Augen auf und der Verstand ist emsig tätig.

Eines Tages fällt die große Entscheidung: Gott lügt oder die Lehrer. Die Bibel strotzt von Irrtümern, die man uns weismachen will.

Intelligente und energische Naturen haben sich nunmehr von der ihnen aufgezwungenen Religion befreit und erklären hinfort — das Kind mit dem Bade ausschüttend — die ganze Religion für Lug und Trug.

Gibt es etwas Törichteres als auf diese Weise sich selbst um das Vertrauen seiner Kinder zu bringen? In ihren Augen zum Lügner zu werden? Gibt es ein verfehlteres Mittel, den Kindern die ewige Wahrheit der Religion zu lehren, als das, ihnen eine Fülle von Unwahrheiten, ja von Lügen einzubläuen? Und wozu das alles?

Weil ein kleines asiatisches Volk vor zweieinhalb Jahrtausenden sich in seiner halbbarbarischen Unwissenheit diese Vorgänge nicht anders vorstellen konnte und weil dieses Volk den Begründer unserer Religion hervorbrachte.

Aber auch von den Schandtaten des König David lernen die Kinder in der Schule, von den Nomadenzügen der Häuptlinge Abraham und Isaak und von so und so vielen anderen Dingen, die über alle Begriffe gleichgültig sind.

Sollten sie dafür nicht besser den poesieverklärten Heldengestalten unserer Geschichte und Sage ihr Herz öffnen? Einem Siegfried und Parzival, Dietrich von Bern und Walter von Aquitanien, den strahlenden Recken, die im Nibelungenlied und Gudrun

ein ewiges Dasein führen! Das ist viel schöner und deutsch!

Steht unsere Poesie sittlich etwa weniger hoch wie die der alten Hebräer? Bei halbbarbarischen Völkern, wie sie damals am Jordan, anderthalb Jahrtausende später zwischen Rhein und Elbe wohnten, gilt die gleiche Moral: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Aber das Deutschtum ist durch den altruistischen Zug der Treue dem Judentum weit über.

Wo im ganzen Alten Testament ist eine einzige Figur zu finden wie die Rüdigers von Berchelaren?

Oder wird etwa die Phantasie der Kinder mehr begeistert von linsenessenden, in Fellen herumnomadisierenden, höchst unreinlichen Erzvätern? Von Königen, die zu jeder Schändlichkeit zu haben sind? Welchen Deutschen erheben seine blonden Kriegshelden nicht mehr? Die im ehrlichen Kampfe ihre Lanzen verstechen und sich blutende Wunden schlagen, die leidenschaftlich und roh, aber ehrlich sind und voll ritterlichen Sinnes.

In der Schule beginnt der Unfug mit der Bibel, im späteren Leben wird er nach Kräften fortgesetzt. Jeder Kenner der Geschichte weiß, daß sich kein Fortschritt auf irgendeinem Gebiete bahnbrechen konnte, noch heute durchringen kann, ohne mit der Bibel zu kollidieren. Es ist doch gar keines Beweises bedürftig, daß das kleine halbbarbarische Judenvolk zur Zeit der Abfassung dieser Büchersammlung unmöglich die Kenntnisse besitzen oder auch nur vorahnen konnte, die wir uns angeeignet haben. Wenn wir heute über den kulturellen Zustand in Palästina hinausgekommen sind, dann verdanken wir das allein

der Tatsache, daß es immer intelligente und mutige Leute gab, die sich um das alte Testament nicht kümmerten.

So steht es heute noch, daß das Experiment des Naturforschers, die Ausgrabung und Gedankenarbeit des Archäologen, Prähistorikers und Historikers für nichts gehalten werden, wenn sie mit Anschauungen kollidieren, wie sie in jenem Buche niedergelegt sind, das doch zu allem andern eher bestimmt war als zu einem Leitfaden der Geologie, Biologie oder Physik! Und dieses Buch, dessen tiefe Menschenkenntnis, poetische Schönheit und Weisheit ja gar nicht bestritten werden soll, lastet seit Jahrhunderten wie ein Fluch auf unserer freien Geistesentfaltung.

Hochachtung vor dem kleinen Judenvolke, das sich ohne eigentliches Vaterland, über die ganze Welt zerstreut, rein erhielt. Das von den Wirtsvölkern überall bedrückt, nicht unterging, ja, das viele wirtschaftlich beherrschte. Das auf mannigfachen Gebieten die Kultur förderte und — wenigstens den Volksgenossen gegenüber — durch Wohltätigkeit und sittliche Tüchtigkeit Bewunderung verdient.

Aber Schande über ein Volk von achtzig Millionen Köpfen mit einer glorreichen selbständigen zweitausendjährigen Geschichte, das seine Kinder lieber Ideen, Märchen und Historien dieses rassefremden Volkes lehrt, als aus dem Born seiner eigenen Poesie und Geschichte zu schöpfen, ja, das diesem Volk und seinem Gott zuliebe seine Volksgenossen zwingt, Dinge für wahr zu halten, deren Unwahrheit längst erwiesen ist.

Wir Deutsche stellen also ohne jeden Grund unser eigenes Volk vor die Wahl, entweder künstlich

sich auf ein Bildungsniveau zurückzuschrauben, das ein rassenfremdes Natiönchen vor Jahrtausenden einnahm, oder aber, was vielleicht noch schlimmer ist, wir zwingen es, so zu tun, als glaube es diese oft törichten, fast immer gleichgültigen und längst widerlegten Dinge. Wir machen uns also zu Heuchlern. Das Haarsträubendste dabei ist noch, daß die Juden selbst, schon ein Maimonides, längst dem Buchstabenglauben den Abschied gaben.

Gibt es in der Weltgeschichte etwas Wahnsinnigeres als das? War es schon ein Mal da, daß eine mächtige, heute kulturell weit höherstehende Nation sich Gesetze diktieren läßt, die in grauer Vorzeit vielleicht einmal ganz brauchbar waren?

Das mag ein unterworfenes Volk tun, dem der grausame Sieger mit neuen Gesetzen auch eine Religion aufzwingt. Aber auch nur dann.

Uns fehlt ja leider der Patriotismus, dem die Juden allein ihre Existenz danken, der Rassenstolz, der sie alles Fremde als unrein verachten lehrt, in solchem Grade, daß wir unsere Dinge am Maßstabe der Verhältnisse dieses Volkes messen, ohne uns bewußt zu werden, wie unwürdig und schamlos wir handeln. Ja, unsere Regierung wird nicht müde durch immer neue Verfügungen das erwachende Selbstgefühl zu ertöten, indem sie von der Wiege bis zum Grabe uns in diese längst innerlich überwundenen Formeln einzwängt. Sie glaubt dem Volke seine Religion zu erhalten, indem sie alles tut, sie durch Zwang zu untergraben. Sie erzieht künstlich Heuchler und Pfaffenknechte und glaubt damit Gott zu dienen.

Was muß das für ein sonderbarer Gott sein, der

dem Menschen Verstand gibt, ihm aber seinen Gebrauch verbietet! Der von all den zahllosen Völkern nur einem die Gnade zuteil werden läßt, sich ihm zu offenbaren. Der diese Offenbarung in Gegensatz treten läßt zu seinem eigenen Werke, der Natur! Sollte es einen solchen Gott geben, dann kann er nicht früh genug abgeschafft werden.

Da wir aber, wenn wir an Gott glauben, ihn uns nur als Vollkommenheit schlechthin, als die Wahrheit vorstellen können, so folgt daraus zwingend, daß auch aus religiösen Gründen ein Verfahren zu verurteilen ist, das zu Lüge und Heuchelei erzieht.

Nur die Intelligenz, die Führer des Volkes werden von dieser Tyrannei betroffen, denn die Herde glaubt alles und kennt keine Gewissenszweifel. Das zwingt uns aber mit um so lauterer Stimme zu rufen:

Fort mit dem Alten Testament aus unserer Jugenderziehung, fort mit ihm aus dem Leben. Denn was es Wahres enthält, ist längst bekannt, bei Konflikten zwischen Erfahrung, Vernunft und Bibel hat sie stets den kürzeren gezogen. Sie ist die kultur- und fortschrittsfeindlichste Macht der Welt, die wir wie eine Natter an unserm Busen nähren. Die Bibel ist von allen Büchern, die die Presse verlassen, das schädlichste, am meisten aus nationalem Stolz, aus Liebe zum Fortschritt zu bekämpfende. Nur über sie hinweg wird das Deutschtum sich zu jener sittlichen, kulturellen und nationalen Freiheit emporschwingen können, zu der es die innere Tüchtigkeit besitzt. Nicht eher verdienen wir sie, bis wir nicht das Joch jener verhaßten geistigen Fremdherrschaft abgeschüttelt haben.

Der erzieherische Wert der Kirchen

Mag man gegenüber dem Christentum oder der Kirche im allgemeinen eine noch so skeptische oder gar ablehnende Stellung einnehmen, darin ist sich alles einig, daß in den ersten Jahrhunderten unserer Geschichte die Missionstätigkeit von heilsamstem Einfluß auf die germanische Barbarei war. Nicht allein, daß die Kirche die Trümmer der Antike bewahrte, daß sie die Kunst in hervorragender Weise pflegte, sie brachte uns auch die Moral der Liebe.

Bisher hatte der ungemilderte Kampf ums Dasein getobt, ja, horribile dictu, den Göttern wurden sogar Menschenopfer dargebracht. Nunmehr erhoben sich überall Klöster, die neben ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit auch das Land rodeten, mancherlei Technik und Kunstfertigkeit übten und vor allem im Schutz der Schwachen und Verfolgten, in Unterstützung der Armen ihre Hauptaufgabe sahen.

An dieser Theorie ist sehr viel Wahres, aber auch fast ebensoviel Falsches. Daß das Christentum Heiligtümer der Heiden übernahm und dabei auf einen christlichen Glaubenshelden umtaufte, ist bekannt. Aber der Vorgang hat symptomatische Bedeutung: es blieb eben sehr vieles, um nicht zu sagen alles, beim alten, und nur Namen und Form änderten sich.

Es ist richtig, daß den Germanengöttern Menschenopfer gebracht wurden. War das wirklich so gräßlich? Es waren eben Verbrecher, die heute ja auch noch oft mit Fug und Recht mit dem Tode bestraft werden, oder es waren Kriegsgefangene. Letzteres ist gewiß grausam, aber es war immerhin insofern ein Fortschritt zur Humanität, als früher jeder Feind getötet wurde, nunmehr aber die Sklaverei genügte und nur mehr einzelne ihr Leben lassen mußten.

Ist das wirklich barbarischer als der Geist der Kreuzfahrer, als die Ketzerverfolgungen und Hexenverbrennungen? Mir will das Gegenteil scheinen. Was die Kirche an Milde mit der einen Hand gab, nahm sie durch Verfolgungswut und Grausamkeit mit der andern doppelt.

Christus verheißt die ewige Seligkeit allen jenen, die Gott und ihren Nächsten wie sich selbst lieben. Aus der Nächstenliebe wurde unter den Händen der Kirche ein ganz sonderbares Zerrbild. Sie war vereinbarlich mit Folter und Tod auf dem Scheiterhaufen, denn die bornierten Zeloten glaubten die Seele zu retten, wenn sie den Körper vernichteten. Keine andere der hochstehenden Religionen, die nicht die Nächstenliebe in herausfordernder Weise auf ihr Banner schreiben, hat diesen fluchwürdigen Wahn mitgemacht.

Es ist daher eine nicht zu leugnende Tatsache, daß die Religion der Liebe und ihre verantwortliche Organisation, die Kirche, an wahnwitziger Grausamkeit und — in der Hexen- und Teufelslehre — an systematisiertem Blödsinn alle andern Religionsgemeinschaften weit in den Schatten stellt. Keinem Moloch wurden, trotz Religionskriegen

und Verfolgung Andersgläubiger, die ja auch vereinzelt anderwärts vorkommen, — auch nur annähernd solche Hekatomben von Menschen — Voltaire berechnet sie auf zehn Millionen! — geopfert wie dem Gott der Liebe.

Wenn wir auch anerkennen, daß eine Institution wie der Franziskanerorden nur innerhalb der Kirche existiert, daß mancherlei in Armen- und Krankenpflege von ihr geleistet wurde, so ist das kein Vorzug von ihr, denn sie teilt ihn mit Judentum, Islam und Buddhismus, ja, sie wird von diesen übertroffen. Ein ihr allein aber anhaftender Makel ist die Scheußlichkeit der Inquisition. An raffinierter Grausamkeit läßt vollends der kirchlicherseits approbierte und jahrhundertelang befolgte „Hexenhammer" alle Bücher der Weltliteratur weit hinter sich. Deshalb muß das Urteil über die humanitäre Seite des Christentums in kirchlicher Form vernichtend lauten.

Bestärkt wird dieses Verdikt durch die Tatsache, daß das Strafrecht unter kirchlicher Herrschaft sich an Grausamkeit in nichts von dem der Babylonier zur Zeit Hammurabis, der Indianer, oder der als blutdürstig verschrieenen Chinesen unterscheidet. Weit entfernt, human zu wirken, hat die Kirche sowohl das germanische, als das römische Recht nach der grausamen Richtung hin überboten. Dazu fügte sie die verabscheuungswürdigste Heuchelei, wenn sie verbot, Blut zu vergießen, und dafür verbrennen ließ.

Zu einer Zeit, als schon längst in Laienkreisen Humanität und Toleranz zum Siege gelangt waren, hielt die Kirche an ihrer Barbarei fest. Nicht ihr haben wir menschenwürdige Zustände und relativ

humane Gesetze zu danken, sondern ihren grimmigsten Gegnern: den Naturwissenschaften, der Aufklärung, der französischen Revolution und dem großen Napoleon. Noch heute würden an allen Ecken und Enden Deutschlands Scheiterhaufen brennen, noch heute die Inquisition wüten oder mindestens tiefe Klosterverließe den aufnehmen, der es wagen würde, an der Allmacht der Kirche, ihrer göttlichen Mission und ihrer alleinseligmachenden Kraft zu zweifeln, wenn die weltlichen Mächte ihr nicht endlich nach Jahrhunderten der Barbarei, wie sie kaum Tibet in ähnlicher Scheußlichkeit aufzuweisen hat, das Zepter entwunden hätten.

Mag sein, daß in den ersten Jahrhunderten die ringende Kirche viel Gutes schuf, es sei zugegeben, daß sie niemals ganz vergaß, daß sie dem Gott der Liebe diene, insofern immer hie und da neben Blutdurst und Barbarei in ihren Angelegenheiten Ermahnungen zu Milde bei andern auftreten, — so steht andererseits fest, daß seit der Errichtung der Inquisition zu Beginn des 13. Jahrhunderts, besonders aber seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert, sie der Fluch Europas wurde: Die Provence verwandelte sie in ein rauchendes Trümmerfeld, die Waldenser- und Albigenserkriege vernichteten ganze Landstriche, die Stedinger wurden vom Erdboden vertilgt, innerhalb der Familien wurde Angeberei und Falschheit gezüchtet, um Eltern und Geschwister auf den Scheiterhaufen zu bringen. Den Dreißigjährigen Krieg verdanken wir allein den Kirchen, wie vorher die Hussitenkriege, die Kreuzzüge — die allerdings auch Europas Gesichtskreis erweiterten —, und noch unendlich viel

Böses. Kein Land Europas, dem nicht Religionskriege furchtbare Wunden geschlagen hätte. Und fast schlimmer als das alles: welche Verrohung mußte die Folge des ständigen Anblicks lodernder Scheiterhaufen sein? Die Bestialität der Kriegsführung, die Vernichtung der Indianer Amerikas, die Bluthunde der Spanier, beweisen es schlagend. Wie viele Jahrhunderte der Humanität wurden uns gestohlen?!

Gerade die Nächstenliebe, der Kern von Christi Lehre, wurde nicht oder doch nur ganz ungenügend gepflegt, weder gegen Andersgläubige noch gegen Christen, damit war die Existenzberechtigung der Kirche auf ein Minimum reduziert. Weit entfernt, Europa zu veredeln, hat sie teils direkt, teils indirekt zur Verrohung beigetragen. Die Humanität gewinnt an Boden, wo die Kirche ihn verliert: zuerst in Holland, England und Amerika, zuletzt in Spanien, dem klassischen Lande der Stiergefechte und Bombenattentate.

Wenn seit einem Jahrhundert die Kirche viel tut, um die Schuld eines Jahrtausends zu sühnen, so ist das allein ein Verdienst ihrer Gegner, die sie dazu zwangen. Was die Kirche in anderthalb Jahrtausenden ihrer Herrschaft trotz brutalster Ausnützung ihrer Macht nicht zuwege brachte, ja, gar nicht wollte, das gelang spielend ihren Feinden, der Aufklärung, den Naturwissenschaften und der großen Revolution: Menschlichkeit. Jetzt erst herrscht relative Toleranz, jetzt erst wurden die Strafgesetze milder, die Kriegführung humaner. Die Kirche dachte auch gar nicht daran, die Sklaverei zu beseitigen. Als man mit Maschinen billiger arbeitete als mit Menschen, hörte sie

von selbst auf, und plötzlich wurden Christentum und Moral verzapft.

Die Kirche ist ein lehrreiches Beispiel dafür, daß die Religion nicht die Macht hat, eine tiefere Kultur zu sich emporzuheben, sondern daß sie vielmehr die Tendenz besitzt, auf das tiefere Niveau des bekehrten Volkes herabzusinken. Das gilt von der intellektuellen Seite so gut wie von der moralischen. Es zeigt sich sogar bei einer so außerordentlich hochstehenden Religion wie dem Buddhismus, der sich zum Lamaismus erniedrigen konnte. Da jede Religion im Wesen konservativ ist, so hält sie künstlich und mit Gewaltmitteln noch lange die niederen Elemente, die sie einst unter dem Druck der Verhältnisse aufnehmen mußte, fest. Wenn sie, wie die Regel, im Augenblick ihrer Übertragung höheren Kulturwert besaß als das mit ihr beglückte Volk, so macht sie das durch ihr späteres Verhalten reichlich wett.

Was aber, wenn wir die Segnungen des Christentums nicht erhalten hätten? Wären wir dann nicht in tiefster Barbarei verharrt?

Zu prophezeien ist immer eine mißliche Sache. Immerhin scheint hier die Antwort nicht so schwierig.

Wir wissen, daß wir nicht durch, sondern gegen die Kirche von der Barbarei des mittelalterlichen Strafrechtes befreit wurden. Daß die Kirche die Ketzerbrände so lange fortsetzte, wie es ihre Macht erlaubte. Über ihre kasuistische Unmoral hat auch erst die unchristliche Philosophie uns erhoben. Wird es jemand geben, der an der Vortrefflichkeit vieler heidnischer Morallehren zweifelt? Dem Sokrates oder Konfutse nicht vorbildlich sind? Es kann also nicht im aller-

geringsten zweifelhaft sein, daß die Moral des Christentums sich nicht spezifisch von der aller edler Menschen, Philosophien und Religionen unterscheidet. Sie ist die Umkehr des jedem angebornen Egoismus. Erst eine Verschmelzung ihrer praktisch unmöglichen sklavischen Selbstaufopferung mit brutaler Herrenmoral ergibt die brauchbare und auch von sittlichen Individuen geübte Menschheitsmoral.

Ob wir also Christen oder Buddhisten oder Mithragläubige, Shintoisten oder Konfutseaner, Stoiker oder sonst etwas geworden wären, in moralischer Beziehung hätte es wenig geändert.

Ja, selbst ohne Religion würde sich eine Morallehre entwickelt haben, die sich von der christlichen nicht weit entfernt haben könnte. Das beweisen viele friedliche „Wilde" der Südsee. Denn die Ethik ist durchaus kein Luxus, sondern etwas höchst praktisches, ein Bedürfnis, wenn man will ein nationalökonomischer Fortschritt, indem man auf dem Wege, mit geringstem Aufwand größten Erfolg zu erzielen, weiter geht. Sie stellt sich notgedrungen ganz von selbst und mit fast ganz gleichem Inhalt ein.

Denn jedermann wird sich bald darüber klar, daß er das beste Geschäft macht, wenn er die andern so behandelt, wie er von ihnen behandelt werden will. Auch hat es stets, selbst zur Zeit des Hexenwahns und unter dem Papismus, also, als die Menschheitswürde im Nadir stand, edle Menschen gegeben, die ihre Lebensaufgabe darin sahen, den andern möglichst viel Gutes zu erweisen. Und das geschah nicht durch, sondern häufig gegen die Kirche.

Machen wir also auch die Konzession, daß die

Barbarei von unsern Ahnen etwas später gewichen wäre, sie wären dafür im Verlauf der Geschichte nie so tief gesunken. Auch ohne Christentum hätten sie sich — das ist durch die Analogie mit andern Völkern über jeden Zweifel sichergestellt — mit fortschreitender Kultur zu einem edleren Menschtum durchgerungen. Ich dächte, das Beispiel der Griechen, Römer, Japaner und vieler anderer Völker kann darüber keinen Zweifel bestehen lassen.

Aber sie hätten, wäre ihnen diese Entwicklung selbständig zurückzulegen vergönnt gewesen, weder die Kasuistik und Sophistik der Kirche als gärendes Gift in sich aufgenommen, noch die Scheußlichkeiten des Hexenbrandes verübt.

Um es kurz zu sagen: Wir Germanen wären schon um 1500 Menschen geworden, während wir es der Kirche verdanken, daß wir bis 1800 der Mehrzahl nach Bestien blieben. Wir wären heute noch blutgierige Scheusale voll Verfolgungswut, Intoleranz und Fanatismus, hätte nicht die französische Revolution mit den Menschenrechten Ernst gemacht. Wenn also die mittelalterliche Kirche überhaupt je die Sitten gemildert hat — und das mag in bescheidenem Umfange in einzelnen Orden, in der Kranken- und Armenpflege gern zugegeben werden —, so hat sie nicht gesäumt, ihre einstigen Wohltaten durch langwährende Übeltaten wieder auszugleichen. Die viel höhere Menschheitsmoral hat sich unabhängig gemacht, ja im Kampfe mit ihr entwickelt. Das steht fest. Daß die heutige Kirche sittlich um vieles die frühere übertrifft, sei eingeräumt, aber diese Verede-

lung verdankt sie nicht der Religion oder sich selbst, sondern dem Kampf mit Revolution und Freigeisterei, dem allgemeinen Fortschritt der Kultur.

Der sittliche Mensch wird nichts Gutes tun noch etwas Böses lassen mit Rücksicht auf jenseitige Belohnung oder Strafe. Vielmehr wird er das Gute um seiner selbst willen lieben. Er wird alle jene Handlungen unterlassen, die der Allgemeinheit schaden, und tun, was ihr nützt. Es ist also ohne weiteres klar, daß der Religion, wenn wir ihr einen erzieherischen Wert überhaupt beimessen wollen, dieser nur den sittlich Rückständigen gegenüber zugebilligt werden kann. Nur hier wirken die Aussichten auf die plumpen Freuden oder Strafen des Jenseits. Aber auch den Verworfensten gegenüber ist die Religion machtlos. Denn abgesehen davon, daß der Abschaum der Menschheit für metaphysische Fragen überhaupt kein Verständnis hat, und aus diesem Grunde alles, was außerhalb seiner Sinnenwelt liegt, negiert, ist diese Menschensorte zu realpolitisch veranlagt, um auf eine sichere Freude hier mit Rücksicht auf eine unsichere im Jenseits zu verzichten.

Wenn wir also einen sittlich läuternden Einfluß der Religion einräumen wollen, so kann sich dieser nur auf eine Mittelschicht der Bevölkerung erstrecken, die weder sittlich reif, noch ganz verkommen ist. Das ist allerdings die große Mehrheit. Auf diese sucht nun die Kirche durch Gebote einzuwirken, deren Erfüllung jenseitige Freuden sichert, deren Unterlassung aber schwer geahndet wird. Daß die Religionen die Vergeltung im Jenseits plump und grobsinnlich aus-

malen, wollen wir ihnen nicht verübeln, denn sie wollen ja auf die Massen wirken und haben nicht wie der Buddhismus nur die intellektuelle Elite im Auge.

Wohl aber etwas anderes und zwar besonders dem Christentum: daß es, weit entfernt die Todesfurcht zu nehmen, sie steigert. Wenigstens bei schwachen Charakteren, die das Gute wollen, ohne es immer vollbringen zu können; und das ist die erdrückende Mehrzahl der Gläubigen.

Der Barbar hat keine Todesfurcht, denn sein Leben verdient so wenig gelebt zu werden, daß er nicht an ihm hängt. Je günstiger die äußeren Verhältnisse werden, ein je höheres Niveau ein Volk in der Zivilisation erklimmt, desto mehr wächst die Angst vor dem Erlöschen des eigenen Selbst.

Dazu wird die Gesellschaft immer differenzierter, der Gegensatz zwischen reich und arm steigert sich und das Bedürfnis nach einer ausgleichenden Gerechtigkeit wächst. Die Religion hat jetzt die schöne Aufgabe, die Todesfurcht zu nehmen und die diesseitigen Mühen in Hinblick auf die jenseitige Kompensation ertragen zu lehren. Ersteres wenigstens im Abendlande, denn der Osten, Indien, fürchtet ja bekanntlich nicht das Erlöschen, sondern das Fortleben. Ein lehrreiches Beispiel für die menschliche Torheit sich über jenseitige, jeder Erfahrung unzugängliche Verhältnisse den Kopf zu zerbrechen und aus Furcht vor dem Tode sich seines Lebens nicht zu freuen!

Nun tat die Kirche aber das Gegenteil von dem, was sie hätte tun sollen. Sie brachte den germa-

nischen Heiden, die sich auf Walhalla freuten, den langweiligen, gähnenden christlichen Himmel als Gnadenspende für Auserwählte, und weit entfernt, ihnen damit die Furcht vor dem Tode, falls sie davon je ein Fünkchen verspürt haben sollten, verscheuchen zu helfen, flößte sie ihnen die allerheftigste ein.

Während die großen Sünder wenigstens in der Regel ihr Leben genossen haben und zu guter Letzt auf die göttliche Gnade rechnen oder doch hoffen, sind gerade die hingebenden, edlen Menschen, sofern sie Kirchengläubige sind, übel dran. Denn die zu erfüllenden Aufgaben sind so zahlreich, und Christi Wort, daß alle Gebote verletzte, wer gegen eines verstieß, so hart, daß sie naturnotwendig in ständiger Angst vor dem Ende leben müssen.

Ich danke aber für eine Religion, die weit entfernt, das Sterben leicht zu machen, künstlich Todesfurcht weckt. Nur wer sich sein ganzes Leben nichts anderm als dem Dienst der Kirche widmet, also etwa die Krankenschwester, nur für den hat der Tod keine Schrecken. Aber wer kann das? Wer hat dazu die sittliche Kraft, wem erlauben es Weltanschauung und auch äußere Rücksichten?

Es scheint mir nicht zweifelhaft, daß Christi Absicht, durch seine Lehre die Schrecken des Todes zu überwinden, in seiner Kirche durchaus nicht verwirklicht wurde.

Die Anwartschaft auf das Jenseits sichert sich, wer die kirchlichen Vorschriften erfüllt. Von den zehn Geboten ausgehend, sind sie kasuistisch in ein System von wunderbarer Feinheit gebracht. Mit dem plumpen „Du sollst nicht töten", „Du sollst nicht

ehebrechen" usw. beginnt es und endet mit einem Kunstwerk, dem gegenüber die feinsten Spitzenschleier wie Fischernetze erscheinen. Aber, wird man ganz bescheiden fragen dürfen, wenn der Zweck dieser Moraltheologie der ist zu bessern, wie wird er denn erreicht? Wenn unbedingter Gehorsam gefordert wird, sind die Gebote auch derart, daß man ihnen immer folgen kann?

Greifen wir eines beliebig heraus: „Du sollst nicht töten."

Das gilt doch wohl kaum für den Soldaten? Oder in der Notwehr, wenn es kein anderes Mittel gibt, das eigene Leben oder das anderer zu schützen? Oder handelt der Staat, handelte je die Kirche nach diesem Gebot? Es kann doch nicht zweifelhaft sein, daß es in gewissen Fällen direkt unmoralisch ist, es zu befolgen, denn das Wohl der Allgemeinheit steht höher als das des Einzelnen, und häufig wird es kein anderes Mittel geben, sie vor Räubern und Mördern zu bewahren, als solche gemeinschädliche Subjekte um einen Kopf kürzer zu machen.

„Du sollst nicht lügen" lautet ein anderes Gebot. Daß auch dieses einen gesunden Kern hat, wird niemand leugnen, und für jeden, der die Lüge für die verwerflichste aller Sünden hält, ist die Frage leicht im Sinne des Gebotes zu beantworten.

Wie aber, wenn sich ein tragischer Konflikt der Pflichten ergibt? Wenn auf der einen Seite das starre „du sollst nicht", auf der andern die Vernichtung der Angehörigen, des Vaterlandes steht? Ist es jetzt nicht weit moralischer, dem Gesetz zu trotzen und dafür ein höheres zu befolgen? Solche Konflikte

sind aber sehr häufig und vor allem stets möglich, und die Frage, in welchem Falle man sozial handelt, nicht generell zu lösen. Sicher ist aber, daß die Befolgung des Gebotes nicht unter allen Umständen gut ist.

So ließen sich sämtliche Gebote durchgehen. Betrachten wir noch eines: „Du sollst nicht ehebrechen." Über die Verwerflichkeit des Ehebruches, der, zumal von seiten der Frau, die Legitimität der Nachkommenschaft gefährdet, von der des Mannes, Krankheiten das Tor öffnet, stets aber die Familie, das Fundament des Staates, gefährlich bedroht, ist sich jedermann klar.

Wie aber, wenn ein Greis ein unerfahrenes, bei der heutigen Erziehung über die geschlechtliche Seite der Ehe völlig unaufgeklärtes junges Mädchen heimführt, um sie dadurch um ihr Recht auf Liebe zu betrügen? Kann irgend ein Mensch vom andern fordern, daß er zeitlebens auf die Freuden der Liebe, auf diesen mächtigen Naturtrieb, verzichtet? Gewiß wäre die idealste Lösung die, nach einer offenen Aussprache die Ehe zu trennen. Aber Kirche und Staat erlauben das nicht überall. Auch wäre es häufig grausam, den hilflosen Greis allein zu lassen, nur aus diesem Grunde. Grausam auch, ihn aufzuklären. Ist hier nicht Ehebruch gerechtfertigt?

Wir wollen dabei die Frage ganz unerörtert lassen, ob der Staat, die Menschheit nicht ein unendlich höheres Interesse daran hat, daß ein kräftiger junger Mann im Ehebruch gesunde Kinder erzeugt, als daran, daß die Johannistriebe des Greises oder Siechen in Gestalt von verkümmerten Kindern ein elendes Leben führen, nur um eine — allerdings an

sich außerordentlich wichtige — Legitimität nicht zu verletzen?

Die Spartaner waren ehrlicher und verständiger, hatten vor allem hohes Verständnis für die biologische Beschaffenheit der Rasse, und sie haben es dieser Eigenschaft zu danken, daß sich das kleine Volk trotz fortgesetzter Kriege ein Jahrtausend rein erhielt. Auch hier steht das Wohl der Gesamtheit höher als das Recht des Einzelnen, der noch dazu ein fremdes, von der Natur verliehenes und darum heiliges, mit Füßen trat.

Sind also die Gebote in ihrer kasuistischen Fassung, weil nicht unbedingt und stets anwendbar, anfechtbar, so gilt dies doppelt von ihren Auslegungen und Ergänzungen, von jenem kasuistischen, spitzfindigen System, das besonders die jesuitischen Moraltheologen mit Meisterschaft ausbildeten.

Was soll man etwa von den Ausführungen des berühmten Alfonso von Liguori über den Eid sagen? Er gestattet den Gebrauch mehrdeutiger Worte und — scharfsinnig, wie er und seine Fachgenossen nun einmal sind — konstatiert sofort eine dreifache Art der Mehrdeutigkeit: Erstens kann das Wort einen doppelten Sinn haben, zweitens kann der ganze Satz einen doppelten Sinn haben und drittens kann das Wort einen buchstäblichen und einen figürlichen Sinn haben. In allen diesen Fällen kann man zweideutig sein, ohne zu lügen bzw. einen Meineid zu schwören.

Oder was ist die Lehre vom Probabilismus anderes als die Rechtfertigung der höchsten Unmoral? In allen solchen Fällen nämlich, wo über einen Moralsatz verschiedene Theologen geteilter Meinung sind,

steht es jedermann frei, die Version sich zu eigen zu machen, die „der Freiheit am günstigsten ist". Statt also sein Gewissen zu befragen, wählt der Biedermann sich eine ihm passende Moralmeinung aus!

Für jeden, der auf Kantschem Boden steht, für jeden auch, der in der autonomen Moral ein Mittel sieht zur Veredelung des menschlichen Zusammenlebens, der nicht auf die Handlung, sondern auf die Motive des Handelnden sein Augenmerk richtet, steht das Urteil über jegliche Kasuistik fest. Nicht die einzelnen Handlungen sind gut oder böse, sondern ganz allein die Nebenumstände, die Erwägungen, denen sie ihren Ursprung verdanken.

Die einfache Moral Christi — die übrigens in der heidnischen Antike schon längst bekannt war — „was du willst, daß euch die Leute tun, das tut ihr ihnen" steht turmhoch über jeder Ergänzung, die doch nur den Zweck haben kann oder wenigstens die Folge hat, sich von lästigem Zwang zu befreien. Die antisoziale Gesinnung ist allein fluchwürdig. Sie aber wird von der kasuistischen Unmoral gar nicht getroffen, während andererseits Handlungen, in sozialer Absicht ausgeführt, vor der Kasuistik nicht bestehen können, wenn der Effekt sich nicht einstellte.

Fassen wir alles zusammen, so ergibt sich, daß die Kirche, die blutgierigste Institution der Weltgeschichte, seit der zweiten Hälfte unseres Mittelalters außerordentlich viel mehr Böses als Gutes auf sittlichem Gebiete stiftete. Statt die natürliche Brutalität eines jugendlichen Volkes zu bändigen, hat sie ihr noch Raffiniertheit gesellt.

Die Besserung in den beiden letzten Jahrhunderten

ist, soweit nicht Machtverlust sie vortäuscht, allein der Aufklärungsphilosophie, den Freigeistern, der großen Revolution, kurz, dem Heidentum zuzuschreiben und reicht nur so weit wie diese Kontrolle. Trotz künstlich gesteigerter Todesfurcht hat sie die sittliche Verwilderung ihrer Gläubigen nicht nur nicht hindern können, sie hat sie im Gegenteil gefördert durch ihre Kasuistik, die höchste in ein System gebrachte Unmoral.

Was wir ihr aber zum schwersten Vorwurf machen müssen: Sie hat aus der erhabenen Person eines Jesus ein Zerrbild gemacht, das den Kulturmenschen abstößt. Nur wenige gelangen durch den unangenehmen Geruch der Weihrauchwolken zur edlen Menschlichkeit des Mannes, dessen Namen fast das Einzige ist, was in seiner Kirche an ihn erinnert.

Bis zur Stunde habe ich die Abneigung gegen die Kirchenväter, gewiß vortreffliche Männer, und zum Teil im Vollbesitz der klassischen Bildung, nicht überwinden können. Die alte Geschichte aber verliert für mich an Interesse, seit das Christentum in ihr eine Rolle zu spielen beginnt. Darin fühle ich wie unser geliebter Schiller.

Kulturmenschen sind wir erst, seit die Allmacht der Kirche gebrochen wurde. Bis nicht die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt ist, wissen wir nicht, ob wir es auch dauernd bleiben werden.

Kirche und Wissenschaft

Als die ersten Glaubensboten nach Deutschland kamen, da war es ein wildes barbarisches Land, denn die römische Kultur war in den Kriegen der Völkerwanderung, wo sie überhaupt Fuß gefaßt hatte, fast spurlos untergegangen. Jetzt galt es von vorne anzufangen, und dieser Aufgabe unterzog sich die Kirche mit größtem Eifer und Erfolge.

Von St. Gallen bis nach Ungarn bilden die Benediktinerklöster eine geschlossene Kette von Pflanzstätten der Kultur. Was wäre das damalige Deutschland ohne die Kirche, die allein die Trümmer der Antike durch barbarische Jahrhunderte rettete? Damals gab es Bildung ganz ausschließlich im Klerus. Jahrhundertelang, von Nithart in den Tagen der Karolinger bis zu den Minnesingern hat überhaupt kein Laie zur Feder gegriffen. Viele unserer Kaiser und Könige konnten weder lesen noch schreiben.

Es kann nicht bestritten werden, daß in der ersten Hälfte des Mittelalters die Kirche im Alleinbesitz der Kultur war, daß sie sich die allergrößten Verdienste nicht nur durch Überlieferung von Bruchstücken aus den glorreichen Tagen des Griechen- und Römertums erwarb, sondern auch schöpferisch tätig

war als Bauherrin, als Auftraggeberin für Maler, Bildhauer, Musiker und Goldschmiede. Gerade diese Sorge um die Künste ist bis zum heutigen Tage ein Verdienst, das wir ihr nicht vergessen wollen.

Sehen wir von der Pflege der Kunst, die bis heute währt, ab, so ist die Bedeutung der Kirche in unserm Geistesleben seit den Kreuzzügen in rascher Abnahme begriffen. Ja, wo sie sich bemerkbar macht, geschieht es in kulturhemmendem Sinne. Schon damals beginnen Konflikte zwischen Kirche und Wissenschaften. Albertus Magnus entzieht sich mit Mühe den Anklagen wegen Zauberei, Bacon wird jahrelang auf Grund seiner genialen Entdeckungen und Beobachtungen im Gefängnis gehalten. Beide sind noch dazu Ordensgeistliche, die naturgemäß in ihrer Organisation eine Stütze haben.

Die Konflikte auf theologischem Gebiete waren stets zahlreich, denn es liegt auf der Hand, daß man hier zu allen Zeiten Neuerungen wenig gewogen war. Schließlich ist es für der Menschheit Wohl und Wehe auch recht belanglos, ob die Universalisten oder Nominalisten im großen Kampf der scholastischen Schulen siegreich blieben. Überdies wissen wir naturgemäß ja nie, ob etwas Wahres an den transzendentalen Lehren ist und was daran wahr ist. Vielleicht haben die Mystiker recht, vielleicht trafen später die Rationalisten und Jansenisten, die Deisten oder Theisten das Richtige. Darüber haben wir nicht zu entscheiden, und nichts liegt uns ferner als uns in die Theologie einzulassen, solange sie mit den Er-

fahrungswissenschaften und der Vernunft nicht kollidieren, sondern sie lediglich ergänzen, bzw. über sie hinausgehen.

Immerhin können wir hier eine interessante Beobachtung machen. Vorausgeschickt sei, daß auch ein intelligenter Mensch vieles glauben mag, was weit über die Erfahrung hinausgeht, ja, vielfach finden wir die reinsten Mystiker gerade unter den geistig Hochstehendsten. Man denke etwa an so gewaltige Genies wie Buddha und Lieh oder an geistreiche Männer wie Tauler, Meister Eckart, Paracelsus und Jakob Böhme. Aber niemals wird der geistig, also auch kritisch Reife Dinge glauben, die der Erfahrung oder Vernunft widersprechen. Wir haben demnach für die Zu- oder Abnahme der Intelligenz einen Maßstab in dem, was die Kirche im Laufe ihrer Entwicklung den Gläubigen vorschrieb.

Der erste große Lehrstreit in der Kirche war bekanntlich der Arianische. Der alexandrinische Presbyter lehrte seit 318 im Gegensatz zu seinem Bischof Alexander, daß Christus als Sohn Gottes von diesem geschaffen, über die andern Geschöpfe erhaben, aber doch mit Gott nicht wesensgleich sei, sondern eine mittlere Stellung zwischen Gott und Menschheit einnähme. Alexander dagegen faßte Christus auf als von Gott von Ewigkeit her gezeugt und wesensgleich mit ihm. Auf dem Konzil von Nicäa (325) wurde unter dem Druck Konstantins diese Lehre des Arius verdammt und die der ursprünglichen Wesensgleichheit (homousia) akzeptiert.

Athanasius war Hauptanwalt der letzteren. Hier war also von kirchlicher Seite das sonderbare Faktum

konstatiert worden, daß Sohn und Vater gleichalterig sind! Bekanntlich nahmen die Germanen, besonders Ost- und Westgoten und Langobarden, die arianische Lehre an, und diesem Sieg der Vernunft bei ihnen ist nicht zum mindesten ihr späterer Untergang zuzuschreiben. Das einzige germanische Volk, das Athanasius folgte, die Franken, haben bekanntlich allein alle Stürme überdauert.

Damals wurde auch die wunderbare Entdeckung gemacht, daß Gott Vater, Christus und der Heilige Geist zwar jeder ein vollkommener Gott seien, trotzdem aber nicht drei Götter, sondern nur ein göttliches Wesen. Früher war man naiv genug gewesen, dreimal eins für drei und nicht für eins zu halten. Seit anderthalb Jahrtausenden zerbrechen sich die Theologen über dieses „Wunder" die hochgelahrten Köpfe. Als Roscellinus den Mut hatte, die Dreieinigkeit als drei Gottheiten zu bezeichnen, zwang ihn 1092 das Konzil von Soissons zum Widerruf.

Noch im 4. Jahrhundert, das nach obigen Beispielen die Vernunft nicht wesentlich gefördert hat, verwarfen Synoden und angesehene Kirchenväter die Bilderverehrung. Wenigstens verboten sie Abbildungen Gottes und Christi. Augustinus klagte über Bilderanbetung. Seit dem 6. Jahrhundert etwa begann man zu berühmten Bildern zu wallfahrten, bis Leo der Isaurier (717—741) und seine Nachfolger es versuchten, dem Unfug ein Ende zu bereiten. Aber auch hier siegte nicht die Vernunft. Die Kaiserin Irene ließ 787 zu Nicäa, Theodora zu Konstantinopel (842) beschließen, daß die Bilder Christi, Mariä, der Engel und Heiligen durch Küssen,

Kniebeugen, Lichter und Weihrauch zu verehren seien.

Daß diese Verfügung von heilsamster Wirkung für die Entwicklung der Kunst war, ist klar, nicht so, daß sie einen Triumph des Intellekts darstellt. Der Halbbarbar Karl der Große hatte dafür auch das richtige Verständnis, wenn er auf der frankfurter Synode (794) den Bilderdienst ablehnte. Er verwarf durchaus nicht den Besitz von Bildern zum Schmuck und zur Erinnerung, erklärt sie aber an und für sich für religiös gleichgültig. Mit Nachdruck aber bezeichnet er es als töricht, vor den Bildern Weihrauch und Lichter anzuzünden, was die siebente Synode von Nicäa in ihrer siebenten Sitzung bestimmt hatte.

Wir wollen darauf verzichten, im einzelnen die Entwicklung des Glaubens zu verfolgen. Es genüge die Feststellung, daß im 9. Jahrhundert Johannes Scotus Erigena wegen freierer Erklärung der Bibel verfolgt wurde. Denn die orthodoxen Kirchenlehrer duldeten schon damals keine Vereinigung der Lehren der Bibel und Kirchenväter mit der Vernunft, hielten vielmehr an der Unantastbarkeit jedes Dogmas fest. Niemals dürfe die Vernunft zur Bekämpfung und Widerlegung kirchlich sanktionierter Dogmen mißbraucht werden. Die Philosophie wurde Magd der Theologie, der Glaube war dem Intellekt übergeordnet.

Ein großer Denker wie Pierre Abälard, der den christlichen Glauben auf allgemeine Vernunftprinzipien zurückführen wollte, der die Absicht für das maßgebende Kriterium erklärte und Reue und Buße, nicht aber die äußerlichen Gebräuche der Kirche, als einzige Sühne der Sünde betrachtete, scheiterte. Dafür

triumphierte Thomas von Aquino mit seiner Lehre vom Ablaß, den Seelenmessen, der Priesterabsolution, Ohrenbeichte und dem „Schatz der guten Werke".

Vorher schon, 1215, war das Dogma von der Verwandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut Christi proklamiert worden! Eine Rückkehr zum Gedanken des blutigen Menschenopfers, des Kannibalismus!

Daß viele Scholastiker, geistig außerordentlich hochstehende Männer, deren Feinheit im abstrakten Denken wir nur mit großer Mühe folgen können, weit entfernt, die Vernunft zu befreien, sie immer mehr knebelten, war weniger ihre Schuld als die der Kirche.

Betrachten wir endlich noch das Dogma der unbefleckten Empfängnis, sowie das der päpstlichen Infallibilität, so wird niemand zweifeln, daß in rein theologischen Fragen nicht Vernunft und Intellekt, sondern das Gegenteil siegten.

Daß dieser ganze enge, der freien Benutzung des Verstandes feindliche Geist die ungünstigste Wirkung auf die profanen Wissenschaften ausüben mußte, liegt auf der Hand. Im frühen Mittelalter trat das aus dem einfachen Grunde nicht in die Erscheinung, weil ein weltliches Wissen und Forschen nicht existierte, vielmehr nur die Trümmer antiker Kenntnisse, nicht ohne weiter abzubröckeln, notdürftig konserviert wurden.

Je weiter aber das Mittelalter fortschreitet, je stärker die Organisation, Macht und Herrschsucht der Kirche wurden, je selbständiger sich andererseits die weltlichen Wissenschaften entfalten, desto

zahlreicher und tiefgreifender werden auch die Konflikte.

Ein Kopernikus, ein Galilei verfallen der Zensur, während gleichzeitig die Kirche mit aller Gewalt Teufelsglauben und Hexenwahn verbreitet, die Lehre vom Incubus und Succubus und anderes unflätiges Zeug ausbildet und dafür Tinte und Blut vergießt. Und zwar das alles in einer Zeit, wo nach authentischen und unverdächtigen Zeugen das Volk keine Neigung hatte, diese Phantastereien mehr zu glauben. Ohne die Kirche wäre der barbarische Entwicklungszustand des Animismus, Totemismus und Fetischismus schon Jahrhunderte früher überwunden worden, und wenn wir heute noch auf krassesten Aberglauben stoßen, so trägt sie die Hauptschuld daran.

Aber nicht nur gegen die gewaltigen astronomischen und kosmischen Entdeckungen ging priesterliche Borniertheit erbarmungslos vor. Hier hatte sie noch einen Scheingrund zu ihren Gunsten, denn es war klar, daß mit der Entthronung der Erde als Mittelpunkt des Weltalls auch die Menschheit und damit die Kirche Gefahr lief, depossediert zu werden; gegen eine Unzahl anderer Fortschritte verhielt sie sich nicht anders, wiewohl hier Notwehr gar nicht in Frage kommen konnte. Man denke an die Physiker und Chemiker, die als Verbündete Satans galten und danach behandelt wurden. Man erinnere sich der großen Entdeckungsreisenden, eines Kolumbus, dem als einzige Unterstützung kirchlicherseits auf seine Fahrt der Bannfluch mitgegeben wurde, weil sie die Kugelgestalt der Erde voraussetzte! Wie wurde der große Geologe Lyell bekämpft, weil er

die bisher gültige Katastrophentheorie widerlegte und nachwies, daß die geologischen Perioden unserer Erde nicht plötzlich, sondern allmählich einander ablösten.

Noch heute wird mit fanatischem Haß die Entwicklungslehre verfolgt, vor allem Darwin und Häckel. Man hält die Abstammung von tierischen Vorfahren für unvereinbarlich mit der menschlichen Würde, während es die Kirche nicht für Unrecht hielt, durch Aussaugung des Volkes, systematische Knechtung und Verdummung ihre „Schafe" auf ein Niveau herabzudrücken, das ihre Urahnen vor ungezählten Jahrhunderttausenden einnahmen.

Und was ist der Grund für alle diese Widerstände, die dem Fortschritt und der Aufklärung, der Erkenntnis der Natur und des Menschen geleistet werden: Bibel und Dogmen, oder richtiger die Kurzsichtigkeit der Kirche, das „Es steht geschrieben" höher zu stellen als Erfahrung und Vernunft. Im stillen aber lauert die berechtigte Angst, ein aufgeklärtes Volk werde dieses Joch nicht länger tragen wollen!

Solange Europa ein halbbarbarisches Land war, entwicklungsgeschichtlich unter dem Niveau stehend, das das Judentum zur Zeit der Bibelredaktion, in gewissen naturwissenschaftlichen Fragen auch das klassische Altertum einnahm, solange war die kirchliche Tätigkeit, auch auf wissenschaftlichem Gebiete, schätzbar. Sobald aber der Germane anfing die Welt mit eigenen Augen zu betrachten, seinen angeborenen Verstand zu gebrauchen, da war jeder wissenschaftliche Konflikt zwischen ihm und der Kirche gleichbedeutend mit einem Kampf zwischen überwundenen

Stufen der Erkenntnis und solchen, denen die Zukunft gehört. Die natürliche Trägheit und Feindschaft gegen alles Neue, die im Volke sitzt, wurde nicht etwa durch die Kirche bekämpft, sie wurde mit allen Mitteln gefördert.

Die Kirche war von ihrer Unfehlbarkeit so durchdrungen, daß sie gar nicht merkte, wie die Welt außer ihr sie überflügelte. Das ist bereits seit dem 15. Jahrhundert der Fall. Nun spielt sich der tragische und das Blut in Wallung bringende Kampf zwischen der rückständigen Kirche und der fortschreitenden bürgerlichen Intelligenz ab, in dem natürlich auf die Dauer die Kirche unterliegen mußte. Aber was für Opfer kostete er bis heute!

Es gibt ja gar kein kläglicheres Bild als zu beobachten, mit welchen Sophismen und Ausflüchten die Pfaffen sich winden, um nur nicht die zahllosen Lücken, Naivitäten und Irrtümer der kirchlichen Lehre zugeben zu müssen. Mögen sie so klar zutage liegen, daß jeder Idiot sie erkennt, das genügt nicht zur Befreiung vom Glaubenszwang, wenn sie nicht auch bereits vor ein paar Jahrhunderten aufgedeckt wurden! Und zwar wird dann in bezeichnender Weise nicht etwa eingeräumt, daß die Bibel von Irrtümern und Widersprüchen strotzt, sondern es wird entweder heruminterprätiert, bis mit Ach und Krach eine leidliche Harmonie zwischen Tatsachen und Bibelwort hergestellt ist, oder es wird falsche Überlieferung des heiligen Textes vorgeschützt oder aber ausnahmsweise eine Stelle in übertragenem Sinne genommen.

Noch aus meiner Schulzeit ist mir erinnerlich — und heute wird es nicht viel anders sein —, daß

bei Konflikten zwischen Bibelwort und Erfahrungswissenschaften der Geistliche mit unnachahmlich hoheitsvoller, überlegener Miene fragte: „Glaubst du, daß Gott lügt?" Damit war der Fall erledigt.

So wird die Spannung zwischen dem Denken des gebildeten Laien und der Kirche ständig größer. Nicht die Weltanschauung, soweit sie Gott, Offenbarung und Unsterblichkeit zur Basis hat, ist es, die auf Schritt und Tritt den Fortschritt hemmt. Diese Grundlagen sind unbeweisbar, aber auch für alle Zeiten unwiderlegbar und darum ausschließliches Dominium der Religion.

Was mit rücksichtsloser Energie bekämpft werden muß, ist der Geist der Kirche, wenigstens so lange sie sich des Staates bedienen kann, um ihm Geltung zu verschaffen. Einst war er fortschrittlich, als er Weisheit und Kenntnisse einer überlegenen Kultur vermittelte. Heute ist er rückschrittlich. Nicht allein, weil die Antike uns nicht mehr allzuviel zu sagen hat, da wir ja jetzt dasselbe Kulturniveau einnehmen wie einst Griechen und Römer. Mehr noch aus dem Grunde, daß aus ihr in das kirchliche Denken nur überging, was hineinpaßte, und das war keineswegs immer das Beste. Und selbst das ist im Laufe der Jahrhunderte noch immer mehr rebarbarisiert, indem sich der Geist verflüchtigte, um die tote Form zurückzulassen.

War selbst lediglich vom Standpunkte der Wissenschaft betrachtet der Gewinn, den die Germanenwelt durch die konservierende Tätigkeit der Kirche zog, größer oder der Verlust? Man möchte sich zu letzterem Urteil neigen und das um so mehr, je

länger die Bevormundung heute noch aufrecht er-
halten wird.

Denn soviel steht fest: Seit Jahrhunderten schritten
Kultur und Wissen nur um ebensoviel vor, wie die
Kirche zurückwich. Mag sie Indianern und Negern
auch noch viel Gutes zu bringen haben, für uns
Europäer ist sie gegenwärtig die fortschrittfeindlichste
Macht der Welt. Wir haben das Mittelalter erst dann
endgültig überwunden, wenn sie lahmgelegt sein wird.
Denn wer sich anmaßt mit dem Anspruch auf Unfehl-
barkeit an alle großen Gedanken und Entdeckungen
den Maßstab seiner mittelalterlichen Weltanschauung
und Kenntnisse anzulegen und sie danach zu zensu-
rieren, hat das Recht verwirkt, ein Kulturvolk wie
das Deutsche weiterhin zu leiten.

Wohltätigkeit

Wir wollen nicht von den Motiven sprechen, die viele veranlassen, den Armen zu spenden, nicht von der Form der Wohltätigkeitsfeste und Tanzereien, bei denen die Dekorationen weit mehr als die Hälfte der Gesamteinnahmen verschlingen, auch nicht von manchen widerlichen Auswüchsen, die das Geben zu einem Geschäft machen, das wucherischen Zins im Jenseits tragen soll. Nicht die Gesinnungen der Spendenden, nur die Wirkungen der Gaben seien ins Auge gefaßt.

Wer die Armut sieht ohne weiche Empfindungen, ohne den Wunsch zu helfen, ist ein schlechter Mensch. Aber wahres Elend wird in seltenen Fällen dort zu finden sein, wo es am meisten in die Augen fällt. Der Bettler an der Kirchentür ist häufig ein Krösus gegenüber der darbenden Beamtenswitwe, die Sorge trägt, ihre Blößen zu verhüllen, die neben dem Kampf gegen Hunger und Kälte den schwereren kämpft, nicht arm erscheinen zu wollen, um dem kränkenden Mitleid zu entgehen. Da und nur da ist die furchtbarste Not zu Hause. Wer hier hilft, leistet tausendfache Wohltat.

Wer wagt es, die Frage zu beantworten, ob jener

für die Menschheit Größeres leistet, der mit Feder oder Pinsel Meisterwerke schafft zur Freude der Welt und zur Erhöhung des eigenen Namens, wer neue Wahrheiten findet, oder jener, der den Hungernden speist, dem Dürstenden einen Trunk reicht? Ich nicht!

Nie würde ich es mir verzeihen können, den Bettler ohne Nahrung von meiner Türe fortzuschicken. Unendlich höher steht das Gefühl der Befriedigung über eine gute Tat als das über den Beifall der Welt. Und so denken und handeln zahllose Menschen innerhalb und außerhalb der Christenheit. So soll es sein und bleiben in alle Ewigkeit. Ohne nach der Würdigkeit des Darbenden zu fragen spenden die Klöster, besonders die des Franziskanerordens, in dem Christi Geist am lebendigsten wirkt, jedem, der sich naht. Ohne Anschauung des Glaubens gibt der Jude den zehnten Teil seines Jahreseinkommens den Armen und beweist damit ein edles, freies Menschentum, das vielen seiner Feinde, die nicht müde werden, zu mittelalterlichem Rassen- und Klassenhaß aufzureizen, zur Nacheiferung dienen sollte.

Streng zu scheiden sind die Motive des Spenders von der Wirkung der Spende. Betrachten wir sie und die Gründe für die Armut und kommen wir zu einem der landläufigen Ansicht entgegengesetzten Resultate, — dann möge niemand daraus für seine Person die Berechtigung zur Hartherzigkeit folgern. Um einen vermehren wir nur die Zahl der Fälle, in denen Vernunft und Herz kollidieren, eine endgültige Entscheidung nicht möglich ist und ein Irren dem Einzelnen

oft mehr Segen stiftet als ein strenges Einhalten des von der Vernunft geforderten Weges.

Gesetzt, ein Land kann eine Bevölkerung von fünfzig Millionen gut ernähren, während es sechzig Millionen Einwohner hat. In der Folge werden große Anstrengungen gemacht werden, um die Wirtschaft zu heben. Größere, bisher unfruchtbare Ländereien werden unter den Pflug genommen, verbesserte Verkehrswege sorgen für gleichmäßigere Verteilung der Güter, verbesserte Düngung usw. für erhöhten Ertrag. Infolgedessen werden in einigen Jahren im gleichen Lande statt fünfzig Millionen deren sechzig gut leben können. Durch den erhöhten Wohlstand wird aber die Bevölkerung angeregt sein sich zu vermehren, so daß hinfort siebzig Millionen sich in die Nahrung teilen müssen, die reichlich auch auf Grund der gesteigerten Wirtschaft nur für sechzig vorhanden ist. Die weitere Folge ist eine neuerliche Erhöhung der Produktion: die Industrie wird sich im Ausland Absatzgebiete suchen, Kolonien werden gegründet und vom Vaterlande her besiedelt, kurz, man wird Mittel und Wege finden, siebzig Millionen gut zu ernähren. Aber während das gelingt, hat sich die Bevölkerung weiter vermehrt, und wieder wird ein zahlreicher Bodensatz hungernder, armer Leute da sein.

Fragen wir nun, wer diese Armen eigentlich sind, so kann die Antwort nur lauten: Es sind jene, die im Konkurrenzkampf unterlagen: die Kranken, die Schwachen, die Dummen, Leichtsinnigen und Faulen!

Soweit es sich um jene Unglücklichen handelt, die auch beim besten Willen nicht mehr leisten können,

wird man mit ihnen Mitleid haben müssen und ihnen nach Kräften helfen. Aber was tut man damit? Man sorgt künstlich dafür, daß die minderwertigsten Elemente fortbestehen können und einen Ballast bilden. Man fällt der Natur, die sich im Kampf ums Dasein und im Überleben des Geeignetsten ein Mittel schuf, die Rasse zu heben, in den Arm. Muß da nicht Degeneration die Folge sein? Im Tierreich, in der freien Natur wird der Schwächling ausgemerzt, im Wildpark, wo alle künstlich geschont werden, sehen wir in der qualitativen Verringerung des Wildes deutlich die verderblichen Folgen. Im Menschenleben ist es selbstverständlich genau so.

Wenn es also richtig ist, daß stets ein Bodensatz zurückgebliebener Elemente in jedem Volke existiert, daß dieser den andern Licht und Luft und Nahrung beeinträchtigt, so ist es klar, daß es keineswegs im Interesse der Gesamtheit liegt, diese künstlich zu erhalten. Gilt dies den Unintelligenten, Kranken und Schwachen gegenüber, so noch im erhöhten Grade von den Faulen, Lasterhaften und Leichtsinnigen. Die Vernichtung einer jeden solchen Existenz ist ein Gewinn für alle tüchtigen Elemente, denen dieses Unkraut bisher Licht und Boden beschränkte.

Die Richtigkeit der Erwägungen im allgemeinen zugegeben, wird man doch einwenden können, daß gar oft ein einzelnes tüchtiges und hochstehendes Individuum durch ungünstige Verhältnisse in die traurige Lage kommt, sich nicht entfalten zu können. Räumen wir das ein, so trifft zwar nicht den Einzelnen die Schuld, wohl aber seine Familie. Dann müssen wir — hart aber logisch — fordern, daß solche

Familien ausgemerzt werden. Denn es gibt nachgewiesenermaßen Familien, die nur oder fast nur aus antisozialen Elementen bestehen. Diese mit Rumpf und Stumpf auszurotten oder wenigstens ihrem Schicksal zu überlassen fordert das Interesse der Allgemeinheit.

Anders ist ja allerdings der Fall gelagert, wenn vorübergehende Schwäche oder Ungunst der Verhältnisse das tüchtige Individuum lähmen. Daß dieses gefördert werden muß, bis es selbsttätig wieder in den Kampf ums Dasein eingreifen kann, ist selbstverständlich.

Doch das sind Ausnahmen, wie ja auch das Genie, das sich aus ungünstigsten Verhältnissen emporschwingt, stets die Ausnahme bildet. Übrigens trifft diese vorübergehende Armut fast nur den gebildeten Mann aus höheren Ständen. Er ist allein der wahrhaft arme. Während der aus dem niederen Volke stets Beschäftigung findet, wenn er sie ehrlich sucht, sich ausnahmslos vor dem Hungertode bewahren kann, ist es für den Mann aus höheren Ständen, der durch Krankheit stellenlos wurde, oft außerordentlich schwierig, ja unmöglich, eine seinen Fähigkeiten entsprechende Arbeit zu erlangen.

Wenn irgendwo, so hat hier die Mildtätigkeit einzusetzen. Hier handelt sie auch nicht antisozial, sondern im Gegenteil nicht nur barmherzig gegen den Einzelnen, sondern auch die Gesellschaft fördernd. Denn dieser ist damit gedient, wenn tüchtigen Elementen über Augenblicke der Schwäche fortgeholfen wird.

Unzweifelhaft steht fest, daß in jedem Staate eine Unterschicht aus den Untüchtigsten bestehen muß. Es handelt sich nicht darum, diese zu beseitigen. Das ist ausgeschlossen, da erhöhter Reichtum zu gesteigerter Menschenproduktion führt. Sondern lediglich darum, wer ihr angehören soll.

Sein Vermögen diesen Armen zu geben, ist Wahnsinn, denn der Wohltäter verarmt, ohne daß die Masse wohlhabend wird. Sie wird es nicht, wenn man ihr Milliarden zuwirft, denn sie besteht fast ausschließlich aus leichtfertigen, faulen und in den Tag hineinlebenden Elementen. Vermag es die Privatwohltätigkeit aus diesen die tüchtigen, unverschuldet ins Unglück geratenen — das sind aber die wenigsten! — emporzuheben, dann handelt sie nicht nur edel, sondern auch klug. Aber auch nur dann; denn die Armut ist fast stets wohlverdienter Lohn für Unfähigkeit, Laster und Faulheit. Sie im großen zu bekämpfen, heißt Prämien setzen auf schlechte Eigenschaften und einer Veredelung unseres Volkstums entgegenarbeiten.

Bedürfnislosigkeit

Da es für die große Mehrzahl der Menschheit unmöglich ist, alle Wünsche oder auch nur einen großen Teil zu erfüllen, da ferner die Bedürfnisse unendlich viel schneller wachsen als die Mittel sie zu befriedigen, fordert die Morallehre aller Kulturvölker Bedürfnislosigkeit.

Es kann ja nicht strittig sein, daß es im Effekt dasselbe ist, ob ich bei großen Mitteln große Bedürfnisse oder bei kleinen Mitteln kleine Bedürfnisse habe. Denn wenn die Zufriedenheit Glück ist, dann ist Unglück das Gefühl des Entbehrenmüssens. Daß es hier keine absoluten Maßstäbe gibt und es heller Unsinn ist zu sagen, der Besitzer von einer Million ist zehn Mal so glücklich wie der von hunderttausend und hundert Mal so glücklich wie der von zehntausend Mark, liegt auf der Hand. Sie werden gleich zufrieden sein, wenn ihre Wünsche im richtigen Verhältnis zu den Mitteln zu ihrer Befriedigung stehen, ja, der Millionär wird — ceteris paribus — viel unglücklicher sein als der Taglöhner, wenn letzterer bedürfnislos, dieser voll unerfüllbarer Wünsche ist.

Nun müssen wir allerdings unterscheiden zwischen natürlichen Bedürfnissen und anerzogenen. Gute und

reichliche Nahrung, entsprechende Kleidung und Wohnung, Reinlichkeit und Gesundheit zu fordern ist unser natürliches Recht. Der Asket, der sich darüber hinwegsetzt, braucht einen bedeutenden Aufwand von Willenskraft, um sein naturwidriges Streben zu erfüllen. Die Fortschritte unserer Hygiene und unseres Wirtschaftslebens in dieser Richtung sind mit größtem Dank zu begrüßen. Verlängerung der Lebensdauer, Erhöhung der Gesundheit und der Kraft sind die Folgen dieser rationellen Bedürfnisbefriedigung. Denn daß es ein Unterschied ist, ob die Technik für gesunde und billige Heizung und Beleuchtung sorgt oder ob sie den Markt mit „Schmücke dein Heim"waren versorgt, ist klar. Wir dürfen also dem Wirtschaftsleben nur insofern den Vorwurf machen, die Bedürfnisse zu steigern und damit Unzufriedenheit zu erwecken, als es sich um künstliche oder gekünstelte handelt.

Normalerweise frieren wir erst und begehren dann wärmere Kleidung. Erst haben wir Hunger, dann wollen wir essen. Leute, die mit Reizmitteln und Delikatessen künstlichen Hunger erzwingen, stehen mit Recht im Rufe von Sybariten.

Nun können wir aber täglich beobachten, daß auf dem Markt Dinge auftauchen, die gar kein vorhandenes Bedürfnis befriedigen, sondern neue erst gewaltsam wecken, um sie dann abzustellen. Das gleicht dem Manne, der Feuer anlegt, nur aus Freude am Löschen. Hier handelt es sich um eine ungesunde Erscheinung. Das kann, vom moralischen Standpunkte betrachtet, kaum zweifelhaft sein. Mag der Handel auch dabei so gut gedeihen wie die Industrie, so sind doch beide

nur da zum Wohle der Allgemeinheit. Je mehr sie auf dem bisher eingeschlagenen Wege fortschreiten, desto mehr arbeiten sie daran, das Volk, das schon eine Fülle dringender Bedürfnisse nicht befriedigen kann, durch Erweckung höchst überflüssiger zur Unzufriedenheit zu erziehen. Wir sehen also mit Staunen, daß ein guter Teil unserer Entwicklung darauf abzielt, unglücklich statt glücklich zu machen.

Daß die Bewohner der tropischen Kolonien in Glück und Freude lebten, bevor die Europäer kamen, ist natürlich ein Märchen. Krankheiten, Katastrophen und grausame Kriege trugen das ihrige dazu bei, um sie in paradiesischer Landschaft daran zu erinnern, daß die Erde doch letzten Endes ein Jammertal ist. Aber was sie nicht hatten und weshalb man jeden einzelnen beneiden konnte, das waren Sorgen um den nächsten Tag, Bedürfnisse, törichte Wünsche. Man lebte in den Tag hinein, aß sich satt, beschränkte die Arbeit auf das Notwendigste in der richtigen Erwägung, daß man nicht lebt, um zu arbeiten, sondern arbeitet, um zu leben.

Da kamen die Kulturbringer mit Kanonen, Schnaps und Bibeln und machten die Leute, unter dem Vorwande, sie zu zivilisieren, unglücklich. Als ob es ein höheres Ziel aller Kultur und Zivilisation geben könnte als das, möglichst viele möglichst glücklich zu machen! Auf diesem Wege waren jene Völker schon ziemlich weit fortgeschritten und wären es noch weiter, wenn man ihnen geholfen hätte, Krankheiten und Kriege zu beseitigen, statt ihnen Laster und Bedürfnisse zu bringen.

Mag sein, daß das Verlangen nach Schnaps ein

Sporn zur Arbeit war und dieses den Kolonisatoren
zum Vorteil gereicht. Aber damit tat man doch den
Eingeborenen nichts Gutes. Und dann dieser Un-
sinn, ihnen Kleidung aufzuzwingen, wo man gleich-
zeitig in Europa nach Kräften auf ihre Einschränkung
hinarbeitet! Daß hier unter dem Deckmantel der
Moral die Geschäfte unserer Industrie geführt werden,
liegt offen zutage.

Andererseits wäre die Folge der allgemeinen Be-
dürfnislosigkeit ein Rückgang aller Produktion. Der
Reichtum der Nationen würde beim Sinken der Arbeit
abnehmen, desgleichen aller und jeder Luxus, die
Künste würden darben, kurz, es würde eine Rebarba-
risierung auf vielen Gebieten einreißen.

Denn das muß man sich vor Augen halten: die
berechtigte Forderung der Moralisten nach Bedürfnis-
losigkeit als Voraussetzung des individuellen Glückes
steht in kontradiktorischem Gegensatz zu unserer gan-
zen Wirtschafts- und Kolonialtätigkeit. Der Troglodyt
war vielleicht glücklich, zweifellos im Vergleich mit uns
außerordentlich bedürfnislos. Aber er war ein Barbar.
Wir sind wohl weniger glücklich, weil unsere Be-
dürfnisse ins Uferlose gewachsen sind, aber wenig-
stens steht unsere materielle Kultur, die uns von
Jahreszeiten und Klima unabhängig macht und Zeit
und Raum uns zu überwinden gelehrt hat, auf respek-
tabler Höhe. Es muß sich nur fragen, ob das höchste
Ziel das Glück oder die blühendste Industrie und
die Förderung der größten Reichtümer ist, was immer
noch nicht entschieden zu sein scheint. Ferner dürfte
der Gesamtheit kaum schaden, was jedem Einzelnen
nützt und umgekehrt.

Aus allem ergibt sich das merkwürdige Phänomen, daß die Morallehre für jeden Einzelnen ein Ideal aufrichtet, dem Staat und Nationalökonomie kontradiktorisch entgegenarbeiten. Der Forderung der Bedürfnislosigkeit steht schroff die künstlich geförderte Steigerung der Bedürfnisse gegenüber. Wenn also die Moralisten Recht haben, dann arbeiten Staat und Gesellschaft, wir alle, an unserm Unglück.

Gleichheit

Es gab einmal eine Zeit — sie währte lange und liegt noch nicht weit hinter uns —, da hielt man die Menschen für ungleich. Man sah, daß der eine tapfer, der andere feig, der eine klug, der andere dumm, der eine stark, der andere schwach war. Aber mehr als das: Man sah auch, daß der eine, auf dem Misthaufen aufgewachsen, nicht dieselben gesellschaftlichen Formen besaß wie etwa der auf dem Parkett erzogene. Da nun aber einmal gute Formen den Wert des Öls haben und Reibungen vermindern, so nahm man lieber den Wohlerzogenen in Stellungen, die, wie etwa diplomatische, regen Verkehr mit andern Leuten erfordern, als den Proleten.

Man beobachtete auch, daß nicht jedermann gleich viel verdient und — vor allem — gleich sparsam oder verschwenderisch ist wie der andere, daß daher nicht nur der Reichtum, sondern auch die Möglichkeit, ihn zu erwerben, sehr verschieden sei. Diese und viele andere Differenzen nahm man wahr und kam zu dem Resultat, daß die Menschen nach Bildung, Erziehung, Besitz, Charakter, Gemüt, Wissen und Neigungen, nach Gesundheit, Körpergröße, Intelligenz, Energie und zahlreichen andern Qualitäten durchaus verschieden seien.

Daraus zog man die Lehre, daß der Tüchtigste, Tapferste, Gerechteste, Klügste und Stärkste auch der Höchste sein sollte. Aber es genügte nicht, daß jemand, der von der Pike auf gedient hatte, die höchste Stelle im Staate bekleidete — wiewohl auch das vorkam —, sondern man wollte in der Regel nur den Abkömmling aus hervorragender Familie zulassen.

Man war der Ansicht, daß, wie der Einzelne vom Nebenmenschen sehr differiere, es so auch tüchtige und untüchtige Familien gäbe. Die Leute der Vergangenheit waren nämlich ganz simple Menschen. Sie beobachteten ihr Vieh und ihre Hunde und sahen, daß ein verkrüppelter Köter nie edle Junge erzeugte, so wenig wie mißwüchsiges Vieh schöne Kälber. Dagegen sahen sie, daß die edelsten Hengste, die stärksten Bullen auch die schönste Nachkommenschaft hervorbringen.

Dieses Gefühl für die Reinheit und Vortrefflichkeit der Rasse führte bekanntlich zu kastenmäßiger Abschließung. Wo diese zu finden, war stets ein Erobererervolk eingedrungen, hatte seinen Adel zur ersten, sein Kriegsvolk zur zweiten, den Adel der Besiegten zur dritten Kaste erklärt usf. Bisweilen hatte sich dieser Vorgang der Eroberung so und so oft wiederholt, so daß sich über dem Adel des vorletzten Eroberers als vornehmster Kaste der des letzten als noch vornehmerer aufbaute.

Das ist natürlich nur im Prinzip so, mannigfache Variationen, sogar bis zur Zuerkennung der Ebenbürtigkeit an den hohen Adel des Besiegten mit dem des Siegers — wie etwa bei der Eroberung Galliens durch die Franken —, kommen auch vor.

Voraussetzung hierbei ist aber stets die Rassegleichheit von Sieger und Besiegtem. Ist diese, wie etwa in Indien, durchaus verschieden — hier wohnen unter den erobernden Ariern sogar negerartige Volksteile —, dann wird die kastenmäßige Abschließung mit allergrößter Strenge durchgeführt. Wer auch nur einen Tropfen Bluts aus einer niederen Kaste in den Adern hat, verliert die seine. Durch mancherlei Mischungen der edleren und weniger edlen, d. h. mehr oder weniger reines Erobererblut aufweisenden Unterkasten bildeten sich so allmählich an die Tausend. Der höchste Stand aber ist so reinrassig wie vor bald drei Jahrtausenden, als er die Halbinsel unterwarf. Nur ihm werden große Leistungen zugetraut, nur er gebietet über Geist und Körper der Nation, nur er hat — von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen — kulturelle Werte geschaffen.

In Deutschland gab es nie eine solche Kastenabsonderung. Sie wäre auch nicht nötig gewesen, da wir ja Autochtonen sind oder doch der Rasseunterschied zwischen uns und den im Laufe des Vordringens nach Süden unterworfenen Rundköpfen nicht sehr groß ist.

So haben wir tatsächlich in unserer langen Geschichte nur einen einzigen, jedoch nicht aus bewußt anthropologischen Motiven kastenmäßig abgeschlossenen Stand zu verzeichnen und auch diesen erst seit 1815: den regierenden oder mediatisierten Hochadel. Doch erhält auch er wohl oder übel stets Blutzufuhr aus den Familien des niederen Adels und durch diese aus dem einfachen Volk. Somit gibt es bei uns eine sich überlegen fühlende Rasse nicht und gab es auch

nie. Es ist nur ein Berufsstand, in dem allerdings das langköpfige blonde Element überwiegt. Unzweifelhaft aber hat der Jahrhunderte währende Einfluß einer hohen Kultur und außerordentlichen Inanspruchnahme, also einer starken Auslese, wo er nicht zur Degeneration führte, hohe politische und kriegerische Talente gezüchtet.

Früher verschloß also niemand seine Augen der Tatsache, daß die Menschen sowohl als Individuen als auch als Familien ganz außerordentlich verschieden sind, und daß es neben Generationsfolgen von Verbrechern und Prostituierten stets solche von Leuten mit hervorragenden Fähigkeiten und Charaktereigenschaften, wirklichen Adel gab. Da blieb es dem 18. Jahrhundert vorbehalten, eine große Entdeckung zu machen.

Damals traten Leute auf und behaupteten, die Menschen seien von Natur gleich. Wie alles Dumme fand auch dieser Gedanke begeisterte Aufnahme, und man zögerte nicht lange, ihn im Staate zu realisieren.

Bedenkt man allerdings, daß diese naturrechtliche Doktrin in Frankreich entstand, wo Adel und Königtum in schamlosester Weise das niedere Volk ausgesogen und geknechtet hatten dann versteht man sie. Mehr als das, man wird sie bewundern und mit ihr eine neue Periode der Menschheitsgeschichte beginnen. Das erfordert eine Erklärung.

Die demokratische These der Gleichheit aller Menschen in intellektueller, moralischer und hundert andern Beziehungen ist so dumm, daß sie gar keiner Widerlegung bedarf. Indessen erinnert man sich der

größten Missetaten, die der Mächtige ungestraft begehen durfte, während der Arme Gefahr lief, durch Willkür um Gut, Ehre und Leben zu kommen, ja, daß die Gesetze oder doch die Richter diesen Zustand sanktionieren.

Schaudernd gedenken wir der wirtschaftlichen Vergewaltigungen des niederen Volkes, der Unterdrückung jedes von der altüberlieferten Norm abweichenden Gedankens, und die Zornesader beginnt zu schwellen. Wir verstehen jetzt die Verkünder der Gleichheitsforderungen, denn sie mußten täglich Zustände und Szenen mit erleben, die ihnen das Blut erstarren machten. Wie die Chemie uns lehrt, wird die größte Gewalt im Moment der Entstehung einer neuen Verbindung entwickelt. Ebenso explosiv verhalten sich oft neu auftretende Gedanken. Daß sie dem Wildbach gleich weit über die Ufer treten und auch Objekte mit fortschwemmen, die zum Meere zu führen sie nicht stark genug sind, muß ihrer Jugendlichkeit angerechnet werden und erlaubt kein Urteil über ihren inneren Wert.

Die Gleichheit vor dem Gesetz war gewiß eine Forderung von höchstem sittlichen Wert. Der Vornehme durfte nicht mehr allein wegen seiner Geburt hoffen, in Sicherheit vor dem Richter antisoziale Handlungen zu begehen. Der Arme nicht zu den Leiden seiner wirtschaftlichen Lage auch noch die härteren der Willkür tragen. Er mußte frei werden, d. h. unter die ausschließliche Herrschaft des Gesetzes gestellt werden.

Aber ist das Gleichheit?

Gewiß in dem Sinne, daß alle, welchen Standes

sie auch sein mögen, vor gleichem Richter auf Grund gleicher Gesetze abgeurteilt werden. Daß das allgemeine Beste für Hoch und Nieder die alleinige Richtschnur des Verhaltens bilden muß. Aber eine Gleichheitsforderung, die sich nicht mit äußeren, mechanischen Merkmalen begnügt, wird viel weiter gehen müssen.

Gleichheit oder Gerechtigkeit nennen wir doch gleiche Dinge mit gleichem Maße messen. Ungerecht ist es, wenn nach dem alten Recht ein verschiedener Maßstab bei gleichem Delikt angelegt wird, etwa der adelige Mörder wegen seines Adels nur des Landes verwiesen wird, während dem Nichtadeligen eine grausame Todesstrafe droht. Aber ebenso ungerecht ist es doch auch, ungleiche Dinge mit gleichem Maße zu messen, etwa mit der gleich hohen oder niederen Geldstrafe ein Roheitsdelikt bei einem Manne aus guter Familie zu belegen wie bei einem ungebildeten armen Schlucker. Während ersterer einige Flaschen Sekt weniger trinkt, muß der andere so und so lange darben, und während alle Bildungsmittel aufgewandt waren, um ersteren zu einem guten Menschen zu erziehen, hat man sich um den andern wenig oder gar nicht gekümmert.

Genau dieselbe Ungerechtigkeit und Ungleichheit bei äußerlich betrachtet gleicher Strafe liegt aber auch vor, wenn irgendein Delikt nur mit Gefängnis bestraft werden kann. Aus Leidenschaft, Unüberlegtheit oder in der Not kann jedermann irren und mit dem Gesetz in Konflikt geraten, und je älter man wird, desto mehr wird man alle menschlichen Verirrungen begreifen lernen.

Nun kann aber derselbe Tag Gefängnis, der dem Stromer ein willkommenes Quartier auf Staatskosten sichert, die Existenz eines Mannes in höherer Stellung vernichten. Auch hier ist die Ungerechtigkeit der Gleichheit, die de facto die größte Ungleichheit in sich birgt, evident. Darum erfordert wirkliche Gleichheit oder Gerechtigkeit im Strafausmaß größte Differenzierung nicht nur mit Rücksicht auf die Gesinnung des Täters sondern auch auf seine Erziehung, Bildung und soziale Stellung.

Ebenso war die Forderung der wirtschaftlichen Gleichheit ein gesunder Gedanke. Kirche und Adel, die Reichsten also, waren steuerfrei. Der Arme aber, der sowieso kaum zum Leben hatte, mußte sein kärgliches Verdienst dem Staat, und das waren damals die Reichsten, auch noch abtreten. Daß das empörte, liegt auf der Hand. Hier mußte Remedur geschaffen werden, aber keineswegs durch die Forderung der Gleichheit. Der wirtschaftlich Starke erdrückt sonst den Schwachen, der gleiche Steuerprozentsatz, von kleinen Einkommen genommen, wirkt ganz anders als bei großen. Half man sich hier mit einer Staffelung, indem man die buchstäbliche Gleichheit zugunsten einer höheren durchbrach, so machte man sich andererseits klar, daß es keineswegs im Interesse der Allgemeinheit liege, wenn der Reiche immer reicher, der Arme immer ärmer würde.

Die Sozialdemokratie erhob ja sogar in ihrer Anfangszeit die wahnsinnige Forderung der Verteilung des Staatsvermögens nach der Kopfzahl. Als ob diese erzwungene rein äußerliche Gleichheit auch nur einen einzigen Tag überdauert hätte! Viele hätten ihren An-

teil sofort im nächsten Wirtshaus vertrunken, andere gespart, und die höhere Gerechtigkeit wäre sofort wieder zum Durchbruch gekommen.

Verständigerweise versucht man aber allerwärts die wirtschaftlich Schwachen, soweit es in der Macht des Staates liegt, zu heben. Andererseits das Großkapital, besonders die Warenhäuser, die das kleine Gewerbe zu unterdrücken drohen, stärker zu belasten. Auch hier besteht also keine mechanische Gleichheit im Sinne der Volksbeglücker, vielmehr hat die Ungleichheit, die früher den Mächtigen bevorzugte, nun den Schwachen ihren Schutz geliehen.

Die Forderung der Gleichheit wurde auch bezüglich des Verhältnisses des Einzelnen zum Staat erhoben. Und zwar durch Einführung der Steuerpflicht aller und der allgemeinen Wehrpflicht. Während die Erstere, wie oben gezeigt, durch staffelförmige Besteuerung verständigerweise durchbrochen wurde, hat die Bevorzugung der gebildeteren Elemente, die bei uns nur ein Jahr statt zwei oder drei zu dienen verpflichtet sind, ebensfalls in das Prinzip Bresche gelegt.

Daß der Gebildete schneller das Wesen des Dienstes erfaßt als der Ungebildete, liegt ja auf der Hand. Ebenso lehrt die Erfahrung, daß Disziplinarvergehen im Einjährigenstande außerordentlich viel seltener sind als im Durchschnitt der Truppe. Also auch die Manneszucht, dieses Fundament des Heeres, wie jeder Organisation, und die Selbstbeherrschung, als ihre Voraussetzung, ist beim Gebildeten besser gewährleistet als beim großen Haufen.

Da der Staat aber nur ein Interesse daran hat,

tüchtige Truppen und Führer zu erziehen, die Zeit, die für Erreichung dieses Zweckes erforderlich ist, aber von sekundärer Bedeutung ist, so hat sich auch hier die Ungleichheit vollauf bewährt.

Überall sehen wir die natürliche Ungleichheit der Menschen und eine Entwicklung mit dem Ziele, ihr nach Tunlichkeit Rechnung zu tragen. Und zwar nicht etwa durch Erfüllung der mechanischen Gleichheitsforderung, sondern im Gegenteil durch möglichste Ungleichheit der Mittel. Denn nur sie gewährt einige Aussicht, der Unbilligkeit zu steuern.

Nur auf einem einzigen Gebiete haben wir uns diese Möglichkeit verbaut. Auf dem der Anteilnahme des Einzelnen an der Regierung des Staates.

Niemand wird bestreiten wollen, daß Intelligenz, Erfahrung und Wissen der Menschen mindestens ebenso verschieden sind wie ihr Vermögen oder die Zahl ihrer Haare. Da wir aber alle in demselben Staate lebend von ihm einen Teil bilden, so ist es eine völlig gerechtfertigte Forderung, auch allen, soweit sie Pflichten gegenüber der Gesellschaft übernommen haben, das Recht zu gewähren, ihre mannigfachen Wünsche zu äußern und zu ihrer Erfüllung mitzuwirken.

Der Gedanke, daß jedermann entsprechend seinen Leistungen für den Staat auch auf diesen Einfluß erhält, ist ohne weiteres einleuchtend. Seine praktische Durchführung stößt aber auf große Schwierigkeiten. Der Multimillionär kann unter Umständen geistig sehr beschränkt sein. Das ist zwar nicht die Regel, auch nicht bei Erben großer Vermögen, denn schwerer als das Erwerben von Gütern ist deren Erhaltung.

Immerhin will man nicht, daß in der Hand eines sehr reichen Mannes Hunderte oder Tausende von Stimmen vereinigt sind. Ähnlich liegt es beim immobilen Besitz. Daß Geburtsvorzüge in unserer demokratischen Zeit nicht berücksichtigt werden können, ist ohne weiteres klar. Aber auch die Intelligenz ist nicht wäg- und meßbar. Wieviele Stimmen müßte sonst der Bankier, Großindustrielle, Schriftsteller oder Gelehrte gegenüber dem Stromer und Tagedieb erhalten! Immerhin wäre aber auch hier eine annähernd gerechte Verteilung des Einflusses auf die Regierung nach Bildung, Steuern, Militärdienst usw. möglich.

Doch dazu wurde der Versuch gar nicht gemacht. Mit der Verleihung des allgemeinen gleichen geheimen und direkten Wahlrechtes wurde der erste Schritt auf dem Wege getan, der einst in Athen mit dem Ausknobeln der wichtigsten Staatsämter endete.

In jedem Geschäft werden wir nur dessen Rat gelten lassen, der etwas davon versteht. Dank unserm Reichstagswahlrecht votiert der Analphabet über Bildungsfragen, der Staatskrüppel über Krieg, wer keine Steuern zahlt über das Budget. Und warum das alles? Weil die Menschen von Natur gleich sind und darum gleiche Rechte haben!

Man glaubte liberal zu handeln, als man vor dem Mob eine Verbeugung machte. Noch jetzt ist dem so und ein Sakrileg begeht in den Augen vieler, wer dem Pöbel der Bildung, Erziehung und des Besitzes um die Bedeutung einräumen will, die ihm zukommt, d. h. gar keine. Dem Fortschritt dient nur, wer den führenden Schichten Unterstützung gewährt, aber

niemals wer um eines törichten Dogmas willen dem Auswurf der Gesellschaft die gleichen Rechte einräumt wie ihren Bahnbrechern.

Die Folge ist natürlich auch, dass nicht der Geist- und Kenntnisreichste zum Abgeordneten gewählt wird, sondern wer den Instinkten der Masse am meisten schmeichelt.

Da die Zahl der Ignoranten und Dummköpfe die erdrückende Mehrheit bildet, ist die Dummheit zum Gesetz erhoben worden. Wer mit der Minderheit stimmt, kann sicher sein, das Richtige zu treffen, auch ohne jegliche Prüfung. Es ist etwas Wundervolles um diese Gleichheit, deren Inhalt nur die Unwissenheit sein kann! Wenn das Reich trotzdem besteht, so tragen das konservative Wahlrecht der Einzelstaaten und die Bundesregierungen daran das Verdienst.

Reaktion

Viele unserer Errungenschaften der Verfassung und Gesetzgebung gehen langsam auf dem Wege regierungsseitlicher Verfügungen wieder verloren. Heute wäre es ausgeschlossen, eine Verfassung mit gleich aufgeklärtem und freiheitlichem Geist zu erhalten, wie er etwa in der Bayerns lebt. Thron und Altar, d. h. die Konservativen des Besitzes und die der Weltanschauung, die Reaktionäre und Dunkelmänner, suchen mit nicht geringem Erfolge die Herrschaft an sich zu reißen. Daß darunter die Freiheit der Person und der Überzeugung leiden, unterliegt nicht dem allergeringsten Zweifel.

Das preußische Polizeiregiment, das südlich der Mainlinie gottlob unmöglich wäre, die gerichtlich festgestellte Tatsache, daß der Arbeiter in Sachsen — und natürlich auch anderwärts — weniger Recht genießt als der Angehörige der höheren Stände, die Konfessionsschnüffelei und der ganze Paritätsschwindel sind Erscheinungen, die jeder Freund des Fortschrittes nur tief beklagen kann.

Jedenfalls müssen wir versuchen, die Wurzel des Übels zu ermitteln.

Die Wildemannsallüren der Sozialdemokratie, verbunden mit dem ungeheuren Anwachsen ihrer

Stimmenzahl, haben die Regierungen begreiflicher-weise in Schrecken versetzt. Man denke sich: Ein-richtung der Republik nach Beseitigung der Throne, Verteilung aller Güter zu gleichen Teilen an die Sozi, gleiche Bezahlung der Kopf- wie der Handarbeit und was des Unsinns noch mehr verwirrten Köpfen ent-springen mag. Dazu glühende Bewunderung jedes Hottentotten, überhaupt Begeisterung für alles Nicht-deutsche und gehässige Geringschätzung alles Natio-nalen, insbesondere unserer braven Offiziere und Soldaten.

Es liegt auf der Hand, daß die Besonnenen inner-halb der Partei solchen Utopien und Vaterlandslosig-keiten ihre Gefolgschaft verweigern. Tatsächlich ver-dankt Deutschland der Sozialdemokratie außerordent-lich viel. Viele Auswüchse im Verwaltungswesen hat sie beschnitten, die Invaliditäts- und Alterversicherung und manches andere ist indirekt ihr Werk, sie bildet auch eine heilsame Kontrolle obrigkeitlicher Organe. Vor allem ist sie aber ein vortreffliches Ventil für alle Unzufriedenheit. Zudem ist die Partei schon bedeutend nach rechts gerückt und wird es noch mehr tun.

Der Tag wird kommen, wo die Sozialdemokratie eine ganz zahme fortschrittliche, sich auf die Arbeiter stützende Regierungspartei wird, von der sich dann radikalere Elemente absondern, um auf eigene Faust Utopien nachzujagen.

Wie dem auch sein mag: Die Regierungen, beunruhigt durch das außerordentliche Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen, die hinter einem die Staatsordnung aufs heftigste bekämpfenden Pro-gramm stehen, glauben oder geben zu glauben vor,

daß die Gesellschaftsordnung ohne entsprechende zurückdämmende Maßnahmen in Gefahr sei. Deshalb versuchen sie durch kleinliche Schikanen und alle möglichen Mittelchen des Verwaltungsapparates die sogenannte Umsturzpartei klein zu kriegen. Natürlich mit negativem Erfolge, da man Geist nur mit geistigen Waffen bekämpfen kann. Aber angenehmer wird durch solche reaktionären Bestrebungen das Leben im Staate nicht.

Und wem verdanken wir das: Der Gleichheit des Wahlrechtes. Denn würde es zwar allgemein, aber nicht gleich sein, dann wäre zweifellos die Unzufriedenheit derart in der Minorität, daß die Regierungen weder Veranlassung hätten, sich beunruhigt zu fühlen, noch dagegen reaktionäre Maßnahmen zu ergreifen.

Die gegenwärtig sehr verständliche Feindschaft der Regierungen gegen die Sozialdemokratie mit ihren lästigen Folgen erhält im antifortschrittlichen Sinne noch eine andere Unterstützung.

Die Mehrheit ist nicht etwa radikal oder auch nur fortschrittlich, wie man meinen könnte, wenn man aus dem wilden Gebaren in Revolutionszeiten auf die Stimmung der Gesamtbevölkerung schließen wollte. Das französische Schreckensregiment wurde seinerzeit von dreihunderttausend Jakobinern, also einer verschwindenden Minderheit, geführt. Von diesem einen Prozent der Bevölkerung ließen sich also die übrigen neunundneunzig jahrelang malträtieren! Und dabei steht noch nicht einmal fest, ob alle dreihunderttausend aus innerer Überzeugung dem Jakobinertum huldigten.

Die Radaubrüder sind nicht nur der qualitative Abschaum, sie sind auch quantitativ nur ein ganz dünnes Schaumgebilde auf den ruhigen Wassern des Volkes. Und daß es so ist, ist ein großer Segen. Denn wenn schon der Einzelne, auch ein kluger Mann, in der Erregung töricht handelt, so gilt das natürlich in gesteigertem Maße von unverantwortlichen Individuen, die zumeist dem niederen Volke angehören. Über Nacht zerstören sie mehr, als Generationen mit dem Fleiß ihrer Hände schufen.

Aber diese sehr begrüßenswerte Umsturzfeindlichkeit der großen Masse hat ihre Schattenseite in ihrer Fortschrittsfeindschaft.

Das ist u. a. aus der Geschichte der kleinen demokratischen Republik Zürich zu belegen. Dort sind alle Gesetze der Abstimmung des Volkes im Referendum unterworfen, und zwar ist die Abstimmung obligatorisch und geheim. Hierbei zeigt es sich nun, daß Anträge auf Verfassungsänderungen oder auf Änderung des Rechtspflegegesetzes, des Privatrechtes, vor allem des Erbrechtes fast immer abgelehnt wurden. Überhaupt finden Neuerungen, natürlich auch Verbesserungen, nur selten eine Mehrheit. Das von radikal-demokratischer Seite in Unkenntnis seiner Wirkung geforderte Referendum ist also eine konservative Maßregel! In stürmischen Zeiten wäre es also nicht zu fürchten, wohl aber gegenwärtig bei uns.

Und doch haben wir etwas Ähnliches in unserm Reichstagswahlrecht. Ohne dieses törichte Wahlrecht, das die undifferenzierte Masse entscheiden läßt, wären die fortschrittfeindlichen Parteien sicher stark in der Minderheit. So kommen unsere Gesetze und Maß-

nahmen fast immer zu spät, denn es dauert Jahrzehnte, bis die Mehrheit das geistlos nachredet, was die Intelligenz voraussehend erkannte.

Indessen wohnt ein gewaltiger Bruchteil unserer Bevölkerung auf dem Lande unter seelenhirtlicher Obhut. Diese guten Leute wählen, um ihre „unsterbliche Söll" vor Schaden zu bewahren, selbstverständlich genau nach pfarrherrlicher Anweisung, und die lautet „Zentrum".

Die Folge des Wahlrechtes ist also die Reaktion von oben und die Fortschrittfeindlichkeit von unten.

Revolutionäre

Revolution ist ein häßliches Wort. Barrikaden, Megären, brennende Häuser, Trümmerhaufen, Exekutionen sehen wir vor unsern Augen und schließen sie lieber.

Dazu ist jede Revolution ein Rechtsbruch. Damit mag man sich noch am ehesten abfinden, denn die Herschenden, die nun weichen müssen, verdanken in der Regel ihre Macht nicht dem Recht, sondern der Gewalt, fallen also durch das Schwert, das sie selbst führen.

Zudem sind Recht und Unrecht ein Maßstab, der sich im Leben der Völker nicht immer anwenden läßt, so wenig man vom Unrecht eines vulkanischen Ausbruches reden kann. Es handelt sich auch hier oft um elementare Gewalten, um Lebensfragen der Völker. Vor diesen wird jeder Staatsakt zum Blatt Papier. Denn Not bricht Eisen

Aber selten vollzieht sich eine Revolution mit Mäßigung. Meist, ja fast immer tritt die leidenschaftlich erregte Bevölkerung auch Rechte mit Füßen, deren Beseitigung mit Abstellung eines Notstandes gar nichts zu tun hat. Man zerstört aus Zerstörungswut. Denn der Mensch, zumal in Masse, ist eine

Bestie, und wenige gibt es, die den Mut besitzen, in solchen Augenblicken, nur ihrer Vernunft und ihrem Gewissen folgend, den erregten, fanatisierenden Elementen zu opponieren.

Es ist das Los der Unabhängigen und Aufrechten, daß sie von allen bekämpft werden. Nur wer sich mit Haut und Haar, auch gegen bessere Überzeugung einer Partei, verschreibt, hat an ihr eine Stütze. Seine Freunde aber vor Gewalttaten, vor der Versuchung, ihr Mütchen zu kühlen, abzuhalten, erfordert viel mehr Mut, als sich dem Feinde entgegenzustellen.

So kommt es, daß auch die besonnenen Elemente schweigen und den Dingen ihren Lauf lassen. Die Ereignisse überstürzen sich bald, eine wahnsinnigere Maßnahme folgt der anderen, man vergißt völlig, daß eine Organisation, ein Staat, eine Kirche, die Jahrhunderte bestehen, gar nicht vollkommen schlecht sein können, mögen sie auch noch so viele Fehler haben, da sie sonst von den unvermeidlichen Stürmen längst hinweggefegt worden wären. Alles Brauchbare tunlichst zu erhalten, fällt niemandem ein. Es handelt sich nun weniger darum etwas Besseres als etwas Anderes an die alte Stelle zu setzen. So verwandelt sich der einstige Kosmos in ein Chaos.

Aber die Unordnung währt nie lange. Das Pendel mag noch so weit ausgeschlagen sein, es kehrt zur Senkrechten zurück, um nach der andern Seite weiterzuschwingen. Und diese Restaurationen und Reaktionen fegen wieder mit dem Bösen und Törichten, das die Revolution brachte, das Gute hinweg. Sie bemühen sich, alles auf den alten Stand zurückzuschrauben, ja, den Machthabern noch mehr Rechte

einzuräumen, als sie je besaßen. Siegt die Reaktion, dann muß früher oder später wieder eine Revolution kommen. Und dieses Spiel wird sich wiederholen, bis endlich eine Kompromißformel gefunden ist, die allen Tüchtigen ihren Platz an der Sonne gewährt. Die Zukunft gehört eben ganz ausschließlich dem maßvollen Fortschritt.

Revolutionen brauchen nicht immer mit Greueltaten verbunden zu sein. Zu ihrem Wesen gehört nur der unrechtmäßige, mit Gewalt oder Drohung herbeigeführte Bruch der Verfassung. Das kann sich auch recht unauffällig vollziehen — man denke etwa an die Trennung Norwegens von Schweden. Aber der gesetzliche Weg muß verlassen werden.

Wer denkt nicht an die Sozialdemokratie?

Doch eine revolutionäre Partei ist die sozialdemokratische durchaus nicht. Die erdrückende Mehrheit der Genossen hält an der Verfassung fest, deren liberaler, fortschrittfreundlicher Geist, besonders in Süddeutschland, um so mehr anerkannt werden muß, als wir unter den gegenwärtigen Zuständen keinesfalls eine ähnlich vortreffliche Grundlage unseres Staates erhalten würden. Wem aber die Verfassung nicht weit genug geht, der versucht auf legalem Wege dem Volke mehr Rechte einzuräumen. Da die Sozialdemokraten das bisher taten, stehen sie auf gesetzmäßigem Boden.

Eine andere große Partei aber existiert bei uns, die hat an der Verfassung viel mehr auszusetzen als die Sozialdemokraten. Die will auch ändern, aber durchaus nicht im fortschrittlichen, sondern im rückschrittlichen Sinne. Diese Partei macht sich und

andern Angst mit dem an die Wand gemalten Gespenst des Umsturzes. Bald will sie Ausnahmegesetze, ständig wirkt sie auf die Behörden ein, um die bestehenden Gesetze in ihrem Sinne, also gegen das Recht, zu handhaben. Dann wieder will sie das Wahlrecht entziehen, ja, sobald es „opportun“ erscheint, würde sie vor einem Staatsstreich nicht zurückschrecken, sei es auch auf dem Umwege, das irgendwie gereizte Volk niederschießen zu lassen und die Verfassung zu suspendieren oder, einfacher, mit einem Leutnant und zehn Mann den Reichstag zu schließen.

Diese Partei sind die Konservativen und Scharfmacher im preußischen Abgeordnetenhause, mehr noch im dortigen Herrenhause.

Statt einen Kampf gegen den Umsturz zu führen, wie er vielleicht in ihren Köpfen spukt, in Wahrheit aber nicht existiert, kämpfen sie für ihn. Oder ist es etwa nicht Umsturz, wenn unter dem Vorwande, Thron und Altar zu stärken, ihnen Vorrechte eingeräumt werden sollen, die die Verfassung nicht kennt? Wenn das sogar unter Hinweis auf die bewaffnete Macht geschieht?

Wer mit dem Gedanken an einen Staatsstreich spielt, ist innerhalb ein Revolutionär. Es verschlägt dabei gar nichts, ob dieser Staatsstreich auf Stärkung oder Schwächung der Königsgewalt, auf gewaltsame Beseitigung der Aristokraten oder des Pöbels hinzielt. Es handelt sich überall um brutalen Egoismus, der sich das Mäntelchen der Freiheit oder der Königstreue umhängt. Auch wir haben Revolutionäre, sie heißen aber — Konservative.

Nationalgefühl

Wir Deutschen sind stolz auf uns. Wir haben auch Grund dazu. Der glorreichen Geschichte des frühen Mittelalters folgte zwar eine politisch unrühmliche, kulturell aber außerordentlich glänzende Zeit. Was wir als Dichter und Denker, Forscher, Künstler und Techniker schufen, kann kühn die Konkurrenz mit allen Völkern des Erdballs aufnehmen. Dann kam nach Zeiten tiefster politischer und militärischer Ohnmacht das große Jahr, das uns das geeinigte Deutschland schenkte.

Seitdem haben wir es nicht mehr nötig, unsere Nationalität zu verleugnen, wie es in trüben Zeiten leider nur zu sehr der Fall war. Stolz zeigt sich unsere Fahne auf allen Weltmeeren, unsern Namen achtet, ja fürchtet selbst das gewaltige England.

Wir sind nicht mehr schüchtern. Im Gegenteil. Wir nehmen den Mund recht voll, oft zu voll. Wir sind bisweilen chauvinistischer und protziger als es angemessen wäre. Man merkt uns an, daß wir uns den veränderten Verhältnissen noch nicht völlig angepaßt haben. Etwas vom Parvenü haftet uns noch an.

Das ist schließlich nicht so schlimm und wird sich mit der Zeit schon geben. Jedenfalls ist es besser

als das Gegenteil von einst. Schlimm aber ist, daß wir vielleicht weniger Berechtigung haben uns aufzuspielen als wir glauben.

Daß wir eine fremde Religion bzw. Kirche noch immer über uns herrschen lassen, beklagten wir schon. Die Italiener und Franzosen, von Amerika ganz zu schweigen, wußten mehr, was eine große Nation sich selbst schuldet. Die Aussicht, es ihnen gleichzutun — wenn auch mit Vermeidung mancher Härten —, ist leider in weite Ferne gerückt. Unsere Gesetze erzwingen noch Religiosität, d. h., sie vernichten die wahre, im Herzen wohnende. Der Staat ist noch unduldsam und erzieht dadurch zur Heuchelei. Gewissenszwang aber verträgt sich um so weniger mit der Würde eines großen Kulturvolkes, als es sich noch nicht einmal um eine Staatsreligion, sondern um eine importierte handelt. Ja, der Sitz der römisch-katholischen Kirche, die nominell die Seelen von einem Drittel unseres Volkes beherrscht, liegt sogar im Ausland.

Entweder wir sind kulturell so fortgeschritten, wie wir es uns und andere glauben machen wollen, dann müssen wir mit Trennung von Staat und Kirche uns völlig von mittelalterlichen Anschauungen befreien. Oder aber wir sind zwar nicht kulturell auf der Höhe, aber selbstsicher und stark, dann ist eine Staatsreligion die richtige Lösung. Der gegenwärtige Zustand der Halbheit ist unser als Kulturvolk so unwürdig wie als Staat und Nation.

Wie steht es aber mit dem einigen deutschen Reich?

Die Italiener haben ihre Irredenta, die Magyaren

suchen mit Gewalt das Land, in dem sie höchstens den dritten Teil der Bevölkerung bilden, zu magyarisieren, die Böhmen fordern ihr eigenes Reich, andere Slawen machen in Steiermark und Krain Vorstöße. Wer den Schaden trägt, sind fast immer wir. Gewiß schimpfen wir über diese Völker, wir ziehen mit unwürdigen und rechtswidrigen Mitteln gegen die Polen innerhalb unserer Grenzen zu Felde, aber wir erkennen das Nationalgefühl dieser Völker nicht an. Vor allem: Wir ahmen es nicht nach.

Wenn die Italiener sich in Südtirol rühren, dann ist das ihrer Regierung nicht angenehm. Solange der Dreibund besteht, müssen solche Konflikte vermieden werden. Aber sie schützt ihre Volksgenossen, denn sie weiß, daß sie nicht die schlechtesten sind.

Was aber tun wir, wenn die Deutschen Österreichs hilfeflehend ihre Arme nach dem Brudervolk ausstrecken? Wir mahnen sie zur Ruhe! Selbst die reichsdeutsche Regierung wird nicht müde, ihnen ihre Pflichten als Staatsbürger zu predigen, statt sie ruhig gewähren zu lassen. Freundschaftlichen Aktionen des Volkes bereitet man Schwierigkeiten. Mag die Politik Neutralität erfordern, die Form, in der sie zum Schaden des deutschen Nationalgefühls gehandhabt wird, kann man kaum scharf genug verurteilen. Vor allem beschämend aber ist die Gleichgültigkeit unserer Landsleute gegenüber der Not ihrer Blutsbrüder im Habsburgerreiche.

Fraglich ist, ob die moralischen Pflichten als Staatsbürger höher stehen wie die als Volksgenosse, als Nation. Während wir uns für Armenier und Juden begeistern — fern sei es mir, die Berechtigung

des herzlichen menschlichen Mitleides mit diesen von Türkei und Rußland bedrängten Völkern zu bestreiten —, vergessen wir Wichtigeres. Näher wie sie gehen uns die Deutschen in den Ostseeprovinzen an, für die wir nur Ermahnungen zur Ruhe haben.

Nicht das Volk hat sich nach dem Staat zu strecken — über die Kabinettpolitik sind wir gottlob endlich hinaus —, sondern der Staat nach dem Volke. Solange noch ein deutsches Dorf außerhalb der Reichsgrenzen liegt, sei es in Rußland, Österreich oder sonst wo, solange ist das Reich ein unvollkommenes, ergänzungbedürftiges Gebilde.

Nichtswürdig wären die Deutschen Österreichs, wenn sie nicht das Verlangen trügen, sich mit ihrem Volke zu vereinigen, und sich lieber von andern Nationen treten ließen. Unwürdig aber ist es unser als große selbstbewußte Nation, sie in ihrem Ringen allein zu lassen. Mag unsere Politik nach wie vor korrekt bleiben, das Volk hat das gute Recht, ja die Pflicht, der Stimme des Blutes zu folgen.

Auch der Abfall der Niederlande war ein Unrecht gegen Spanien, nicht minder der Befreiungskampf der Tiroler, der Aufstand der Griechen, Rumänen, Serben und Bulgaren. Aber papierne Rechte sind nichtig, wenn es sich um Lebensfragen eines Volkes handelt. Am Patriotismus begeistert sich das Beste in unserm Inneren. Den Griechen schickte einst ganz Europa Geld und Freiwillige, nicht minder in unsern Tagen den Buren. Um wen sich aber Deutsche nicht kümmern, das sind Deutsche! Weil, ja weil — sie nicht in Deutschland wohnen.

Solange wir das Unwürdige dieses Verhaltens

nicht fühlen, haben wir kein Recht, mit unserm Nationalgefühl zu protzen.

Wie verträgt es sich weiter mit der Würde eines großen Kulturvolkes, wenn es gewaltsam fremde Nationen germanisiert? Es ist meines Erachtens ein solches Glück und eine solche Ehre Deutscher zu sein, daß man nicht daraus eine Strafe machen darf, wie es den Polen gegenüber den Anschein hat. Gibt es etwas Lächerlicheres und Unwürdigeres als den Sprachenparagraphen? Als das Landenteignungsgesetz?

Wenn aber der Staat zu Gewaltmitteln greift, dann muß er unter allen Umständen auch siegreich bleiben. Dann darf nicht der polnische Besitzstand sich vermehren, während er früher abnahm! Es ist eine böse Sache um jemand, der Unrecht tun will, aber dazu nicht die Macht besitzt. Denn das Einzige, was über eine Rechtsverletzung hinwegsehen läßt, ist der Respekt, den stets der Erfolg einflößt.

Wie steht es auch mit dem Schutz der deutschen Reichsangehörigen, nicht etwa Volksgenossen, im Ausland? Wehe dem Unglücklichen, der einem Engländer auch nur ein Haar krümmt! Und bei einem Deutschen? Man verhandelt, wechselt Noten und Entschuldigungen, rasselt auch kleinen Staaten gegenüber vielleicht ein bißchen mit dem Säbel und — überläßt den Geschädigten in der Regel seinem Schicksal.

Es mag zugegeben werden, daß die Schnoddrigkeit unseres Auftretens manchen unnötigen Konflikt herbeiführt. Nichtsdestoweniger ist es Aufgabe der Regierung, unter allen Umständen für ihre Bürger einzutreten.

Der civis Romanus war Tabu, der civis Germanus ist oft Prügelknabe.

Mit dem berechtigten Stolz eines großen Volkes will die Rolle, die die Polizei bei uns spielt, auch nicht recht harmonieren. Was bei uns alles verboten wird; du lieber Gott! Was ist eigentlich außer Steuer zahlen noch erlaubt?

Die Polizei spielt bei uns eine Rolle wie nirgends sonst in Europa, außer in Rußland, das ja nur geographisch zu unserm Erdteil gehört. In Süddeutschland, dessen politische Reife der des Nordens unseres Vaterlandes weit überlegen ist, geht es noch. In Preußen, besonders in Ostelbien, herrschen vormärzliche Zustände. Ein selbstbewußter Staatsbürger läßt sich aber nicht auf Schritt und Tritt gängeln. Er braucht keine Kindsmagd mehr. Er wird auch nie lernen, sich frei zu bewegen, wenn man ihm keine Freiheit läßt.

Was überhaupt bei uns regiert wird, geht ins Aschgraue. Auch das will sich mit dem entwickelten Nationalgefühl nicht vertragen.

Ein besonders dunkler Punkt ist der Byzantinismus. Wir leben in einem Verfassungsstaat. Die Zeiten des Despotismus — die übrigens oft viel besser als ihr Ruf waren, denn die beste Regierungsform ist die Despotie, wenn nur der rechte Mann an der Spitze steht — sind endgültig vorbei. Dazu ist das Volk viel zu zahlreich geworden, und das Recht auf Selbstbestimmung wird zu energisch gefordert. An das Gottesgnadentum glauben nur noch die wenigsten.

Oft möchte man meinen, die Rechte, die unsere Väter und Großväter dem Volke erobert hätten, ständen

nur auf dem Papier. Es ist weniger an dem, daß die Regierungen sie beschränken, als daran, daß die Staatsbürger sich nicht getrauen, sie auszuüben. Man hat zu lange als Knecht gelebt, um einen angemessenen Gebrauch von der Freiheit machen zu können. Das zeigt sich aufs deutlichste im Verhältnis zum Herrscher.

Derselbe Prolet, der mit Argusaugen darüber wacht, daß sein Untergebener oder ein Standesgenosse, den er für geringer hält, ihm den Vortritt läßt, trägt eine ostentative Geringschätzung der höheren Stände, wo er nur gesehen zu werden glaubt, zur Schau. Seinem Monarchen, in dem er doch zum mindesten den Repräsentanten des Staates zu erblicken hat, hält er sich fern, ballt die Faust in der Tasche, benimmt sich tunlichst rüpelhaft und nennt dies Benehmen Männerstolz vor Königsthronen.

Tatsächlich beweist es nicht nur mangelhafte Erziehung, es beweist noch mehr die Ungewißheit seiner Selbst. Es ist auch Sklaverei, aber der Herr taugt nichts.

Andererseits glaubt der Anhänger der Monarchie mit seiner Königstreue überall protzen zu müssen. Als ob man sonst an ihr zweifeln würde. Und zwar geschieht dies nicht als freier Bürger eines Verfassungsstaates, der Pflichterfüllung vom Monarchen erwartet, wie er die Pflicht hat, Ehre zu erweisen, wem sie gebührt, der seiner Meinung in angemessener Form stets Ausdruck verleihen darf, es geschieht in hündischer Weise.

Man zittert bei Tadel, nein, beim Lobe sogar, wenn es nicht begeistert genug scheint, vor dem Schall seiner eignen Worte. Man hält sich nicht an

die Regierungshandlungen, man sucht auf Hintertreppen und durch Lakaienhände Nachrichten zu sammeln, die für die Öffentlichkeit nicht bestimmt sind und sie auch gar nichts angehen. Besonders die Scherlpresse hat hier ungeheuren Schaden angerichtet.

Kritiklose Verhimmelung von allem und jedem, was oben geschieht, nicht weil es gut ist, sondern weil es der Monarch tat.

Daß damit unsern Fürsten, von denen viele als leuchtende Vorbilder von Pflichterfüllung, Energie und Klugheit uns mit freudigem Stolz erfüllen müssen, ein sehr schlechter Dienst erwiesen wird, will den Byzantinern nicht in den Sinn. Auch der Monarch ist Mensch und hat als solcher Schwächen. Sie gehen, soweit sie nicht in Regierungshandlungen in die Erscheinung treten, niemand etwas an. Ihnen nachzuspüren, jeden Ausspruch als Kathedralentscheidung hinzustellen, ist töricht und eines Kulturvolkes unwürdig.

Wie wenig Byzantinismus und Schweifwedelei mit Patriotismus und Königstreue zu tun hat, lehrt die Geschichte von Byzanz schlagend. Die große Mehrheit der Kaiser wurde ermordet!

Wir haben außerordentlich viel in den letzten Jahrzehnten erreicht, aber die Erfolge sind zumeist äußerlich. Weder besitzen wir die innere Reife und Freiheit, die eigne Würde zu wahren, ohne der der andern zu nahe zu treten, noch ist der Geist unserer Verfassung uns in Fleisch und Blut übergegangen.

Wir glauben geradezu revolutionär zu sein, wenn wir von unserm guten Recht Gebrauch machen. Die Polizei ist noch unser Mädchen für alles, auf das wir

zwar schimpfen, das wir aber immer wieder beanspruchen. Der albernen Überschätzung alles Ausländischen, vom Lazzaroni bis zum Neger„prinzen“, steht ein ebenso unreifer Chauvinismus gegenüber, der patriotisch zu handeln glaubt, indem er das Gute ablehnt, weil es fremd, das Schlechte lobt, weil es deutsch ist. Den Kameruner umarmen wir als Landsmann, den Deutschen Österreichs überlassen wir seinem Schicksal, weil er nicht politisch zu uns gehört. Den Polen versuchen wir mit kläglichem Mißerfolg zu germanisieren, dafür sehen wir ruhig mit an, wie Urdeutsche verwelscht, verrußt oder verungart werden.

Unser Nationalgefühl und politisches Verständnis stecken noch in den Kinderschuhen. Am meisten bieten wir im Hurrarufen. Das können wir aber auch besser wie jedes andere Volk.

Nachwort zum 7. Tausend

In der Überzeugung in diesem Buche meine Ansichten mit hinreichender Deutlichkeit ausgesprochen zu haben, — einige Korrekturen brachte ich in vorliegender Auflage an — unterließ ich ein Vorwort. Das war insofern ein Fehler, als der Titel, wie verschiedene Kritiken beweisen, eine mißverständliche Auffassung zuläßt, auch nicht zum Ausdruck kommt, für welches Publikum ich schrieb.

Darum muß ich feststellen, daß mir nichts ferner liegt, als die Prätention hier Dinge zu sagen, die so neu und großartig sind, daß noch niemand auf ähnliche Gedanken kam. So naiv bin ich wirklich nicht. Ich bin überhaupt skeptisch gegen sogenannte neue Gedanken. Bewußt entlehnt habe ich nichts. Desto freudiger begrüße ich die „Forschungsresultate" von Leuten mit stark entwickelten Sitzorganen. So erfahre ich dann wenigstens von wem ich hätte beeinflußt werden können, wenn ich eine größere Literaturkenntnis besäße. Der Titel bedeutet weiter nichts, als daß ich Dinge sagen will, die ein großer Teil der Gebildeten — nur dieser!!! — denkt, oder doch denken würde, wenn er sich mit der Materie beschäftigte, auszusprechen aber aus irgendwelchen Gründen sich scheut.

Von hochgeschätzter jüdischer Seite wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß einige Stellen des Buches so gedeutet werden könnten, als forderte ich zum Antisemitismus auf. Nichts liegt mir ferner und ich würde lebhaft bedauern, wenn auch andere diesen Eindruck gewonnen haben sollten. Ich fühle mich durchaus als Deutscher und lehne deshalb jüdische Bevormundung mit Entschiedenheit ab. Aber Intoleranz jeglicher Art und gegen jedermann verabscheue ich als Rest mittelalterlicher Barbarei.

Wer ohne jede Rücksicht auf Beifall oder Ablehnung seine Meinung sagt, muß auf energischen Widerspruch gefaßt sein.

Zum Meinungsaustausch in anständigen Formen mit jedermann gern bereit, muß ich doch konstatieren, daß weder Ignoranz noch Anmaßung oder schlechte Manieren mir als Befähigungsnachweise hinreichend erscheinen und mir gegen Anonymi, selbst wenn sie sich nicht dafür halten sollten, die Feder in die Hand zwingen können. Manchem räume ich daher eine Freiheit ein, die ich dem Weisen oder Wohlerzogenen nicht gewähren würde.

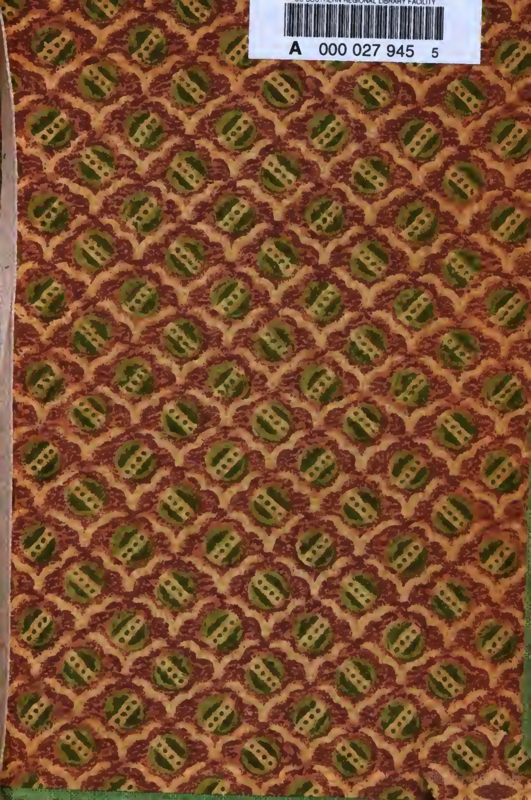
München, im August 1910

Der Verfasser

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig






A 000 027 945 5

